Aus dem Leben Theodor von Bernhardis

Theodor von Bernhardi

Aus dem Leben

Theodor von Bernhardis.

Erster Theil:

Jugenderinnerungen.

Zweite Auflage.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1898.



GESCHWISTER TIECK.

Jugenderinnerungen

von

Theodor von Bernhardi.

Mit einem Bildnis der Geschwister Tieck.

Zweite Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1898.

Vorwort.

Schon lange war es mein Wunsch aus dem reichen litterarischen Nachlaß meines verstorbenen Vaters diejenigen Theile, die ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen können, in geeigneter Form zu veröffentlichen und damit weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Theils äußere Umstände, theils die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit haben mich nicht an dieselbe herantreten lassen.

Nachdem sich nun ein langjähriger Freund meines Vaters erboten hat, die Sichtung, Zusammenstellung und Herausgabe des umfangreichen Materials in die Hand zu nehmen, habe ich um so weniger anstehen wollen, ihm dasselbe zur Verfügung zu stellen, als unsere rastlos vorwärts hastende Zeit nur allzubald das Interesse selbst an der jüngeren Vergangenheit verliert, auch die Besten rasch vergißt und es oft versäumt ihren Todten die Anerkennung zu zollen, die sie den Lebenden, ihren Werth verkennend, vielfach versagte.

Freilich ist das Menschenloos. Den Einen wirft die Woge des Glücks empor; er findet Förderung und Bewunderung weit über das Maß seines wahren Verdienstes hinaus; über den Andern rollt die Brandung der Zeitgeschichte hinweg, und niemals erringt er im Bewußtsein seiner Mitbürger die Bedeutung, die seinem Werth, seinem Wollen und Wirken entspräche.

Desto mehr, meine ich, ist es der Nachlebenden Pflicht dem blinden Ostracismus solchen Geschickes entgegenzuwirken und das Andenken derer zu ehren, die an dem Aufbau unserer heutigen Verhältnisse aus den Trümmern des alten Deutschland geistig und thätig mitgewirkt haben.

Auch will es mir praktisch nutzbringend und lehrreich erscheinen, Kräfte und Schwächen, Strömungen und Gegenströmungen, Strebungen und Irrungen einer Zeit, aus der unser jetziger Zustand unmittelbar hervorging, aus zeitgenössischen Quellen kennen zu lernen; denn nicht durch das, was sie sind, wirken die Dinge, sondern durch die Art, wie sie den Wollenden und Handelnden, wie sie der großen Masse der gedankenlos Drängenden erscheinen. Das öffentliche Urtheil aber kann nur gewinnen, wenn es, indem das Resultat vor Augen steht, auch die Kräfte erkennt, aus deren Zusammenstoß sich dasselbe ergab.

Wer sich je der ganzen Tiefe des schönen Goetheschen Wortes bewußt worden ist: das „was man ist, das blieb man Andern schuldig", wer es empfindet, wie dieses Gesetz geistigen Werdens nicht nur von dem Einzelnen gilt, sondern fortwirkend lebt von Geschlecht zu Geschlecht, der wird es niemals verschmähen, in das Weben der Vergangenheit einzudringen, der wird den Todten den Zoll der Ehre nicht versagen und aus ihrer geistigen Hinterlassenschaft gerne Anregung und Lehre suchen zu eigenem Streben und Thun.

Ich kann nun allerdings heute nicht übersehen, in welchem Umfange es möglich sein wird, aus den vergilbten Blättern, die die Erinnerungen fast eines Jahrhunderts enthalten, historisches und kritisches Material zum Ausbau der Zeitgeschichte zu gewinnen, ob es gelingen wird aus den hinterlassenen Aufzeichnungen meines Vaters heraus eine Vorstellung zu geben von der stets in sich ausgeglichenen, von großen und guten Gedanken getragenen Auffassung, von dem eindringenden Urtheil, mit welchem der Dahingeschiedene allen Erscheinungen der Zeit und des Lebens gegenüber trat, sie ihrem innersten Wesen nach zu verstehen und fruchtbringend zu verwerthen suchte. In den ersten die Kindheit- und Jugendgeschichte behandelnden Blättern treten diese Gesichtspunkte auch an und für sich mehr in den Hintergrund. Je weiter man aber vordringt in dem Gange dieser so wechselreichen Lebensgeschichte, um so mehr tritt der Zusammenhang der Persönlichkeit mit dem öffentlichen und geschichtlichen Leben hervor, und da ist es denn besonders ein Gesichtspunkt, der in die Augen springt und überall als der maßgebende erscheint: die warme opfer-

freudige Liebe zu unserem preußischen und unserem deutschen Vaterlande; ich möchte sagen, ein fast antiker Bürgersinn, der sich den Einzelnen kaum zu denken vermag außerhalb des Zusammenhanges mit Volksgenossen, Fürst und Vaterland.

Durch die Verkettung der Verhältnisse lange Zeit in Rußland gefesselt und mit tausend Fäden diesem Lande verbunden, erfaßt den jungen Gelehrten früh eine tiefe Sehnsucht nach der deutschen Heimath, und er reißt sich los „damit seine Söhne dereinst in dem großen Kampfe zwischen Germanen und Slaven", dessen Herannahen er früher als alle seine Zeitgenossen erkannte, „auf deutscher Seite fechten möchten." — Tief und schmerzlich leidet er dann unter dem Druck der politischen Verhältnisse in den trüben Tagen des Niedergangs des preußischen Namens; aber selbst in den dunkelsten Stunden jener Zeit, der die Episode von Olmütz ihren Stempel aufgedrückt hat, verliert er keinen Augenblick das feste Vertrauen in die geschichtliche Mission des preußischen Staats und in die zukünftige Größe Deutschlands. Als Mitkämpfer im politischen Leben, als Vorkämpfer der Wahrheit auf dem Felde geschichtlicher Forschung ist er immer bereit die eigene Person zurücktreten zu lassen, wo es die Sache zu fordern scheint, — in stolzer Freude schwillt seine Brust bei der Kunde von den preußischen und deutschen Siegen, und bis in seine letzten Lebensstunden lebt und webt sein Geist in den Interessen von Kaiser und Reich. Ja, als ich am 12. Februar 1887 an seinem letzten Schmerzenslager stand, und schon die Schatten des nahenden Todes sich rasch über den 84jährigen senkten, da waren fast seine letzten Worte eine ernste Mahnung, nie zu vergessen, daß alles Streben und Erringen im Leben des Einzelnen eine wirkliche und wahre Bedeutung nur dann gewinnt, wenn es in bewußter Beziehung steht zum Allgemeinen.

Mir haben die Worte des Sterbenden einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, und ich meine, daß schon allein eine solche Gesinnung, die sich selbst im Tode nicht verleugnet, der die Rücksicht auf das Vaterland das höchste und letzte Gesetz allen Handelns ist, meinen Wunsch rechtfertigen mag, auch den Späterlebenden das nicht vorzuenthalten, was ein solcher Mann des Aufzeichnens werth

hielt, den Späterlebenden, in denen heute Eigen-Kultus und Parteileidenschaft das Dankgefühl für die neu erworbene Einheit und den Willen, mannhaft zu deren weiterem Ausbau zu wirken, so vielfach zu überwuchern drohen.

So lange unser deutsches Volk auf Lehren hört und sie befolgt, wie ich ihnen an jenem stillen Todtenbette lauschen durfte, so lange wird es, meine ich, die sichere Gewähr endlichen Sieges in sich selber tragen, in dem schweren Wettstreit der Nationen, der wie ein dunkles drohendes Gewitter am fernen Horizont herauf zu ziehen scheint; so lange Jeder von uns sich der Sache unterzuordnen weiß, der er dient, so lange ein Jeder vom Höchsten bis zum Geringsten sich in erster Linie als Diener des Staates empfindet, so lange wird die Leistung Aller dem Schicksal gewachsen bleiben, wie immer es sich auch gestalten mag.

Die Persönlichkeit des Herausgebers, dem ich schon hier meinen aufrichtigsten Dank aussprechen möchte für die Mühwaltung, der er sich zu unterziehen im Begriff steht, bürgt mir dafür, daß die Aufzeichnungen des Verstorbenen im Sinne und Geiste Dessen werden verwerthet werden, der ihnen seine Erlebnisse und seine Gedanken anvertraute: Der Wahrheit zur Steuer, dem Heimgegangenen zur Ehre, den Hinterbliebenen zu wehmüthiger Genugthuung; allen denen aber, die sich die Zeit nehmen werden, diese schlichten Aufzeichnungen zu lesen, zu ernster Mahnung an eine große Pflicht.

Bern, den 15. Oktober 1892.

Friedrich v. Bernhardi,
Major im Großen Generalstab.

Einleitung.

Die nachstehenden Blätter enthalten den ersten Theil der Aufzeichnungen, welche der im Jahre 1887 verstorbene Legationsrath a. D. Felix Theodor von Bernhardi über den Gang seines auf über vierundachtzig Jahre gebrachten Lebens hinterlassen hat. In mehr als einer Rücksicht ist dieses Leben ein merkwürdiges und bedeutendes gewesen. Zugleich Militärschriftsteller ersten Ranges, vorzüglicher Geschichtsschreiber, hervorragender National-Oekonom, und eine Zeit lang militärisch-diplomatischer Beamter von anerkannter Tüchtigkeit, gehörte der Verstorbene der nicht eben großen Zahl von Männern an, welche an den Entwickelungen des gesammten, zwischen den Napoleonischen Kriegen und der Wiederherstellung des deutschen Reichs liegenden Zeitraumes vollen bewußten Antheil genommen, die Mehrzahl hervorragender Zeitgenossen persönlich gekannt, ohne Rücksicht auf den Wechsel der sie umgebenden Verhältnisse und Anschauungen eine bestimmte Richtung verfolgt und im Sinne derselben an der Erweiterung und Vertiefung ihrer Bildung gearbeitet haben. Diese Bildung umfaßte die verschiedensten Gebiete. Der Civilist, der nie ein Gewehr getragen, brachte es zum hervorragendsten Militärschriftsteller seiner Zeit, der in den Ueberlieferungen der Romantik emporgekommene, zum Dichter erzogene Sohn August Ferdinand Bernhardis und Neffe Ludwig Tiecks zum gelehrten Germanisten und eminent praktischen Historiker und Volkswirth, der im Kindesalter nach Italien und Süddeutschland versetzte Berliner zum ausgezeichneten Kenner russischer Menschen und Verhältnisse, der vierundsechzigjährige Privat-Gelehrte zum diplomatischen Berichterstatter über die wichtigsten Ereignisse seiner Zeit. Der während der entscheidenden Knabenjahre in die Abgeschiedenheit eines estländischen Landguts versetzte, sich selbst überlassene Autodidakt

erwarb einen Bildungsbesitz, der sich auf die verschiedensten Gebiete der Kunst und Wissenschaft erstreckte. Dabei blieb der Mann, der den besten Theil seiner Bildung, insbesondere die Herrschaft über die Sprachen des Alterthums sich selbst zu verdanken hatte, der gleich fertig englisch und französisch schrieb und sprach, außerdem des Italienischen, Russischen und Estnischen mächtig war, als Greis das Spanische erlernte und die Classiker im Urtexte las — dabei blieb dieser Mann von den bei Autodidakten herkömmlichen Mängeln so vollständig frei, daß geschlossene Einheit der Bildung und genaue Bekanntschaft mit den Grenzen derselben zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten seiner geistigen Art gehörten. — Nichts desto weniger ist es Thatsache, daß der von den namhaftesten Soldaten, Staatsmännern und Forschern der Nation als Autorität anerkannte Schriftsteller von der Masse seiner Zeitgenossen nur gelegentlich genannt und in Tagen maßloser Verherrlichung von Mittelmäßigkeiten hinter diesen zurückgesetzt worden ist.

An der Stellung, welche Bernhardi in der Litteratur seiner Zeit erworben hat, wird durch die Veröffentlichung der nachstehenden Aufzeichnungen Wesentliches nicht geändert werden. Wer Schriften vom Range der „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik", „Denkwürdigkeiten des Grafen Toll", der Untersuchungen über „großen und kleinen Grundbesitz", über „Friedrich den Großen als Feldherrn" u. s. w. hinterlassen hat, braucht der Nachwelt nicht zu sagen, wer er gewesen und was er geleistet: Leser und Kenner dieser Bücher wissen, woran sie mit dem Verfasser sind, — Leute, die dieser Bildungsmittel entbehren zu können glauben, werden nach dem Urheber derselben und nach dessen Geschicken überhaupt nicht weiter fragen. Von Interesse dürfte aber auch für diese letzteren sein, Berichte über ein Menschenleben kennen zu lernen, das sich zwischen den hervorragendsten Erscheinungen und den merkwürdigsten Ereignissen des Jahrhunderts bewegt und in fast ununterbrochener Folge Berührungen mit denselben aufzuweisen gehabt hat. Wer die ersten Eindrücke in dem Rom des Revolutionszeitalters empfangen, — seine Kindheit im Verkehr mit Ludwig und Friedrich Tieck, den beiden Schlegel, Schelling, Friedrich Jacobi, Frau von Staël und Bettina von Arnim verbracht, — als Knabe Veteranen der Kriege Katharinas II., Feldherren wie den Feldmarschall Toll und Forscher vom Range des Weltumseglers Krusenstern kennen gelernt hatte, als Jüngling wiederholter Berührungen mit Goethe gewürdigt worden, als Mann mit Forschern von der Bedeutung K. E. von Baers und Klingers intim verkehrte, viele Jahre lang der

maßgebenden Gesellschaft zweier europäischer Hauptstädte angehörte und zu den Kaisern Wilhelm I. und Friedrich III., sowie zu dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Moltke in Beziehung treten gedurft, hat Etwas zu erzählen gehabt, — zumal wenn er ein Beobachter und Erzähler wie Theodor von Bernhardi gewesen!*)

Indem wir den Leser auf den Inhalt dieser Erzählungen verweisen, bemerken wir rücksichtlich der Form derselben das Folgende. Bernhardis autobiographische Hinterlassenschaften umfassen zwei von einander wesentlich unterschiedene Aufzeichnungen: eine summarisch gehaltene (während der fünfziger Jahre niedergeschriebene) Kindheitsgeschichte, welche die Jahre 1805 bis 1818 umfaßt, und eine Sammlung von Tagebüchern, die von der Mitte der vierziger Jahre bis in die letzte Lebenszeit des Verfassers reichen. Die Veröffentlichung der letzteren ist der Zukunft vorbehalten, die Kindheits- und Jugendgeschichte in den vorliegenden Band zusammengefaßt worden. Umfang und intimer Charakter der eignen Aufzeichnungen Bernhardis haben Kürzungen und Streichungen derselben nothwendig gemacht und dem Herausgeber die Pflicht auferlegt, den hier und da unterbrochenen Zusammenhang durch eingeschaltete Bemerkungen wiederherzustellen. Wesentliches ist nicht fortgelassen, der Text im Wortlaute wiedergegeben und das Ganze so gehalten worden, daß es sich als verkürzte Ausgabe des — zunächst ohne Absicht der Publication — niedergeschriebenen Orginals darstellt. Ueber die Studien- und Wanderjahre liegen autobiographische Berichte nicht vor; die Ausfüllung dieser Lücke ist an der Hand erhalten gebliebener Briefschaften aus den Jahren 1819 bis 1839 versucht worden und bildet das Schlußkapitel des vorliegenden Buches. Rücksichtlich des Elternhauses und der ersten, in dem vorliegenden Erinnerungs-Buche unberührt gelassenen Lebensjahre Bernhardis sei das Folgende bemerkt.

Die Verhältnisse, unter denen Ludwig Tieck emporgekommen war, hatten den Lebens- und Entwickelungsgang seiner um zwei Jahre

*) Bernhardis amtliche Thätigkeit umfaßte den kurzen Zeitraum von fünf Jahren (1866—1871). Auf den Vorschlag Moltkes wurde der von diesem als „bedeutendster militärischer Schriftsteller der Neuzeit" bezeichnete „Gutsbesitzer Theodor von Bernhardi zu Cunnersdorf in Schlesien" im Mai 1866 zum Legationsrath ernannt und als militärischer Berichterstatter und Rathgeber nach Italien gesendet, wo er an dem gegen Oesterreich geführten Kriege Theil nahm. In der gleichen Eigenschaft eines militärischen Berichterstatters war Bernhardi vom April 1867 bis zum Ende des Jahres 1869 der norddeutschen Gesandtschaft in Florenz, von 1869—1871 derjenigen in Madrid beigegeben.

jüngeren Schwester Anna Sophie (geb. 1775)*) um so nachhaltiger mitbestimmt, als dieselbe von Kindheit an die Vertraute ihres Bruders, später die Gattin des bedeutendsten von Tiecks Lehrern, des Sprachforschers und Schulmannes August Ferdinand Bernhardi (geb. 1772) gewesen war.**) An der höheren Bildung, welche der Sohn des wackern und gescheiten Seilermeisters der Roßstraße erworben, und an den Interessen, welche denselben bewegten, war der Schwester voller Antheil gegönnt gewesen, — nach Ludwigs „mit steigender Leidenschaft erwarteter"

*) Von den zahlreichen Schriften Sophie von Knorrings, geb. Tieck sind zu nennen:

Julius St. Albain. Roman. 2 Theile. Leipzig, 1802.

Wunderbilder und Träume. Elf Märchen. Berlin, 1802. Neue Ausgabe Königsberg, 1823.

Dramatische Phantasien. Drei romantische Schauspiele. Berlin, 1804.

Sophie Bernhardi und Pellegrin (Fr. Baron de la Motte Fouqué), Schillers Todtenfeier, Prolog. Berlin, 1806.

Flore und Blanchefleur. Romantisches Gedicht in zwölf Gesängen. Herausgeg. von A. W. Schlegel. Berlin, 1822.

Erzählungen in der Sammlung „Straußfedern" Nr. 25, 26, 28 u. 29. Ein Märchen. Ebendaselbst, Jahrg. 7, Nr. 32. Berlin, 1797.

Die vernünftigen Leute. Lustspiel. In den Bambocciaden — Berlin, 1799 — deren dritter Band — mit Ausnahme von Nr. 5 (die gelehrte Gesellschaft und die edlen Nachtwächter) — von ihr herrührt.

Egidio und Isabelle. Trauerspiel. In dem „Dichtergarten" von Rostorf (K. E. A. v. Hardenberg). Würzburg, 1807.

Gedichte im (Schlegel-Tieckschen) Musenalmanach für 1802, im Athenäum der Gebrüder Schlegel, in der Europa von Fr. Schlegel, in Raßmanns Sonetten der Deutschen, Theaterkritiken im Berliner Archiv der Zeit und des Geschmacks.

Evremont. Roman. Herausgeg. von Ludwig Tieck. 3 Theile. Breslau, 1836. Verbesserte Auflage 1845.

Vergl. v. Recke und Napiersky, Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrtenlexicon der Provinzen Liv-, Est- und Kurland. Mitau 1829, Bd. II, S. 468ff. und Nachträge und Fortsetzungen von Th. Beise. Mitau 1859, Bd. I, S. 312.

**) Die im 16. Jahrhundert aus dem Feldkirchschen in die Altmark eingewanderte Familie Bernhardi hat eine erhebliche Zahl hervorragender Männer hervorgebracht. Der 1551 zu Wittenberg verstorbene D. Bartholomäus Bernhardi war Universitätslehrer und Probst, dessen Bruder Johann Verfasser beachteter physikalischer Schriften. Nachkommen dieser Männer bekleideten seit dem 16. Jahrhundert Communal- und Ehrenämter zu Crossen und Züllichau, bis der Großvater August Ferdinands das Gut Seehausen erwarb und einen seiner Söhne die militärische, den andern die gelehrte Laufbahn einschlagen ließ. — Dem preußischen Offiziercorps haben Glieder dieses (in einzelnen Zweigen geadelten) Geschlechts bereits seit dem Jahre 1713 angehört.

Rückkehr von der Universität hatte Sophie zwei Jahre lang (1795 und 1796) nicht nur seine Wohnung sondern seine litterarischen Arbeiten getheilt und insbesondere zu den „Straußfedern" (einer Novellensammlung) eine erhebliche Anzahl von Beiträgen geliefert. Dann war eine gewisse Entfremdung zwischen Ludwig Tieck und seinem ehemaligen Lehrer und gleichzeitig eine Annäherung zwischen Sophien und Bernhardi eingetreten, die wenig später zur Heirath führte. Obgleich Tieck sich um dieselbe Zeit verheirathete, ein näheres Verhältniß zwischen den beiden Schwägerinnen nicht Platz griff und obgleich das Tiecksche Ehepaar bereits im October 1799 von Berlin nach Jena übersiedelte, scheinen die Beziehungen zwischen den Geschwistern die früheren geblieben zu sein. Caroline Schlegel-Schellings aus dieser Zeit datirende Briefschaften bezeugen, daß man in Jena an den Einzelheiten der Bernhardischen Erlebnisse vollen Antheil nahm, daß Sophie die Vertraute der Pläne und Unternehmungen ihres Bruders blieb und daß man sich durch Interessen wie durch Sympathien eng verbunden wußte. — Für die Gattin Bernhardis sollte das um so wichtiger werden, als ihre Ehe mit dem Lehrer und ehemaligen Freunde des geliebten Bruders keine glückliche war, und als sie wiederholt von langwierigen Krankheiten heimgesucht wurde. Nach der Geburt ihres dritten Kindes (unseres im Jahre 1802 geborenen Felix Theodor) verfiel die kurz zuvor durch den Tod ihres zweiten Kindes tief gebeugte Frau in so schweres Siechthum, daß sie Berlin verlassen, nach Thüringen übersiedeln und für längere Zeit im Hause des Bruders Unterkunft suchen mußte. Aus der zeitweiligen Trennung der Bernhardischen Gatten wurde in der Folge eine dauernde, durch förmliche Scheidung legalisirte. Die Geschwister Tieck wandten sich von Thüringen nach München und, als Frau Sophie hier abermals erkrankte, nach Italien. Um dieselbe Zeit lernte die achtundzwanzigjährige junge Frau ihren nachmaligen zweiten Gatten Herrn von Knorring aus Estland kennen, mit dem sie im Jahre 1805 nach Rom ging, um daselbst während der folgenden Jahre dauernden Wohnsitz zu nehmen. In dieser merkwürdigsten Stadt des Welttheils beginnen Felix Theodors eigene Berichte.

Die vorliegenden Mittheilungen haben es zu wesentlich mit dem Sohne zu thun, als daß eingehendere Erörterungen über die Eltern am Platze sein könnten. Beide gehören überdies der deutschen Litteratur- und der Berliner Gesellschaftsgeschichte an, auf deren Blättern ihre Namen häufig genannt werden. Diltheys Buch über Schleiermacher zählt A. F. Bernhardi und die Geschwister Tieck „zu den Resultaten der

Berliner Gesellschaft", Haym nennt Bernhardi den Vater „eine auf Ordnung und Gründlichkeit gestellte Natur, voll Scharfsinn und Witz, immer zum Sarkasmus geneigt". Schleiermacher — der dem Schwager Tiecks persönlich abgeneigt war — läßt den bedeutenden Anlagen des als Sprachforscher und Schriftsteller gleich ausgezeichneten, Wilhelm von Humboldt eng verbundenen Gelehrten unbedingte Anerkennung zu Theil werden. Die geistige Bedeutung der Mutter wird ebenso durch ihre Schriften wie durch ihre Beziehungen zu zahlreichen hervorragenden Frauen und Männern der Zeit bezeugt. Es genügt in dieser Rücksicht die Namen Caroline Schelling, Frau von Staël, August Wilhelm Schlegel und Hülsen zu nennen. — Trotz des überwiegenden Einflusses, den die Mutter auf Erziehung und Bildung des ihr verbliebenen Sohnes geübt, scheint derselbe nach Denkungsart, Anlage und Charakter dem Vater nach geartet zu sein. Die den romantischen Tendenzen der Mutter entgegengesetzte Richtung des Sohnes dürfte in noch höherem Maße auf eine natürliche Anlage als auf die unvermeidliche Reaction zurückzuführen sein, welche entschiedene Naturen den sie umgebenden Einflüssen entgegenzusetzen pflegen.

Rom (1805—1807).

Meine Mutter lebte in Weimar, und zu rauher Jahreszeit, als ich das dritte Jahr noch nicht vollendet hatte, reiste sie nach Rom. Der Weg ging über Regensburg und München durch Tirol nach Verona und Mantua und ich glaube dann weiter über Ancona, weil ansteckende Krankheiten die Reise durch Toscana damals nicht rathsam machten; Vetturinen schleppten uns langsam durch die winterlichen Gegenden; ich habe gehört, daß französische Offiziere zur selben Zeit denselben Weg reisten.

Inmitten meines Daseins, das in meiner Erinnerung ein zusammenhängendes Ganze bildet, finde ich mich zuerst, freilich nicht lange darauf, in der ewigen Weltstadt, in Rom; von dem Augenblicke an, wo ich dort gleichsam zum bleibenden Bewußtsein meiner selbst gelangte, gehen die Erinnerungen in regelmäßiger Folge bis zum gegenwärtigen Augenblick fort. In Rom konnten nur große und würdige Gegenstände mich umgeben und den dämmernden Geist früher Kindheit beschäftigen, selbst die nächsten Gegenstände, die zuerst und zumeist den Geist beschäftigen mußten, die Räume, in denen sich mein tägliches Dasein bewegte, waren weit genug und hatten einen poetischen Charakter. Meine Eltern bewohnten am Fuße des Monte Cavallo einen weitläufigen Palazzo, der dem Marchese Nunez gehörte. Die Anlage dieses Gebäudes, das in seiner aristokratischen Stattlichkeit aus dem 17. Jahrhundert herstammen, vielleicht noch älter sein mochte, hat etwas ganz Eigenthümliches, zum Theil von der Oertlichkeit Gebotenes. Das Haus lag an der ansehnlichen Straße, die vom Monte Cavallo herab in die tieferen Theile der Stadt führt, und ist in der Häuserreihe das letzte, das noch auf dem Abhang des Hügels liegt. Da der Baumeister nun dennoch allen Stockwerken des Gebäudes,

auch dem Erdgeschoß, trotz der schiefen Grundlage eine vollkommen wagerechte Lage geben wollte, hatte er sich genöthigt gesehen, den größten Theil des Baues auf eine künstliche, von starken Mauern mit Strebepfeilern getragene unterwölbte Terrasse zu stellen, die sich, wie man den Hügel hinab verfolgte, mehr und mehr über die Straße erhob; auf dieser künstlichen Unterlage stand das Haus, nur zum kleinsten Theil der Straße gleichlaufend. Ein längerer Flügel bog sich dann im rechten Winkel rückwärts und schloß mit einer neuen Wendung einen eingehenden Winkel bildend, wo ein mit Marmor bekleideter Gartensaal, durch ein Vorzimmer von den übrigen getrennt, den Schluß der langen Zimmerreihe bildete; der größte Theil der Terrasse, von der man nach verschiedenen Richtungen in zwei Straßen hinabsah, war auf diese Weise zu einem Garten frei geblieben. Hier waren, in aufgetragener Erde wurzelnd, Orangen- und Citronenbäume zu starken Stämmen mit breiten, schönen Kronen herangewachsen, und in der Mitte, einer Saalthüre gerade gegenüber, sendete aus einem kleinen Tuffsteinfelsen inmitten eines Wasserbeckens, in dem Goldfische hin- und herschossen, ein Springbrunnen seinen schlanken Wasserstrahl zwischen das Laub der Orangen hinauf. Meine Eltern bewohnten das Erdgeschoß, in dem jedes Fenster sich bis zum Fußboden öffnete und eine in den Garten führende Thür bildete; so brachte ein Schritt die Bewohner in das Freie, die bedeckten Räume und die offenen bildeten gleichsam nur eine Wohnung, und wir Kinder hausten bei weitem mehr in den letzteren als in den Zimmern. Wie schön und heiter die weiten Säle mit den Marmorfußböden, den seidenen Tapeten, Vergoldungen, großen Spiegeln und stattlichen Kaminen auch sein mochten: die eigenthümliche Anlage des Hauses brachte es mit sich, daß nur selten Veranlassung war, uns zu einem Spaziergang oder sonst außer Hause zu schicken, diese Räume waren daher beinahe ausschließlich die Welt unseres Daseins. Deutlich schweben mir noch die einzelnen Zimmer vor, selbst die gelbseidenen Tapeten des Saales, in dem wir speisten, und die hellblauen in dem Schlafzimmer meiner Mutter; der Garten ist mir gegenwärtig, im hellen Sonnenlicht wie in abendlicher Dämmerung, und deutlich sehe ich noch im Geist den ganzen Raum gleichsam getigert von den

Strahlen eines südlichen Mondlichts, das durch das Laub auf die Wände und die Sandwege des Gartens fiel, nicht minder auch die düsteren Mauern eines Nonnenklosters mit ihren wenigen unregelmäßig vertheilten Fenstern jenseits der Straße.

Unsere Hausgenossenschaft bestand aus meiner Mutter, meinem Stiefvater und meinem Onkel Friedrich Tieck, der den Gartensaal bewohnte, wo wir Kinder eine Zeitlang bei ihm schliefen, ich nämlich und mein fast vier Jahre älterer Bruder. Mein Onkel Ludwig Tieck lebte hier im Anfang unseres Aufenthalts eine Zeitlang bei meinen Eltern. Mit dem Eigenthümer des Hauses, dem Marchese Nunez, der mit seiner Familie das obere Stockwerk bewohnte, kamen wir in vielfache Berührung. Ich fand oft genug den Weg hinauf in den oberen Stock, um von dem italienischen gesellschaftlichen Leben, von einer sogenannten conversazione ein anschauliches Bild zu gewinnen und zu behalten. Monsignori, geistliche Herren, Kommandeure des Malteser-Ordens und bejahrte Damen spielten an kleinen Tischen bedächtig Tarock. Besonders gegenwärtig ist mir ein schon bejahrter Verwandter des Hauses geblieben, ein Malteser-Kommandeur, der allerdings für eine etwas seltsame Erscheinung gelten konnte; er war immer schwarz gekleidet, nach damaliger Sitte in kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen und sonst modisch genug, nur daß seine sehr hohe Frisur à l'oiseau royal zart grau gepudert, wie damals schon selbst kein älterer Mann mehr trug, nothwendig die Aufmerksamkeit eines Kindes fesseln mußte. Des Marchese selbst und seines schon erwachsenen Sohnes, des Marchesino, erinnere ich mich nicht, und auch die Dame des Hauses schwebt mir nur noch als eine ganz unbestimmte weibliche Gestalt vor; desto lebendiger ist mir das Bild der Tochter geblieben. Donna Francesca, oder, wie sie von ihrer Umgebung mit verwandtschaftlicher Vertraulichkeit genannt wurde, Donna Cecchina war schön wie eine Römerin; eine schlanke Gestalt, regelmäßige, ja antike Formen, reizende Marmorbläße und rabenschwarzes Haar in großer Fülle vereinigten sich, um das Bild einer hochgeborenen Römerin zu vollenden, und sehr stark gewölbte Augenbrauen gaben ihrer Physiognomie etwas Eigenthümliches.

Als man mir erzählte, die Dame sei Braut, ein Signor Forte, ein schöner junger Mann in blanker Uniform, werde aus Elsana kommen und Donna Cecchina mit sich wegnehmen, war mir das ganz und gar nicht recht, und ich erklärte so feierlich als unumwunden, daß ich das nicht leiden werde. Der Bräutigam kam an, die Hochzeit fand statt, und wir ließen es uns eben gefallen.

Aber natürlich machte die Hochzeit Epoche in unserem Leben. Ich erinnere mich des Bräutigams gar wohl. Er war ein hübscher junger Mann und hatte sich in den damaligen Zeiten großer Bedrängniß der Nobelgarde angeschlossen, die, aus freiwilligen Edelleuten gebildet, sich die Aufgabe stellte, die Person des Papstes zu schützen. Die scharlachrothe Uniform mit schwarzsammetnen Kragen, Aufschlägen und Rabatten, reich mit Gold gestickt, kleidete ihn sehr gut, dazu gehörten weiße enganschließende Beinkleider, Husaren-Stiefel mit goldenen Quasten, ein Säbel und ein großer zweiklappiger Militärhut mit einem weißen Federbusch. Er trug sorgfältig gepudertes Haar und einen Zopf, Dinge, die man damals schon, sehr bejahrte Leute abgerechnet, wohl nur als Theile eines Militärkostüms zu sehen gewohnt war, und fiel mir besonders auf, daß auch sein kleiner, zierlicher Backenbart sorgfältig eingepudert war, damit er zu dem Haar stimme. Von einer kleinen Scene, die ich mit ihm erlebte, weiß ich nur, was meine Mutter mir davon erzählt hat.

Ich wollte Krieger werden, namentlich die Waffen gegen die verhaßten Franzosen führen, und erzählte mir selbst und anderen von zukünftigen Heldenthaten. Der Signor Forte forderte mich auf, in die päpstliche Nobelgarde einzutreten, aber mit großer Verachtung und lachend antwortete ich: „Ach Ihr andern führt ja nur mit den Kreuzer-Semmeln Krieg" — (eine Verspottung der päpstlichen Krieger, die wohl nicht aus meinem eigenen Kopf kam). Da wurde der junge Mann mit einem Mal sehr ernst und erwiderte mir wie einem Erwachsenen, „ihr Landesherr sei allerdings friedliebend, es zieme dem Haupt der Kirche nicht, unnütze Kriege anzufangen; so habe sich denn die Gelegenheit, eine Probe abzulegen, noch nicht ergeben, sobald sie sich aber zeige, werde man seine Pflicht thun, so gut wie andere Leute."

Am Hochzeitstag der jungen Dame wurden wir beiden Knaben noch vor der Ceremonie aufs zierlichste herausgeputzt, mit Blumen in Körbchen von Silber-Filigran und Gedichten versehen, die auf das schönste Velin-Papier gedruckt waren.

Soweit ich mich des Inhalts erinnere, waren die kühnen kriegerischen Bestrebungen des jungen Mannes als Hauptmotiv benutzt. Der Kriegsruhm der Rimbomba reimte auf eine placida colomba, deren sanftes Wesen aber vermöge des Gegensatzes mit seiner kühnen Wildheit den angehenden Günstling des Mars beglücken werde. Die Braut empfing uns in ihrem Zimmer, das über unserem Gartensaale lag. Sie saß in einem weißen Pudermantel vor einer altmodischen Toilette, auf der ein ebenso altmodischer Spiegel mit silbernem Rahmen stand. Ein Friseur war emsig aber stillschweigend um sie beschäftigt; ihre schönen Haare, schon in zwei Zöpfe geflochten, hingen über die Lehne des Stuhls bis auf den Fußboden herab: sie war sehr schön, milde und freundlich. Dann habe ich noch eine dunkle Erinnerung davon, wie die Diener des Marchese in neuen Livreen uns Kindern vom Hochzeitsschmause erlesene Früchte, Gefrorenes und dergleichen herunterbrachten.

Die Familie des Marchese war übrigens nicht etwa der hauptsächlichste Umgang meiner Eltern, vielmehr hatte man mit ihr nur die Berührungen, die sich nothwendig ergeben, wenn man dasselbe Haus bewohnt. Mehr sahen meine Eltern bei sich deutsche Gelehrte und Künstler, die sich gerade in Rom aufhielten. So erinnere ich mich des talentvollen jungen Malers Schick, der mit seiner Frau, einer schönen Römerin, als der liebste Freund meines Onkels Friedrich Tieck im Hause meiner Eltern sehr gern gesehen war, weit weniger der Gebrüder Riepenhausen, auf die man nicht gut zu sprechen war, entschiedener der Personen, die etwas Auffallendes hatten. Zu diesen gehörte ein gewisser Schwarz, der, wenn ich nicht irre, Architekt war und um seiner langen Gestalt wegen sehr merkwürdig; in einem noch höheren Grade erregte der bekannte Plattner unser Interesse, und zwar vermöge der ungeheuersten Nase, die ich je in meinem Leben gesehen habe. Am merkwürdigsten aber war mir der bekannte Maler Müller, der wohl auffallen konnte. Er war ein

etwas korpulenter Mann, mit langen, lockigen, schwarzen Haaren, die nach hinten gekämmt waren, und vorstehender starker Unterlippe. Auch sein Benehmen konnte überraschen, wenn er z. B. eine Tasse Kaffee trank und den Bodensatz auf den Marmorfußboden hinausschweifte und spritzte. Wir betrachteten ihn aber immer mit dem höchsten Interesse, ja mit einer Art von Verehrung, weil er, wie sonst niemand that, selbst in Rom Wasserstiefeln von Fettleder trug, wie die deutschen Bauern, und Beinkleider, die mit Leder besetzt waren.

Zu den deutschen Künstlern, die häufig in dem Hause meiner Eltern verkehrten, gehörte ferner auch der Bildhauer Heinrich Keller aus Zürich; ich erinnere mich seiner aber nur als eines lahmen Mannes, denn er hatte das Bein gebrochen und hinkte. Er hatte zwei Söhne und diese waren die einzigen deutschen Spielgefährten, die wir in Rom hatten, mit denen wir indessen auch nicht deutsch zu sprechen wußten.

Inmitten dieses schönen Lebens wurde nun aber auch an unsere Studien gedacht; das Alter meines Bruders forderte dazu wohl eigentlich mehr auf, als das meinige; indessen sollte ich doch nun einmal seine Beschäftigungen theilen. Man schaffte uns einen Lehrer an, hauptsächlich damit wir wenigstens einen großen Theil des Tages unter Aufsicht wären, und nebenher gingen die bescheidenen Ansprüche dahin, daß wir lesen lernten, und womöglich auch Deutsch. Das hatte seine Schwierigkeiten. Deutsche waren damals nicht zahlreich in Rom, man mußte sich daher mit einem Mann begnügen, der auf uns den Eindruck großer Armseligkeit machte, obgleich er bald nachher nichts Geringeres geworden ist, als eine Art von historischer Person. Dieser Mensch, der es zuerst versuchte, mir das Lesen beizubringen, war nämlich niemand anders, als Joseph Donay, bekannt im Tiroler Aufstand als der Burgpfaff zu Schlanders, eine Zeitlang thätig in Andreas Hofers Generalstab, und zuletzt Verräther des Tiroler Helden. Damals lag ihm noch jeder Verrath an der deutschen Sache sehr fern, so zwar, daß er, da man den Franzosen gefällig sein mußte, als politischer Frondeur aus Rom entfernt wurde, nachdem er kaum wenige Wochen bei uns gewesen war; doch ist mir ein deutliches Bild von der Gestalt dieses immerhin merkwürdigen

Menschen geblieben. Er wurde durch einen Italiener ersetzt, durch einen herkulischen Abbé, Don Cesare mit Namen. Dieser geistliche Herr von mittleren Jahren mit gewaltigen Kinnladen, breiten Schultern, mächtig gewölbter Brust, etwas gebogenen, sogenannten Säbelbeinen und kolossalen Waden, imponirte uns durch seinen Ernst und mehr noch durch seine tiefe Baßstimme und die vollkommen rücksichtslose Art mit uns umzugehen; selbst seine steif pomadisirte gepuderte Frisur ruhte wie ein marmorner Schmuck auf seinem großen Haupt und erhöhte den Ausdruck von Energie, der in der ganzen Erscheinung lag.

Sehr viel bedeutender als dieser geistliche Herr war für uns Kinder ein Diener meines Stiefvaters, ein lockiger Neapolitaner, der mit seiner großen Habichtsnase und gewaltigem Backenbart so aussah, wie Räuberhauptleute auf dem Theater auszusehen pflegen. Dieser Mann war gewissermaßen ein Zeichen seiner Zeit, ein würdiger Repräsentant, der vollständige Ausdruck eines geschichtlichen Ereignisses jener Tage. Er war nämlich Soldat gewesen und hatte zu dem neapolitanischen Heere gehört, das der unglückliche Mack 1796 zum Siege führen sollte. Diese denkwürdige Epoche seines Lebens konnte der Mann nicht vergessen; er sprach sehr gern von seinen kriegerischen Abenteuern und erzählte dann mit neapolitanischem Feuer, welch' ein unerhörter Heroënmuth, welche heldenmäßige Fassung dazu gehört habe, beim ersten Schuß davonzulaufen, sich hinter einem großen Feldstein zu verbergen, der da auf dem Blachfelde lag, und da nun besonnen auszudauern, während das freilich nicht sehr lange Gefecht fortgesetzt wurde, — nicht etwa durch Entsetzen verwirrt den Kopf zu verlieren und rathlos über das Feld hinzufliehen, über das Kugeln hinpfiffen, die doch möglicherweise treffen konnten. Er war dabei vollkommen ehrlich, und glaubte wirklich den größten Heldenmuth bewiesen zu haben. Ich sehe ihn noch, wie er neben dem Tisch stehend, mit beiden Armen die Luft durchsägend, die schreckliche Sage mit gehobener Stimme und verwildertem Antlitz vorbrachte. Darüber, daß die so zahlreiche und schöne neapolitanische Armee vor den wenigen Franzosen gleichsam spurlos verschwand, ohne daß es zu einem Kampf gekommen wäre, konnte ich mich später, als ich die Geschichte dieser Feldzüge studirte,

eben nicht wundern, nachdem man solche Krieger mit eigenen Augen gesehen hatte.

Rom ist eine Stadt der Vergangenheit, nicht ein Ort, der hoffnungsvoll einer zukünftigen Größe entgegengeht. Es regt sich in den Straßen nicht ein Leben, wie in London oder Paris, und noch dazu ist die Umgebung des Monte Cavallo nicht der lebendigste Theil der Stadt. Am Corso, am spanischen Platz veranlassen die Fremden, die dort wohnen, und der Rest von Handel, der sich dort regt, eine gewisse Bewegung. Die Straße, die vom Monte Cavallo herab vor unserem Hause vorbei und in ihrer Verlängerung zum Colosseum, zu einer Trümmer-Welt, hinausführte, lag sehr oft vollkommen still und leer, in der Sonnenhitze flimmernd, vor unsern Augen. Unser beständigster Straßenfreund war ein alter Bettler, der eine steinerne Bank am Fuße unserer Terrasse zu seinem Hauptsitz erwählt hatte. Man kennt die Würde der Bettler in Rom; dieser machte Ansprüche darauf, die Rechte eines privilegirten Hausbettlers zu genießen, so daß er einst zu meinen Eltern kam und sie gleichsam zur Rede stellte, weil man einem andern Bettler etwas geschenkt hatte, ohne ihn erst zu berücksichtigen. Auch wir Kinder wechselten gelegentlich von der Terrasse herab ein Wort mit ihm.

Aber auch kirchliche Feierlichkeiten belebten periodisch den Schauplatz; die katholische Kirche hat es sich zum Gesetz gemacht, alle Elemente des Lebens zu ergreifen und indem sie alle Fakultäten des Geistes auf ihre Weise in Anspruch nimmt, gleichsam das gesammte Leben des Volkes allein auszufüllen. Der schöne Himmel Italiens begünstigt dies Streben und erlaubt die buntesten kirchlichen Feierlichkeiten so zu erweitern, daß sie sich von den Kirchen ausgehend über Straßen und freie Plätze ausdehnen. So zog denn manche Prozession an unserer Garten-Terrasse vorüber, und der Anblick war uns ein ziemlich gewohnter, wenn auch natürlich nicht ein so gewöhnlicher, daß er dadurch an seinem Interesse verloren hätte. Man würde schwerlich errathen, was bei solchen Gelegenheiten meine Theilnahme vorzugsweise erregte und mir auch am lebhaftesten gegenwärtig geblieben ist. Es waren die Straßenjungen, die mit ächt italienischer Industrie neben den Priestern hergingen und bemüht waren,

das Wachs, das von den Fackeln herabträufelte, in Papier-Düten aufzufangen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich bemerken, das man sich kaum eine Vorstellung davon machen kann, bis zu welchem Grade die Kirche in ihrem Hauptsitze, in Rom gewußt hatte sich an die Stelle aller Lebens-Interessen zu setzen. Außer Pantomime-Puppen, die als Harlequino, Policinello und Colombine gekleidet waren, hatten wir in Rom nie andere Spielsachen, als eine kleine Kapelle mit Fenstern von Marienglas und einem Altar von buntem Staniol. Anderes war nicht zu haben, zinnerne Soldaten besonders, sonst überall die Freude der Kinder, Waffen und Trommeln, waren in ganz Rom nicht aufzutreiben.

Ihrem Sinn und System gemäß, jeder Seite des menschlichen Gemüths etwas zu bieten, und jedem Verlangen zu genügen, durfte die katholische Kirche es auch an dem Neuen und Absurden nicht fehlen lassen. So hat unter anderem die Kirche ihre Sorgfalt auch auf die Thiere ausgedehnt. Die vierbeinigen Kreaturen haben einen eigenen Schutzheiligen, an dessen Tage jenen keinerlei Arbeit zugemuthet und außerdem noch besonderer Segen zu Theil wurde. Sie wurden festlich geschmückt zur Kirche ihres Patrons gebracht, mit Weihwasser besprengt, und mit der größten Freigebigkeit bekreuzt und gesegnet.

Ich erinnere mich des Tages, wo die Hausthiere auf das seltsamste herausgeputzt auf dem Wege zu ihrer Kirche an unserer Terrasse vorbeikamen, namentlich eines hübschen glatten Eselchens, das mit karmoisinrothen Schleifen und Kokarden am Schweif, an der Mähne und an den Ohren zu dieser heiligen Handlung ging.

Den größten Eindruck machte eine glänzende und bedeutende Erscheinung, die nie etwas an ihrem Zauber verlor, so verhältnißmäßig oft sie sich auch wiederholte: das war der Zug des Papstes, wenn er vom Monte Cavallo herabfuhr in die Stadt. Voran, ein großes silbernes Kreuz haltend, ein Geistlicher in langen schwarzen Gewändern auf dem silberweißen Maulthier reitend, das der König von Neapel stellen mußte, um seiner Lehnspflicht zu genügen und sich seit den Tagen Robert Guiscards fort und fort als Dienstmann des heiligen Petrus zu bekennen; dann der reich vergoldete Staatswagen

mit Spiegelscheiben, durch welche die Personen im Inneren bequem zu erkennen waren. Von einem langen Gespann schwerer schwarzer Pferde gezogen, auf deren Köpfen Federbüsche schwankten, ein nicht zahlreiches doch angemessenes Gefolge von Dienern, und im Innern des Wagens neben seinem Kaplan der ehrwürdige Pius VII. in weiß und purpur Sammt gekleidet, mild und freundlich segnend rechts und links. Denn die sonst nicht belebte, oft ganz leere Straße war bei solchen Gelegenheiten augenblicklich und plötzlich angefüllt mit Gestalten, die Gott weiß woher kamen: Leute aus dem Volk, Bauern aus der Campagna in ihren bunten malerischen Trachten warfen sich einzeln und in Gruppen, die ein Künstler nicht malerischer hätte ordnen können, neben dem Wagen auf die Knie selbst ehe der Zug sie noch erreicht hatte, und das vertrauensvolle bittende Santissimo padre la benedizione tönt mir noch im Ohr. Einst sollten wir bei solcher Gelegenheit ein kleines Abenteuer erleben. Es schien uns Kindern gar reizend unter dem Volk niederzuknieen und des päpstlichen Segens theilhaftig zu werden; daß wir Protestanten seien, wußten wir nicht, vielmehr hatte uns alles was wir von den Italienern hörten, das Benehmen der Leute und der zauberhafte Glanz, den wir sahen, die höchste Ehrfurcht vor dem heiligen Vater eingeflößt. Eines Tages fanden wir im entscheidenden Augenblick das Hausthor unbewacht, der Schweizer war wohl auch hinausgegangen, um den Nachfolger des heiligen Petrus zu verehren. Wir gelangten glücklich auf die Straße, knieten mit gefalteten Händen mitten unter schwarzäugigen, buntgekleideten Männern und Frauen nieder und riefen nach besten Kräften mit hellen Kinderstimmen Santissimo padre la benedizione. Der Papst, der unsere Eltern kannte, bemerkte uns und ließ sogleich halten. Meine Eltern, die von oben zusahen, wußten befremdet nicht, was es bedeuten sollte, daß der Zug plötzlich vor ihrem Hause stillstand, bis jemand aus dem Gefolge des Papstes, von ihm gesendet, sich bei ihnen meldete und sie benachrichtigte, daß wir in der Straße seien und leicht zu Schaden kommen könnten.

Sah ich nun hier ein öffentliches Leben sich vor meinen Augen entwickeln, das in Italien bedeutender ist, als in den nordischen Landen, und einen größeren Theil des gesammten Lebens umfaßt, so bewirkte

eine andere Seite des Hauses mir eine frühe Einsicht in das gesellschaftliche Leben der unteren Stände und seine humoristischen Seiten. Gleichlaufend mit der Hauptstraße, die vom Monte Cavallo herab kommt, führt ein kleines, schmales Gäßchen von der Höhe hinab in das Thal, sie führt an der Rückseite der stattlichen Gebäude entlang, die ihre Hauptseite der Hauptstraße zuwenden. Eine Reihe kleiner baufälliger Häuschen bildet die andere Seite des Gäßchens, ärmere Handwerker und Leute dieses Schlages bewohnen sie. Von einer Art von Vorplatz, der zu unserer Wohnung gehörte, führte eine Thüre links in ein weites und stattliches Vorzimmer, rechts einige Stufen zu der großen gewölbten Küche hinab, geradeaus gelangte man in einen schmucklosen, mit Ziegeln gepflasterten leeren Raum, wo eine kleine Treppe zu den Zimmern der Diener im Entresol führte, und der ein Fenster nach jenem Gäßchen hinaus hatte. Dies Fenster, oder vielmehr diese Oeffnung in der Wand, nur durch ein eisernes Gitter verwahrt, wie es das Klima erlaubt, ohne Fensterflügel und also immer offen, gewährte die schönste Gelegenheit, mit einem gutmüthigen und heiteren alten Schuhmacher gegenüber des Gespräches zu pflegen.

Es geschieht ohnehin in Italien vieles in der Straße, das sich nördlich der Alpen in die Häuser versteckt, und in diesem Gäßchen brauchte man sich nun vollends nicht zu genieren. So saß denn auch der freundliche alte Mann in Hemdsärmeln, Nanking-Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen auf seinem Schemel vor der Thür und arbeitete da mit dem Fleiß eines Römers, d. h. mit dem Fleiße eines Mannes, der eine schöne Muße ohne erzwungene Thätigkeit recht wohl zu schätzen weiß. Da man seinen Zopf doch nicht alle Tage einflechten, die Stirnlocken nicht alle Tage frisiren und einpudern kann, trug er seine langen schon grauen Haare für gewöhnlich nur mit einem Haarkamme aufgesteckt. Die Nachbarinnen saßen mit der Spindel gleichfalls so vor der Thür, und so oft uns die den Kindern eigene Unruhe an das Fenster trieb, fanden wir von allen Seiten her das lebhafteste Gespräch im Gange; aber wäre nicht eine eigenthümliche Scene gewesen, so hätte ich wohl das ganze Gäßchen vergessen. Auch die Straßenpolizei und Reinlichkeit hatte in Rom einen eigenthümlichen Charakter, und so erblickte man denn in dieser engen

Gasse eine ziemlich regelmäßige Reihe mäßiger Haufen von Staub und Unrath, die immer wieder von neuem zusammengefegt wurden, wenn die Thätigkeit des Tages den Stoff wieder mehr oder weniger zerstreut hatte. Bald dieser bald jener Nachbar ergriff dazu mit rüstiger Hand den Besen, auch meinen Freund, den Schuhmacher, betraf ich zuweilen in dieser episodischen Thätigkeit. Eines Tages, als ich an das Fenster kam, war da ein gewaltiger Lärm, die ganze Straße schien in Aufruhr, der Schuhmacher war auf einen von diesen Schmutzhaufen niedergeworfen worden und wurde von, ich weiß nicht wie vielen Weibern in Pantoffeln und fliegendem Kopfputz eifrig geprügelt. Seine Vergehen wurden ihm dabei von allen Seiten her mit gellender Stimme vorgehalten, er zappelte mit allen vieren und schrie und schimpfte auch seinerseits dazwischen, es war ein Bild voll Leben und Bewegung.

Von gesellschaftlichen Beziehungen außer dem Hause habe ich nur wenige zu nennen, eigentlich nur ein Verhältniß meiner Eltern, das auch für mich einige Bedeutung hatte. Eine der Schwestern des Kaisers Franz von Oesterreich, die Erzherzogin Anna Maria, lebte ihrer Gesundheit wegen in Rom, sie liebte meine Mutter und sah sie sehr oft. Auch ich war ein Liebling der edlen und wohlwollenden Dame, wurde oft zu ihr abgeholt, und brachte manchen schönen Tag in dem weiten Garten der Villa Albani zu, wo die Fürstin hauste. Selbst später habe ich wohl nie irgend ein Wesen mit größerer Ehrfurcht betrachtet, als die Erzherzogin, deren ganzes Aussehen und gebeugte Haltung übrigens auf eine schwache Brust und einen frühen Tod deutete. Sie sah ihrem Bruder, dem Kaiser, auffallend ähnlich, hatte bei blasser Farbe das längliche Gesicht der Habsburger und die starke Unterlippe, das Erbe von Karl dem Kühnen her. Ihre höchst einfache schwarze Kleidung, das kleine weiße, enganliegende Häubchen gaben ihr das Ansehen einer Klosterfrau. So schritt sie wohlwollend, nachdenkend, leise sprechend, mit gesenktem Blick an der Seite meiner Mutter langsam durch die Alleen des Gartens dahin, so saß sie neben dem Brunnen und hörte mit ernsthaftestem Wohlwollen, selbst ohne Lächeln meine Prahlereien von zukünftigen Heldenthaten an.

Sie erzählte mir das Märchen meines künftigen Lebens so einfach eingerichtet, wie nöthig war, um es einem Kinde verständlich zu machen; wie ich österreichischer Offizier und Adjutant ihrer Bruders, des berühmten Erzherzogs Karl, werden sollte. Briefe, die sie von ihren Brüdern, den Erzherzogen Karl und Johann erhielt, und die in jenen verhängnißvollen Zeiten gewichtigen Inhalts sein mochten, las sie oft meiner Mutter vor, und ich habe später meine Mutter sagen hören, daß die des jüngeren Bruders in hohem Grade geistreich gewesen seien, die des Erzherzogs Karl weniger.

Wie man zu thun pflegt, um Kinder zu unterhalten, wurde ich auch zu mancherlei öffentlichen Schauspielen geführt und geschickt. Ich soll schon in Rom im Theater gewesen sein, kann mich aber dessen durchaus nicht erinnern, obgleich ich dort, wie man mir erzählt, eine ganz eigenthümliche Scene veranlaßt haben soll. Wir sahen ein etwas langweiliges Lustspiel; eine Scene zwischen zwei Schauspielern wurde mir besonders zu lang, da fand ich es ganz natürlich, die Leute von unserer Loge aus anzureden, und ihnen zuzurufen: „Geht nun weg, ich will das alberne Geschwätz nicht mehr hören." Meine Eltern geriethen in nicht geringe Verlegenheit, als das gesammte Parterre mir recht gab, von allen Seiten rief: „Ma bravo, dice bene", und laut seinen Beifall bezeugte.

Anderes ist mir erinnerlich geblieben, namentlich ein unschuldiges Stiergefecht, dergleichen damals in Rom gehalten wurden. Es war dazu vermittelst leichter hölzerner Gerüste eine Art von Cirkus gebaut, der wohl den spanischen ähnlich sein mochte. Alle Sitze waren von einer bunten Volksmenge eingenommen, und auf dem Sand der Arena von eirunder Form erschien ein ganz ansehnlicher Stier, dem durch allerhand Possen der Kopf recht heiß und toll gemacht wurde. Leichte Picadores in zierlicher Kleidung sprangen mit rothen Tüchern vor ihm herum, wußten dann auszuweichen, wenn er auf sie losrannte, und zogen das rothe Tuch über seine Hörner und seinen Nacken hinweg, so daß der gewaltige Stoß des erbosten Thieres in das Leere hinausfiel. Rohrgeflechte mit Widerhäkchen wurden ihm auf den Rücken geworfen, Feuerstoff wurde an den Schwanz gebunden und angezündet. Aus einer runden Vertiefung im Boden erhob sich mit Hilfe einer wahr-

scheinlich sehr einfachen Maschinerie eine rothgekleidete Puppe, die augenblicklich wieder verschwand, wenn der Stier wüthend auf sie losrannte. Indessen lief das Ganze auch ohne Blutvergießen ab; wenn man der Sache überdrüssig war, ließ man den geplagten Stier wieder in den Stall laufen. Zu den Erinnerungen dieser Art gehört ferner die sogenannte girandola, das Feuerwerk, das jährlich am bestimmten Tage auf den Wällen des Castello S. Angelo abgebrannt wird. Wir sahen es aus den Fenstern des Jesuiten-Kollegiums am Ufer des Tiber. Freilich gab es damals angeblich keine Jesuiten, das heißt aber weiter nichts, als daß die Herren damals einen anderen Namen führten, ich weiß nicht welchen, an Namen hat es ihnen nie gefehlt. Es war ein eigenthümliches Bild, wie in einem großen mit röthlichem Marmor getäfelten Saal, den man wohl absichtlich vermöge eines Kronleuchters nur mäßig erleuchtet hatte, die Herren in schwarzen Talaren mit den kleinen Pilgerkreuzen, und den Mützen von horizontal viereckiger Form, dem wohlbekannten bonnet carré, an den Wänden umhersaßen, und wenn man nun hinaustrat auf den Balkon, erblickte man in der dunklen rabenschwarzen Nacht wunderbar wirbelnde Feuerräder, verdoppelt durch den Widerschein in den Wassern des Tiber, die eben nur durch den Feuerschein an einer Stelle sichtbar wurden.

Den berühmten römischen Carneval aber, das Maskengewühl auf dem Corso, sollte ich einst unter eigenthümlichen Bedingungen sehen. Mein Stiefvater, früher als Unteroffizier bei der russischen Garde eingeschrieben, hatte sich, während er auf Reisen war, durch eine allgemeine Maßregel des Kaisers Paul, gleich allen jungen Leuten, die nicht bei ihren Regimentern gegenwärtig waren, aus dem Dienst ausgeschlossen gesehen. In der Absicht, das so Verlorene auf einem Umwege wieder einzuholen, hatte er sich darauf zum baierischen Hofrath ernennen lassen. Jetzt suchte man ihm, als russischem Unterthan, den Aufenthalt in Rom von Seiten französischer Gesandtschaften und Militärbehörden schwierig oder unmöglich zu machen. Da machte er sein Hofrathsdiplom geltend und stellte sich unter den Schutz des bairischen Gesandten. Dieser war niemand Geringeres, als der bekannte, ja berüchtigte Illuminat Kardinal Häfelin, dem die in Rom

lebenden Deutschen, ich weiß nicht warum, den Spitznamen „der bairische Hiesel“ gegeben hatten. Er wohnte am Corso und wir wurden eingeladen, den Maskenlärm von seinem Balkon anzusehen. Hier trafen wir mit Lucian Bonaparte und dessen Familie zusammen. Den bedeutenden Mann selbst habe ich leider vergessen, seine Kinder dagegen, besonders ein kleines Mädchen, das in einem rothen Röckchen und mit flachem Strohhut als Gärtnerin maskirt war, sind mir um so lebhafter gegenwärtig.

Lucian Bonaparte war bekanntlich zu jener Zeit entschieden gespannt mit seinem Bruder, dem neuen Kaiser der Franzosen, und behandelte alles, was mit diesem und seiner Politik in Verbindung stand, mit berechnetem Hohne. Ergab sich keine Gelegenheit dazu, so führte er sie mit Gewalt herbei, und das geschah auch hier. Auf dem Balkon in freier Luft verweilte Lucian hinter den Stühlen der Damen, entblößten Hauptes, den Hut unter dem Arm, indem er sich im höchsten Grade aufmerksam und liebenswürdig erwies; wie er aber in den verlassenen Saal zurücktrat, wohin der Kardinal als höflicher Wirth folgte, um einen so bedeutenden Gast sich nicht selbst zu überlassen, änderte sich die Scene; der Korse setzte hier seinen Hut auf und fuhr den Kirchenfürsten mit sehr kurzen und barschen Fragen und Antworten gar unsäuberlich und befremdend an. Als der Kardinal wieder einiger Geistesgegenwart habhaft geworden war, ließ er sich eiligst auch seinen Hut bringen und setzte ihn ebenfalls im Saal auf; es war wunderbar anzusehen, wie die beiden Herren dergestalt in der Marmorhalle auf- und abgingen und einander jedesmal mit einem gewissen Trotz in der Mitte begegneten. Mein Erstaunen fesselte natürlich die Gestalt des Kardinals; seine krummen und sehr starken Beine in scharlachrothen Strümpfen nebst dem dreieckigen Priesterhut mit schmaler goldener Tresse nahmen sich gar absonderlich aus. — Ueber die Bedeutung dieses Auftritts konnte ich mir damals natürlich nicht einmal eine Frage vorlegen, und das Meer bunter Gestalten auf der Straße wußte bald meine Aufmerksamkeit unwiderstehlich und ganz wieder auf sich ziehen. Es ist ein eigenthümliches Bild dies römische Maskenfest, wie ich es seither nie wieder gesehen habe. Da der Corso lang ist, aber nicht eben breit, so gewährt die Straße auf- und

abwärts Raum für eine gewaltige Menschenmenge, ja für das Auge fast den Begriff einer unbegrenzten, wenigstens unbestimmten Ausdehnung, in der phantastische Trunkenheit und Ueberspannung sich bewegen. Und dennoch läßt die schmale Straße den einzelnen Theil des bewegten Bildes, der von dem besonderen Standpunkte aus zu übersehen ist, nicht charakterlos auseinanderfallen; es wird von den hohen Häusern wie in einem bestimmten Rahmen gehalten; die Grenzen an den mit Teppichen geschmückten Fenstern, hüben und drüben die Wagen und die wechselnde Maskenmenge unten bleiben in einer steten Beziehung zu einander. Der derbe Scherz, wenn er glückt, wird diesseits und jenseits bemerkt und belacht, wo sich ein Kampf zwischen einer fahrenden Maskengesellschaft und einer Gruppe auf einem Balkon entspinnt, fliegen die Confetti hin und her, immer mit Eifer, oft mit Geschick, nehmen beide Seiten der Straße lebhaften Antheil an dem Handel und rufen und jauchzen der siegenden Partei ihren lärmenden Beifall zu. Gar sehr beschäftigten uns auch die Blumensträuße, die gefeierten Damen von galanten Masken vermöge eigener, vielgliedriger, hölzerner Scheeren aus der Straße an ihre Fenster hinaufgereicht wurden. Die einzelnen Gestalten gaben dem Bilde, eben weil sie seit Jahrhunderten dieselben bleiben, um so sicherer einen bestimmten eigenthümlichen Charakter. Immer sind es dieselben Erscheinungen, zum Theil den Possen der Alten entlehnt. Harlekin, Pulcinello, Colombine und der Doktor, die sich in zahllosen Exemplaren zwischen den beiden Wagenreihen hin- und herdrängen; Quacqueri begrüßen sich mit ihrem schrillenden brrrrrr und bewundern einander durch Lorgnetten, die über eine Elle im Durchmesser haben. Der Blick des Kindes wenigstens konnte dieser bunten bewegten Bilder nicht müde werden, um so weniger, da er immer wieder veranlaßt war, von den nächsten und einzelnen ab über das bunte Meer von Bewegung bis in unerreichbare Ferne hinzuschweifen. Auch brach wohl die Abenddämmerung herein, aber die bewegte Menge selbst wurde ihres tollen Treibens nicht überdrüssig; sie gab sich keine Zeit die eigene Ermüdung zu fühlen. Auch könnte die Menge sich kaum darein finden, wenn eine solche Scene aus bloßer Ermattung in allmählicher Auflösung enden sollte. Sie bedarf eines bestimmten Schlusses,

der auch in Rom nicht fehlt. Wer hat nicht von dem Corso dei Barberi gehört, von dem Wettrennen nackter Pferde ohne Reiter, das Goethe und Horace Vernet dem inneren und äußeren Sinn dargestellt haben. Auch ich habe mit gespannter Erwartung durch die nun für den Augenblick von Menschen verlassene Straße hinabgeblickt, wunderbar ergriffen von der unbekannten Erscheinung, die da kommen sollte. Wie ein Traumbild schossen die raschen Pferde vorbei, Rauschgold in den Mähnen, Funken stoben unter ihren Hufen. Die Theilnahme war die lebhafteste; aber sie galt eben nur dem Bilde. Welches Pferd den Preis davontragen werde, kümmerte niemand, ja es mögen es wohl die allerwenigsten erfahren haben; aber man wußte den Tag nun geschlossen, die Menschenmenge überschwemmte einen Augenblick wieder die Straße, und eben weil ein bestimmtes Ereigniß den Abschluß gemacht hatte, ging alles ohne Lärmen ins Zwecklose hinaus ermüdet von dannen.

Auch wir kehrten heim in einem Gefühl von Befriedigung und Ermüdung, des Erlebten froh und auch erfreut, die stille und würdige Regelmäßigkeit der eigenen Wohnung wiederzufinden. Es treibt eben der strebende Sinn, wie die Menschen überhaupt, so auch die Kinder wechselnd in die Weite hinaus und in die Heimath zurück. Das bewußte oder unbewußte Verlangen, einen Inhalt des Lebens zu gewinnen, treibt uns in die Ferne, Ermüdung, die eintritt, wenn der Geist aufgenommen hat, was er vermag, das Bedürfniß, des Gewonnenen in der Erinnerung froh zu werden, führt uns in die Enge zurück. Lange umschwebten uns wohl daheim die bunten Bilder jenes *einen* Tages, bis sich das Interesse dafür allmählich abschwächte und uns wieder dem ruhigen Genuß unseres gewöhnlichen Daseins in den schönen, stillen Räumen des Hauses und Gartens überließ.

Dieses ging um so gleichförmiger an uns vorüber, als gemüthliche Familienfeste, wie sie der deutsche Norden liebt, Geburtstagsfeiern und dergleichen, bei uns nicht Sitte waren. Und doch erinnere ich mich eines solchen häuslichen Kinderfestes, das in seiner Schönheit als die letzte meiner römischen Erinnerungen dasteht, wenn ich auch nicht zu sagen wüßte, ob sie es derzeit noch wirklich war.

Es war der Weihnachtsabend, und der heilige Christ bescheerte

uns einen Weihnachtsbaum, wie er ihn im Norden selbst frommen Wünschen der zärtlichsten Mutter nicht schöner gewähren könnte. Mein Onkel Friedrich Tieck hatte die Sorge übernommen, den Baum in unserem Gartensaale mit künstlerischem Sinn zu schmücken. Es war ein schöner Orangenbaum, an dem reife Früchte neben zahlreichen duftenden Blüthen prangten, von Wachskerzen leuchtend, flimmernd von vergoldeten Nüssen und anderen Zaubergaben.

Am Fuße des Baumes waren zwischen Moos und Feldsteinen zierliche kleine Hütten und mannichfache Gestalten zu sehen. Die Jungfrau mit dem Kinde saß in einer offenen Halle, anbetend knieten die Hirten vor ihr, der Ochs und der Esel fehlten nicht in der Nähe, und nach der Weise der Kinder bemerkten wir fast zuerst, sobald wir nur einzelnes fassen konnten, daß den Thieren in der Raufe etwas wirkliches Gras aufgesteckt war. Es waren Gruppen, auf denen auch wohl das Auge eines Verständigen mit Wohlgefallen verweilen konnte, mit Sinn zusammengestellt aus trefflichen Gliederpuppen, wie sie in Rom und Neapel angefertigt werden, und auf das schönste beleuchtet.

So liegt die Zeit meiner Kindheit in Rom fest abgeschlossen in meiner Erinnerung. Der Augenblick der Abreise kam. Ich wußte natürlich nicht, was geschehen sollte. Mein Spielgefährte Albert Keller war den Abend bei uns gewesen und die Nacht im Hause geblieben. Er schlief neben mir. Früh, da es noch dunkel war, wurde ich geweckt und schlaftrunken von dem Diener Angelo gekleidet. Deutlich erinnere ich mich, wie ich von demselben Diener auf den Armen durch den Vorsaal getragen wurde, den falbe Streiflichter der Morgendämmerung ungewiß erhellten. Dann gingen meine Sinne wieder unter im Schlaf. Seltsam, daß ich von dem Erwachen nichts weiß, und doch mag es eigenthümlich genug gewesen sein, in einem ganz veränderten Zustande gewiß schon fern von der Weltstadt, in hellem Sonnenschein, in der öden, menschenleeren Campagna.

Wien (1807 und 1808).

Die besonderen Umstände, welche dem römischen Aufenthalt der Bernhardi-Knorring'schen Familie ein Ende machten, werden in den Aufzeichnungen des jüngsten Mitgliedes derselben nicht erörtert; selbst rücksichtlich des Zeitpunkts der Uebersiedelung vom Tiberstrande in das Land jenseits der Alpen fehlen die genaueren Angaben. Wir erfahren wenig mehr, als daß die Reise über Verona, München und Prag ging, daß in der ersteren Stadt ein mehrtägiger, in der letzteren ein mehrwöchentlicher Aufenthalt genommen wurde und daß es von Prag weiter nach Wien ging. In diese Zeit war eine peinliche Auseinandersetzung über den Verbleib der Bernhardi'schen Kinder gefallen, an welche vom Vater Ansprüche erhoben wurden, deren allendliche Regelung erst gegen Ende des folgenden Jahres erfolgt zu sein scheint. „Sophie", so schreibt Caroline Schelling (a. a. O. S. 341), „hatte in Rom viel ausstehen müssen", und daß die dortigen Erlebnisse noch eine Weile fortwirkten, wird auch in den Aufzeichnungen des Sohnes angedeutet, denen wir uns nunmehr zuwenden. — Erwähnt sei noch, daß Ludwig Tiecks Wiener Aufenthalt erst im Sommer 1808 seinen Anfang nahm und daß von den Personen, die uns auf den nachstehenden Blättern vorgeführt werden, mehrere in dem Köpke'schen Buche vorkommen. Besonderer Erwähnung geschieht der Brüder Collin, „die als literarische Vertreter Oesterreichs einen Namen zu gewinnen anfingen."

Viel bedeutender und durch mannichfaltige Eindrücke nachhaltig wird und wurde für mich der Aufenthalt in Wien. Meine Mutter sah sich hier wieder mit meinem Stiefvater vereinigt. Wir wohnten in der Vorstadt auf der sogenannten Landstraße, ich weiß nicht warum, da doch sonst alles, was auf Eleganz Anspruch macht, die eigentliche Stadt vorzieht. Uebrigens war die Wohnung, wenn auch nicht so poetisch wie jene am Fuße des Monte Cavallo, doch geräumig und

elegant und gastfrei vielfachem, ja beständigem Besuche geöffnet. Der Kreis, der sich hier um meine Mutter versammelte, war wohl ein bedeutender zu nennen. Mein Onkel Ludwig Tieck wohnte hier längere Zeit bei meinen Eltern. Damals in der Blüthe seiner Jahre war er ein sehr hübscher, wenn auch nicht großer, doch fein und zierlich gebauter Mann, von ungemein geistreichem Aussehen und Wesen, auch sehr sorgfältig und elegant in seiner Kleidung. Auch Friedrich Schlegel war viele Monate lang unser Gast und Hausgenosse. Man könnte sagen, daß er, an dem wahrlich nichts zierlich war, mit seinem runden Gesicht, großen runden Brillengläsern und durchaus runden Formen, einen Gegensatz zu meinem Onkel bildete. Unter den Leuten, die häufig zum Besuche erschienen, war Collin, der Verfasser des Regulus, vielleicht einer der bemerkenswerthesten. Ein stiller, hagerer, etwas süßlicher Herr von Gang wurde besonders gern gesehen. Er war nämlich ein schwärmender Mystiker, wie sich ihrer damals viele bildeten und mit liebender Bewunderung der Romantik anschlossen, lebte und webte in jenen Regionen geistlicher Ueberschwenglichkeit, die damals für meine Eltern, wie für alles, was Novalis verehrte, ein großes Interesse hatte, und nahm daher an vielem Theil, was nur Gleichgesinnten zugänglich sein konnte. So verschaffte er Jakob Böhmes Werke und schenkte sogar, wie ich aus einer Zuschrift im Buche selbst sehe, meinem Stiefvater die ekstatischen Betrachtungen der Dame de la Mothe-Guyon. Von Leo von Seckendorff, der bald darauf als Offizier der Wiener Freiwilligen im Kampfe gegen die Franzosen blieb, habe ich nur eine ganz dunkle Erinnerung. Zu manchen anderen Gestalten, die mir vorschweben, weiß ich die Namen nicht. Aber auch abgesehen von dem eigenen Hause mußte uns der Ort, an dem wir lebten, bedeutend werden.

Italien ist vor allen Ländern Europas reich an Denkmälern, aber die heutige Bevölkerung ist der alten Geschichte ihrer Heimath entfremdet und lebt außerhalb alles Zusammenhanges mit ihr. Die Reste des alten Roms stehen da fast wie die Spuren vorsündfluthlicher Schöpfung in der Natur, als etwas, das einer durchaus abgeschlossenen Periode angehört, die durch kein lebendiges Band mit der Gegenwart verbunden ist. Was dagegen aus der großen Kunstperiode Italiens

herrührt, bezieht und bezog sich mehr noch damals als heute auf ein noch unverändert fortbestehendes, auf ein gegenwärtiges, das eben auch und an sich da war, eine Erscheinung, mit der eigentlich keine Erinnerung verknüpft war — eben weil Italien seit Jahrhunderten, seit dem Verlust seiner nationalen Selbständigkeit, keine Geschichte, sondern nur einen Zustand durchlebt hatte, der bei allem anscheinenden äußeren Wechsel in seinem Wesen im Grunde unverändert blieb.

Anders war es in Wien. Das gesammte städtische Leben stammte aus einer rüstigen Zeit, aus dem Mittelalter her und alles deutete auf eine Vergangenheit zurück, als deren lebendige Folge die Gegenwart erschien. Alles erinnerte an Begebenheit und That. Nicht die Heiligkeit der Dinge an sich, sondern die Tüchtigkeit zur That schien hier verherrlicht. Die Denkmäler der Stadt waren merkwürdig durch ihre in den Erinnerungen der Bevölkerung fortlebende Geschichte und eben infolgedessen umgab sie zauberhaft auch der reiche Schmuck der Sage. So waren damals die alten Festungswerke der Stadt noch nicht in friedliche Spaziergänge verwandelt, die Wälle standen noch, wir sahen sie und vielfach wurde uns dabei erzählt, wie sie zur Zeit der berühmten Belagerung dem zahlreichen Heer der Türken widerstanden hätten. Die Gefahr, die damals der Stadt und der Christenheit drohte, schien in den Erzählungen eine ungeheure, kaum zu ermessende, der Heldenmuth der Vertheidiger so ruhmvoll, daß er die höchste Verehrung forderte, wunderbar die Rettung, glänzend der Sieg. Viele Stellen wurden gezeigt, an denen türkische Lager gewesen, viel hörten wir von fast wunderbaren Trophäen und Siegeszeichen, die im bürgerlichen Zeughause der Stadt bewahrt wurden. Der Turban des Feldherrn der Ungläubigen, Kommandostäbe, Ketten und Mordwerkzeuge, für die Besiegten mitgebracht, Fahnen und Roßschweife ohne Zahl sollten darunter sein. Sehr lebhaft erinnere ich mich eines Besuches in der Stephanskirche, wo wir mit unserem Hofmeister, Herrn Roßkiel, waren und die uns in allen Einzelheiten gezeigt wurde. Reiche Meßgewänder wurden in der Sakristei vor unseren Augen entfaltet, kunstreiche Monstranzen und Kelche vorgewiesen und bei jedem eine besondere Geschichte erzählt, wie und wo das Kunstwerk angefertigt, wie es auf besondere Veranlassung in den Schatz der

Kirche gekommen sei. Aber auf das höchste steigerte sich das Interesse, als wir den Thurm hinaufstiegen, soweit es irgend möglich war. Höher hinauf, wo die Treppen schmal und steil wurden, jeder Blick aus Fenstern und Oeffnungen in eine schwindelnde Tiefe hinabging, hatte das ganze Unternehmen für so kleine Leute etwas durch Kühnheit Anziehendes. Zuletzt zeigte unser Führer in einem ziemlich engen Raume auf eine Leiter, indem er sagte: das sei das einzige Mittel, in die äußerste Spitze hinauf zu gelangen, es sei aber da oben nicht ganz geheuer, man könne da leicht schwindelig werden, auch schwirrten viele Fledermäuse im alten Bau herum. — Uns schien das Leben des Thürmers poetisch und bedeutend, fast wunderbar. In unserer vielleicht nur allzu polizirten Zeit, in der selbst gewaltsame Revolutionen mit einer gewissen Methode bewerkstelligt werden, so daß selbst solche Ereignisse von dem Einzelnen keinen großen Charakter verlangen, ist es freilich im Grunde sehr überflüssig, daß hoch oben auf den Thürmen jemand wohnt. Die Thürme selbst sind überflüssig geworden, es verfällt darum auch nicht leicht jemand darauf, dergleichen zu bauen. In neu angelegten Städten fehlen sie, wenn man nicht vielleicht ganz zuletzt diesen Mangel gewahr wurde und Thürme baute, um der Landschaft aufzuhelfen. Anders im Mittelalter, wo der Staat sich in einzelne engbegrenzte Körperschaften aufgelöst hatte, die einander fast wie verschiedene Staaten oft feindlich gegenüber standen, und wo in solcher Zerstückelung selbst der Einzelne vielfach Gelegenheit fand, in steter Gefahr dem ungebeugten Willen frei zu leben. Da ging ein jeder gleichsam mit der Hand am Schwert seinen Geschäften nach, und wenn die Bewohner der Stadt sich auf dem Markt und in den Gassen sorglos und unbefangen mit Gewerbe und Handel beschäftigen konnten, so durften sie das nur, weil von Thurm und Warte der Thürmer spähend in die weite Landschaft blickte und warnende Zeichen gab, wenn er Waffen im Felde blinken sah. Unserem größten Dichter ist es gelungen, uns diese Zustände aus weiter Ferne nahe zu bringen. Einmal in Götz von Berlichingen, wo der Knabe ruft: „der Vater, der Vater, der Thürmer blästs Liedel, heisa, machts Thor auf!" Da sehen wir den Burgherrn, weit im Feld erspäht und erkannt, und wie wird uns das Fortbestehen uralter reichs-

städtischer Sitte aus längst vergangener Zeit gegenwärtig, wenn Goethe aus seinem Leben erzählt, wie während des siebenjährigen Krieges an jenem Tage, an dem die Franzosen Frankfurt zu besetzen nahten, die Trompetensignale des Thürmers, daß er Kriegsvolk im Felde erblickte, nicht enden wollten.

Eine ganz andere Welt eröffnete sich uns, als wir nach Schönbrunn und in die dortigen Gärten mitgenommen wurden. Alles erschien uns groß, schön und heiter, vielfach wurde uns „Kaiser Josef" genannt und immer mit besonderer Bedeutung, mit einer Art von Freudigkeit, so daß uns eine großartige Erscheinung vorschweben mußte. Wunderbares Schicksal dieses bis an seinen Tod jugendlichen Kaisers! Während seines Lebens gehaßt von seinen empörten Unterthanen, weil er sie in revolutionärer Weise aus den überlebten Formen des Mittelalters herausreißen wollte, sehen wir ihn ein halbes Menschenalter nach seinem Tode unter Nachfolgern, die sich bemüht hatten, das Alte wieder herzustellen, gefeiert und vergöttert von den nämlichen vorher so heftig gegen ihn erregten Völkern!

Von den Vorgängen, die damals unser häusliches Leben bewegten, mag eines besonders erwähnt werden. Ich habe bereits berichtet, daß zu den damaligen Freunden und Genossen unseres Hauses Friedrich Schlegel gehörte. Das Zusammenleben mit diesem merkwürdigen Manne nahm indessen ein peinliches Ende, über dessen Gründe ich natürlich erst viele Jahre später unterrichtet worden bin.

Der Arzt meiner Eltern, Doktor und Ritter Stranzki von Greifenfels, that sich auf seinen Ritterstand nicht wenig zu gute, lebte indessen in außerordentlich drückenden Verhältnissen. Seine Frau hatte eben ein Kind verloren, entbehrte des Nöthigsten und litt an Fieberphantasien, von denen man fürchtete, daß sie zum Wahnsinn führen könnten. Meine Mutter fuhr eines Tages zu ihr und brachte die kranke, der Verzweiflung nahe Frau in unser Haus, wo sie eine Weile lebte, als ob sie zu uns gehörte. Als sie wieder hergestellt war, lernten wir in ihr eine ausgezeichnet hübsche junge Blondine mit blauen Taubenaugen und treuherzigem Wesen kennen. Zwischen ihr und Friedrich Schlegel kam es zu einem zarten Verhältniß, das der Ehe-

mann wahrscheinlich höchst unzart gefunden hätte, wenn es zu seiner Kenntniß gekommen wäre. — Die schöne Dame konnte nicht unterlassen, das „zarte“ Geheimniß einem Geistlichen zu beichten; sie gestand ihm, daß sie meine Mutter betrüge und den Aufenthalt in unserem Hause unter leeren Vorwänden verlängere: das alles, um sich die Sünde verzeihen zu lassen, ohne derselben entsagen zu müssen. — Der Pater machte meiner Mutter eines Tages seine Aufwartung und öffnete ihr die Augen über die Geheimgeschichte ihres Hauses. Meine Mutter, die sehr leidenschaftlich sein konnte, nahm die Sache ernsthaft, und es kam zu Erklärungen, ja zu einer sehr leidenschaftlichen Scene mit Friedrich Schlegel, der sie besonders dadurch reizte, daß er — nun der Handel einmal ans Tageslicht gekommen war — ganz unverhohlen und in überschwänglichster Weise für seine Dame schwärmte. Rasch wie sie gekommen, verschwand die schöne Blondine aus unserem Hause . . . .

Inzwischen trafen Nachrichten ein, nach denen Spanien sich gegen Napoleon erhoben und dessen Heere zurückgeworfen hatte. Wie ein Blitz zuckte durch ganz Europa die Ueberzeugung, daß der Unterdrücker nicht unbesiegbar sei, und allgemein gewann die Ueberzeugung Oberhand, daß man den Augenblick nützen müsse und sich erheben, ehe der Widerstand des spanischen Volkes gebrochen war. Eine kriegerische Gesinnung gab sich kund; es wurde Sitte, die Kinder in Uniform zu kleiden, grau mit schwarz und gelber Binde und der Tschako mit der österreichischen Kokarde war die gewöhnlichste Tracht. Doch waren viele Knaben auch glänzender ausgestattet; ich selbst trug ein Husarenkleid, dunkelblau und silber mit gelben Stiefelchen.

Oesterreich rüstete zum Kriege, überall, auf allen freien Plätzen in der Vorstadt, auf den Wiesen, an den Bächen wurden Rekruten in weißen leinenen Kitteln exerzirt, und ich hatte oft Gelegenheit, diesem Treiben mit großer Spannung zuzusehen. Ein Freikorps wurde errichtet, die Legion des Erzherzogs Karl. Gar oft sah ich den Zug der Werber durch unsre Straßen gehen. Eine zahlreiche Musik, in grau mit rothem Vorstoß gekleidet, den Kopf bedeckt mit sogenannten Korsenhüten, auf denen frische Reiser mit grünem Laub schwankten, zog mit klingendem Spiel daher; wenn ich nicht irre, wurde in dem

Zuge auch Geld, blanke, neu geprägte Münze, in einem Becken getragen, um als Handgeld zu dienen. Ein oder ein paarmal geschah es, daß gerade vor unseren Fenstern ein Freiwilliger eintrat; der Zug hielt dann stille, das Spiel schwieg, man hörte etwas reden, es erscholl darauf ein dreimaliges lautes „Hoch dem Kaiser!", die Musik fiel wieder ein, und der anscheinend so lustige, heitere Zug, von Frauen und Mädchen aus Fenstern und Hausthüren lächelnd betrachtet, setzte sich wieder in Bewegung.

Diese Erscheinungen erregten meine lebhafte Theilnahme, ohne daß mir eben ihr Sinn klar geworden wäre, da niemand für nöthig achtete, mir etwas darüber zu sagen. Erst später in München sollte ich mit Augen sehen, worauf diese regsame Thätigkeit gerichtet war, und dort freilich sollte mir ihr ganzer Ernst anschaulich werden.

Wenig später verfiel ich in eine schwere Krankheit, die mich für längere Zeit in eine dunkele Stube sperrte. Als ich mich wieder in der Außenwelt umsehen konnte, nahmen Vorgänge und Personen, die in den weitesten Kreisen Bedeutung hatten, auch die Aufmerksamkeit des Kindes in Anspruch. Frau von Staël war in Wien, ward, wie überall, so auch hier diese Zeit über der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens und setzte alles, was sich sonst wohl in nichtig vegetirendem Dasein behaglich fühlte, in eine geniale Bewegung.

Durch Wilhelm Schlegels Vermittelung war Frau von Staël meiner Mutter sehr freundschaftlich gesinnt, so zwar, daß sie ihr selbst ihr Schloß zu Coppet am Genfer See zu beliebigem Gebrauch anbot, als meine Mutter, in einen unerfreulichen Proceß verwickelt, einen solchen ruhigen und schönen Zufluchtsort wünschen konnte. Dies Wohlwollen wurde aber nicht gerade erwidert; Frau von Staël war vielmehr meiner Mutter in hohem Grade unangenehm. Sie machte es Wilhelm Schlegel zum Vorwurf, daß er sich in den Kreis von Frau von Staëls Dienstbarkeit ziehen lasse, darüber Besseres versäume und sein Leben eigentlich verliere.

Frau von Staël ward von dem allen nichts gewahr. Sie war bei manchen Schwächen von Natur gutmüthig und besonders ihrer Stellung in der Welt zu sehr gewiß, zu sehr gewohnt, ihr Entgegenkommen als eine Auszeichnung anerkannt zu sehen, als daß je ein

Zweifel an dem Werth, den man auf ihre Freundschaft legte, in ihrem Geiste hätte aufkommen können. So sah ich denn Frau von Staël und ihre beiden jüngsten Kinder sehr viel. Sie waren öfter bei uns, ich noch öfter in dem Hause der berühmten Dame, wohin ich sehr oft geladen und abgeholt wurde. Sie führte ein eigenthümliches Leben. Vor zwei Uhr Nachmittag stand sie nicht auf. Oft war ich in ihrem reich möblirten, nicht allzu hellen Schlafzimmer, mit ihrer Tochter Albertine an einem kleinen Tischchen mit Spielen beschäftigt, die ruhig sein sollten, aber das nicht immer blieben, und sah, ohne mir weiter Rechenschaft davon zu geben, wie Frau von Staël unter dem hellblauseidenen Zelte ihres Bettes an ihren Werken arbeitete. Sie machte dabei in der That ein etwas absonderliches Bild. Schön war sie bekanntlich nicht. Nun lag sie da in Kissen, in einem weißen Nacht-Kamisol, gegen welches das bräunliche Kolorit des Gesichts merklich abstach, und da hier auch der Turban fehlte, der sonst unfehlbare Schmuck ihres Hauptes, erhöhten die rabenschwarzen aber glanzlosen, kurz abgeschnittenen Haare, die sich in widerspenstigen Locken um Stirn und Schläfen wirbelten, das Eigenthümliche des Anblicks. Sie schrieb in liegender Stellung auf kleine Blättchen Papier, die sie auf der Fläche der linken Hand hielt, während sie mit der rechten die Feder führte; die Blättchen mußten dann später auseinandergesucht und geordnet werden. Von unserer Anwesenheit schien sie kaum ein Bewußtsein zu haben, außer wenn wir etwas zu laut wurden, wo sie uns dann bedeutete.

Ihr Sohn Albert war damals Zögling der österreichischen Militärschule, und erschien immer in der weißen Uniform, nahm aber dennoch gelegentlich sehr gerne Theil an unseren Spielen, und wurde von Friedrich Schlegel, der ihn Du nannte, mehr als billig geneckt. Die Tochter, Mademoiselle Albertine, später Duchesse de Broglie, war von einer Lebhaftigkeit, die mitunter abenteuerliche Scenen herbeiführte. So verlangte sie einst in dem Garten unseres Hauses von mir, ich solle auf einen Baum klettern, und ich weiß nicht ob Früchte oder ein Vogelnest herunterholen. Mir war dergleichen neu, ich hatte keine rechte Vorstellung davon, wie man das anfange, und betrachtete mir vorläufig den Baum mit stummer Verwunderung. Da es nicht anders

gehen wollte, war sie flink wie eine Katze gleich selber oben, konnte aber nicht wieder zurück, besonders da sich ihr Fuß in einer Gabel des Baumes festklemmte. Sie schrie erbärmlich und ärgerte sich nebenher, daß ich ihr nicht ritterlich zu Hülfe zu kommen wußte, denn allerdings beschränkte sich mein Beistand darauf, daß ich meine Stimme mächtig zum Hülferuf erhob. Doch lief auf das Geschrei alles zusammen, Frau von Staël und meine Mutter, Schlegel und ich weiß nicht, wer sonst noch, und Mademoiselle Albertine wurde glücklich heruntergeholt vom Baum.

Mademoiselle Albertine hatte röthliches Haar, das kurz abgeschnitten wurde, und mußte den Verfügungen der Mutter gemäß eine schwarze Perrücke tragen. Man kann sich denken, wie die Perrücke mitunter saß bei solchem Unternehmen. Auch ihre plötzliche Heftigkeit sollte mir mehr als anschaulich, sie sollte mir einmal fühlbar werden. In ihrem gebrochenen Deutsch, in welchem sie mich immer die Felic (Felix) nannte, erklärte sie mir eines schönen Tages, sobald ich groß sei, müsse ich sie heirathen. Mir war das gar nicht recht, denn ich hatte eine eigenthümliche Scheu vor schönen Damen. Verschämt und düster antwortete ich „nein", ich wolle überhaupt gar keine Frau. Mit Blitzesschnelle, auf das höchste gereizt, bestrafte sie diese Beleidigung augenblicklich durch einen starken Schlag auf meine Wange, was bei mir mehr Verwunderung als irgend eine andere Empfindung hervorrief. — Besonders viel beschäftigte sich zu dieser Zeit Wilhelm Schlegel mit mir, der sehr liebenswürdig sein konnte, da seine kleinen Schwächen wie seine Eitelkeit sich damals noch nicht wie später bis zur Karikatur ausgebildet hatten. Seine gewählte Eleganz war damals ganz passend, da er mit Frau von Staël in ihren Kreisen lebte, — sie war sogar nothwendig, wenn er nicht etwa als Hofmeister der Söhne und als Sekretär angesehen sein und in eine untergeordnete Stellung gerathen wollte. Er schwebt mir noch vor in silbergrauem Frack, paille Unterkleidern, Schuhen und einer gewaltig hohen Halsbinde à la Cumberland, der Mode von damals. Trotz seiner geistreichen Züge gaben ihm die krummen Kniee ein etwas seltsames Aussehen.

Der Brüder Schlegel geschieht in Bernhardis Aufzeichnungen keine weitere Erwähnung. Aus anderweiten Quellen wissen wir, daß August

Wilhelm der Schwester Tiecks auch in der Folge freundschaftlich verbunden blieb und an ihren Arbeiten und Interessen Antheil nahm. Die Entfremdung gegen den jüngeren Bruder scheint in Folge des erwähnten anstößigen Liebeshandels eine dauernde geblieben zu sein.

Drei Jahre in München.

(1808—1811.)

Im Herbst des Jahres 1808 trafen die drei Tieck'schen Geschwister in München zusammen, wo die Familie Knorring-Bernhardi die nächsten Jahre verlebte und vornehmlich mit Jacobi, Rumohr, Schelling und anderen hervorragenden Männern der Zeit verkehrte. Caroline Schellings aus dieser Zeit datirende Briefe thun des Zusammenlebens mit dem Elternhause Theodor von Bernhardis wiederholte Erwähnung, — aus dem Köpke'schen Buche über Tieck ist bekannt, daß dasselbe durch Ludwig Tiecks wiederholte Erkrankungen empfindlich gestört wurde, und daß die Ungunst der politischen Verhältnisse auch in den um den Weltlauf wenig bekümmerten Häuptern der Romantik eigentliches Behagen nicht aufkommen ließ. Für das feine Beobachtungsvermögen des jüngsten Mitgliedes des um die Geschwister Tieck versammelten Kreises ist bezeichnend, daß die Aufzeichnungen desselben dieser Umstände mehrfache Erwähnung thun und die Mehrzahl der Dinge berühren, welche die Hauptgegenstände der zeitgenössischen Sorgen ausmachten. Es verdient das um so größere Beachtung, als der noch im Kindesalter stehende Knabe — nach eigenem wie nach fremdem Zeugniß — eben damals in einer Welt der Phantasie lebte, die mit der Wirklichkeit wenig zu schaffen hatte. Caroline Schelling berichtet darüber das Folgende:

„Sophie hat einen Knaben von 6 Jahren. Dem ist das Beste eingeboren, was sie (die Geschwister Tieck) haben — ein herrliches Kind, das mir oft das Herz für sie bewegt und das Schelling über alle Maaßen lieb hat . . . . Der Knabe ist durchaus edel in Gesinnung, heroisch und tapfer, spricht sich aus über seine Jahre. Dabei hat er das mimische Talent seines Oheims und eine unglaubliche Gewandtheit und Anstand des Körpers . . . Ueber allen seinen Plänen, die sich auf die Wirklichkeit beziehen, hat er auch den Kopf voll von Poesien, die er für Wirklichkeit hält. Er ist fest überzeugt, daß sein Oheim und König Rother viele Riesen zusammen todtgeschlagen haben und daß Rothkäpp-

chen vom Wolfe gefressen worden, der sich als ihre Großmutter anstellte. Ein Dichter will er nicht werden, aber ein Feldmarschall und da Schelling ihm das Dichterleben anpries, sagte er: „Wie? Du wolltest nicht lieber deine Finger mit Blut als mit Tinte beschmiert sehen?" — und das war eine Combination, die von ihm selbst kam. Der arme Knabe ist sehr krank gewesen. Er heißt Felix und hat braune Augen und blondes Haar, wie seine Mutter, — vom Vater keinen Zug." (A. a. O. 2. Bd. S. 364 d. d. 17. März 1809.)

Der in München überstandenen Krankheit thun unseres Theodor Felix „Kindheits-Erinnerungen" keine Erwähnung. Desto ausführlicher verweilen dieselben bei dem Verkehr mit Schelling und mit dem allezeit theaterlustigen Oheim Ludwig,*) sowie bei den kriegerischen Eindrücken, die dem künftigen „bedeutendsten Militärschriftsteller der Neuzeit" durch die Wechselfälle des ereignißreichen Kriegsjahres 1809 und die Vorbereitungen auf den großen russischen Feldzug erweckt wurden.

Felix Theodors Erinnerungsbuch setzt bei der Abreise von Wien ein und lautet der Hauptsache nach wie folgt:

In dem Winter von 1808 und 1809**) reisten wir von Wien nach München, ich weiß nicht eigentlich warum, — wenn nicht etwa, um nicht in Oesterreich von dem bevorstehenden Kriege betroffen zu werden. Die Reise, die natürlich mehrere Tage dauerte, war sehr unangenehm. Wir fuhren öfter im Schneegestöber und mein Bruder, der für kränklich galt, wurde dabei sehr in Acht genommen. Unser Hofmeister Jost und seine Gemahlin waren in Wien entlassen worden, — ein Wiener Namens Renner war an seine Stelle getreten und dessen kleine hülflose Frau begleitete meine Mutter als Zofe. Ich kann mich nicht genau erinnern, aber mir scheint, daß mein Onkel Ludwig mit uns reiste; wenigstens war er unmittelbar nach unserer Ankunft in München wieder bei uns.

Bald darauf traf mein Onkel Friedrich Tieck in München, wohin der damalige Kronprinz von Bayern ihn beschieden hatte, wieder mit meiner Mutter zusammen. Wir wohnten zunächst am Max-Josefs-

*) Die schwere Krankheit, welche Ludwig Tieck sich durch einen unvorsichtigen Theaterbesuch zuzog, wird nicht erwähnt.

**) Nach einer Notiz im zweiten Bande der „Caroline" erfolgte die Uebersiedelung nach München bereits im October 1808.

Platz, wo täglich kleine Abtheilungen Rekruten exerzirten. Unter dem Königlichen Schloß standen Kanonen, an denen täglich Artilleristen geübt wurden. Alles schien trübe und gedrückt, eine unheimliche Spannung schien zu walten. Unter denen, die meine Mutter zuerst besuchten, war der österreichische Gesandte, Graf Stadion, ein würdiger Herr, gepudert, immer ganz schwarz gekleidet, dem deutschen Orden zu Ehren, dessen Komthur-Kreuz er trug. Seine Haltung war durchaus die eines vornehmen Mannes, fast die eines vornehmen Geistlichen. Er sprach mit meiner Mutter viel von Krieg und Frieden, beruhigte sie über Gerüchte, die sich verbreiteten, und versicherte wiederholt, daß er sie benachrichtigen würde, wenn der Ausbruch des Krieges unmittelbar zu erwarten sei; denn meine Mutter war besorgt und wünschte meinen Stiefvater noch vor Beginn der Feindseligkeiten ankommen zu sehen. Indem Graf Stadion sich so theilnehmend erwies, und da er seine Gründe haben mochte, die Diplomaten des Rheinbundes nicht aufzusuchen, brachte er manchen Abend in unserem Hause zu. In ernsten Gesprächen mit meiner Mutter und ihren Brüdern, deren deutsche Gesinnung ihm zusagte, hatte er mitunter ein höchst eigenthümliches Leiden zu erdulden.

Fräulein Brentano — Bettina —, das Kind, hatte sich auch bei uns eingefunden; eine der seltsamsten Erscheinungen, die je ein menschliches Auge gesehen hat. Sie war hübsch, klein, zierlich gebaut, hatte lebhafte dunkle Augen, und war mit einiger Anstrengung naiv und kindlich. Im wunderlichsten Aufzug, in einfachem Hauskleid, ohne Mantel, ohne Shawl, den damals üblichen ridicule am Arm, schwärmte sie schon um 7 Uhr früh in den Straßen herum, lief den Leuten in die Häuser und war nicht wieder weg zu bringen. Grob sein half nicht, dadurch wurde man sie nicht los, wenigstens hat mein Onkel, Ludwig Tieck, vergebens das Aeußerste aufgeboten, was sich von dieser Art anständiger Weise leisten läßt. Sie wurde dabei immer kindlicher. Mehr als einmal drang sie früh Morgens in das Zimmer meines von der Gicht geplagten Onkels, setzte sich auf sein Bett und unterhielt ihn auf das liebenswürdigste. Gleichviel, ob er dabei bis zur Wuth ungeduldig wurde oder nicht. Sie nannte alle Menschen Du, älteren Herren setzte sie sich gern auf den Schooß

und machte ihnen Liebeserklärungen. Ganz unpassend aber war es, daß sie diese Possen auch mit dem ernsten Grafen Stadion trieb, der eben jetzt die wichtigsten Dinge von ernster Bedeutung beständig zu erwägen hatte. Seine Würde imponirte ihr nicht; um sich ihr zu entziehen, blieb nichts übrig, als das wunderliche Wesen weltmännisch zu ertragen. Doch wollte das nicht ganz zwanglos gelingen.

Der Krieg rückte unterdessen näher, Graf Stadion hatte Abschied genommen. — Es standen die Ereignisse der Zeit bereits sichtbar vor unseren Augen. Die Oesterreicher rückten heran, die bayerischen Truppen rückten ab und zogen sich zurück. Auch die Besatzung von München wich vor den Oesterreichern gegen den Lech zurück und eines Morgens im April bei trübem Wetter wurde ich von Madame Renner vor das Thor geführt, um den Ausmarsch der Truppen zu sehen. München und seine nächste Umgebung war damals etwas ganz anderes wie jetzt. Die Stadt war noch auf ihren alten mittelalterigen Umfang beschränkt. Im Innern bildete, wie in vielen kleinen deutschen Residenzstädten alter Zeit, manches, was die Dürftigkeit der Mittel anschaulich machte, mit den Ansprüchen auf königliche Würde und Pracht einen seltsamen Gegensatz. Noch standen hin und wieder Reste der alten Mauern und Thürme, noch waren nicht überall die alten Gräben zugeworfen. Wo sich jetzt die neuen Stadttheile erheben, lagen Gärten, zum Theil mit alten Bäumen, Wirthshäusern und dergleichen, oder es dehnte sich ödes Weideland, mit schlechtem, kurzem Grase bewachsen, in die Weite. An einer Seite waren auch noch Reste der neuen Werke stehen geblieben, die München eine Zeit lang zu einer Festung gemacht hatten, z. B. dort, wo mit dem königlichen Schloß und Hofgarten die Stadt endete. Diese Werke hatten einen etwas größeren Raum umfaßt als die alten Mauern, ihre Reste lagen daher außerhalb der Stadt. Die Schwabinger Straße endete mit einem alten Thurm, durch welchen ein Thor führte, eine kleine steinerne Brücke führte dann weiter über den fast zugeschütteten alten Graben. Links dem jetzigen Bazar gegenüber erhob sich ein Stück des alten mit Rosen bewachsenen Walles, an dessen Fuß in geringer Entfernung sich eine nicht sehr sorgfältig gebaute Reitbahn erhob. Die Gebäude gegenüber, die jetzt den Bazar

bilden, sahen verrottet aus, und was besonders dem Ganzen den Charakter des Vernachlässigten und Verfallenen gab, war, daß unter diesem Gebäude ein sehr tief liegender Thorweg zur Straße führte, die zwischen Schloß und Hofgarten hinzieht. Von jenem alten Thurm, dem Schwabinger Thor, ging ein Fahrweg rechts ab ziemlich steil zu diesem Thorweg hinunter, hin und wieder wucherte Unkraut am Graben und an den Wegen, nirgends waren die Böschungen geregelt. In dieser wunderlichen Umgebung standen wir dicht am Thor und sahen das Leibregiment ausmarschiren ohne Sang und Klang, so anspruchslos als möglich. Doch machte die Scene, von deren Bedeutung ich eine sehr hohe Vorstellung hatte, einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mich noch heute der Physiognomie der einzelnen Soldaten erinnere, die an jenem Tage abmarschirten und vielleicht nicht heimkehrten. Die Soldaten schienen sehr heiter, sprachen und lachten unter einander.

Die Erlebnisse drängten sich nun. Eines Morgens war die ganze Dienerschaft des Hauses in einer Aufregung, die keinen Menschen dauernd daheim ließ. Die Köchin, die mit einem Korb voll nassem Grünzeug am Arme vom Markt kam, verkündete mit großem Eifer, alle Posten seien von Kaiserlichen besetzt. Madame Renner, die sich als Wienerin auf die Sache verstand, hatte sie auch schon gesehen, und meinte, es seien lauter Granitzer, d. h. Grenzer, und ich glaube, noch an demselben Tage wanderten wir mit Madame Renner in das Freilager der Oesterreicher hinaus, die unter dem General Jellacic bei München Stellung genommen hatten. Es war ein wunderbar belebtes Bild. Ich sah da ein kroatisches Grenzer-Regiment, weiß gekleidet mit gelben Aufschlägen und dem lichtblauen ungarischen Beinkleid. Ein deutsches Regiment trug den Helm, den das österreichische Fußvolk seither abgelegt, die Reiterei behalten hat. Weiter hin lagerte ein Regiment leichter Reiter in weißen Kolletten mit rothen Aufschlägen. Im Lager der Kroaten sah ich eine Kompagnie Schnürschuhe „fassen“, wie man das nennt. Sie war dazu aufmarschirt, jeder hatte seine neuen Stiefel in der Hand und der Feldwebel verkündete in slavischer Mundart etwas, das mir gar wunderbar klang.

Ueberall brannten kleine Feuer, überall wurde gekocht, hin und

wieder verzehrten Gruppen von Soldaten sitzend oder stehend ihre schon fertige Suppe. Im Lager des deutschen Regiments ging es lustig zu. Für den Obersten war ein kleines Zelt aufgeschlagen, davor spielten drei oder vier armselige wandernde Musikanten und Soldaten tanzten da unter lautem Juchhe mit einer Lustigkeit, die etwas wie eine erzwungene aussah, mit Tänzerinnen, die sich wohl aus der schlechtesten Vorstadt mochten eingefunden haben. Der Oberst, ein schon ältlicher Mann, erschien von Zeit zu Zeit vor seinem Zelt und sah lächelnd zu.

In das Lager der Reiter hatte sich ein Korporal von der deutschen Infanterie in höchster Betrunkenheit verirrt. Die Reiter hatten ihn auf einen Stoß Brennholz gesetzt, der dastand, und neckten ihn durch allerhand Reden. Er gehörte nicht zu denen, die der Wein erheitert. Er war vielmehr sehr elegisch gestimmt, erging sich in Klagen, vergoß Thränen dabei, und schien als Prophet auf Ruinen Unheil zu verkünden von seinem Holzstoß herab.

Kaum aber waren einige Tage vergangen, so verschwanden plötzlich die Oesterreicher. Man hörte von dem Sieg der Franzosen bei Landshut und von eiligem Rückzuge, und bald zog nun auch der Kronprinz von Bayern an der Spitze seiner Division siegreich in München ein. Auch dies Schauspiel sah ich in der Nähe und zwar vom Schwabinger Thor aus. Es rückten die Truppen in hellem Sonnenschein heran. Jedes Regiment, durch seine voranziehenden Tamboure angekündet, wurde mit neuem Jubel empfangen, der freilich vorzugsweise von der hoffnungsvollen Straßenjugend ausging. Ebenso die Batterien, die zwischen den Bataillonen daherzogen, und am lautesten wurde das Rufen, als man den Kronprinzen, den nachherigen König Ludwig, an der Spitze einer Schaar in der hellblauen Uniform mit glänzendem Treffenhut und gezogenem Degen, daher reiten sah. Er war damals noch jung und grüßte sehr freundlich nach allen Seiten, aber es gab ihm ein eigenthümliches Ansehen, daß Kurzsichtigkeit ihn nöthigte, die Augen seltsam einzukneifen. In langen Züge kamen auch gefangene Oesterreicher in ziemlicher Anzahl im Triumph geführt daher. Ich erstaunte nicht wenig darüber, wie denselben aller militärischer Glanz abgestreift war. Natürlich ohne

Waffen, in geflickten oder zerrissenen Mänteln, bunt durch einander kamen sie ohne Ordnung, ohne Reihe und Glied zu halten, einhergegangen, und mußten sich den Jubel der Zuschauer gefallen lassen. Die meisten schauten ziemlich gleichgültig drein; einigen jedoch sah man es an, daß sie sich ihrer Lage schämten. Als der Zug vorüber war, gingen wir heim; natürlich war da eben auch nur von dem Ereigniß des Tages die Rede.

Man scherzte namentlich darüber, daß die Zuschauer den Batterieen hauptsächlich deshalb entgegen jubelten, weil sie die Kanonen seltsamerweise für eroberte österreichische hielten. Die Dienerschaft war in Bewegung, erkundigte sich in der Nachbarschaft herum und man erfuhr namentlich, was weiter mit den österreichischen Gefangenen geworden war: Nachdem sie dem Triumphzug durch die Stadt gedient hatten, waren sie in der Reitbahn in unserer Nähe vor dem Schwabinger Thor eingesperrt worden, und wir vernahmen, daß sie da keineswegs einen unerschütterlichen heroischen Stolz entwickelten. Da sich viel Volk um das Gebäude versammelt hatte, bettelten sie durch die Fenster, ließen ihre kleinen, leeren, ledernen Beutelchen an Bindfäden hinab, um die Gaben aufzunehmen, und verkauften für ein billiges, was ihnen etwa noch von Armaturstücken geblieben war. So wurden auch für mich noch spät am Abend durch unsern Diener für wenige Kreuzer ein österreichischer Soldatenhelm und ein Infanterie-Säbel eingehandelt. Ich war nicht wenig stolz im Besitz dieser wirklichen Waffen, deren höchst mittelmäßige Beschaffenheit mich in meinem Stolz nicht störte.

In den nächsten Tagen war dann viel von der wunderbaren Stupidität des General Jellacic mit Spott und Lachen die Rede. Er war durch Napoleons kühnes Manöver von dem Erzherzog Karl und der Hauptarmee getrennt worden und mehrere Tage ohne Verhaltungsbefehle oder selbst Nachrichten. Dieser Umstand erregte zwar seine Verwunderung, die er sehr naiv aussprach, störte ihn aber nicht im mindesten in seiner beneidenswerthen Seelenruhe. In Gesellschaften, die er besuchte, äußerte er, es sei seltsam, daß der Erzherzog an ihn nicht zu denken scheine, im übrigen war er überzeugt, daß Napoleons Macht in Deutschland unzureichend, zerstreut und entfernt

sei. Man war in Bayern überwiegend österreichisch gesinnt; so hatte denn auch, wie ich erzählen hörte, ein Reisender, der plötzlich von Augsburg her durchgekommen war, dem General geflissentlich erzählt, daß in der dortigen Gegend schon ein bedeutendes französisches Heer versammelt sei. Jellacic wies diese Mittheilungen lachend ab, und als der Reisende darauf etwas empfindlich bemerkte, die Felder seien dort blau von Franzosen, wies ihn der General gutmüthig belehrend zurecht: „Schau'ns, das verstehen's halt nit! Wenn da ä paar hundert Mann sein — schaut's halt äso aus."

Von dieser Zeit an war uns der Kampf weiter entfernt, wir wurden nicht mehr so unmittelbar vom Kriege berührt und die Tage vergingen ruhiger. Wir hatten bereits früh im Jahre eine Gartenwohnung vor dem Thore bezogen, in einer Gegend, die jetzt nicht wieder zu erkennen ist. Vom Schwabinger Thor ging damals ein Feldweg links ab und schlängelte sich zwischen unregelmäßig neben einander gebauten Häusern und Gärten hindurch. Im Jahr 1831 erkannte ich zu meiner großen Verwunderung in der Nähe des Wittelsbacher Palastes eines der Häuser, die schon damals standen, wieder. Es war wohl seiner soliden Bauart wegen stehen geblieben, obgleich es in den Plan der neuen Stadt nicht paßte und nicht einmal in dem Alignement der jetzt gezogenen Straße stand. Ungefähr bei dem Wittelsbacher Palast endete die Reihe der Häuser mit dem unsrigen, dem letzten. Ein ansehnlicher Garten schloß sich daran, und endete mit einem Stück des alten Walls, zu dem sich die Anlagen in kleinen Terrassen erhoben. Der alte Festungsgraben schloß das Ganze, in meinen Augen ein gewaltiger Abgrund, der mir räthselhaft blieb, weil ich von seiner Bestimmung, von seinem Zusammenhang mit den ehemaligen Festungswerken nichts wußte.

In der Nähe auf der unbebauten Fläche waren den Sommer über Bretterbuden errichtet, von denen die eine für meinen Onkel Ludwig Tieck ein Gegenstand großer Lust und lebendigsten Interesses war. Das s. g. Lipperle-Theater hatte sich hier eingerichtet.

In dem Hause und unter den Freunden meiner Eltern wurde schon damals viel darüber geklagt, daß das Theater in Verfall sei und täglich tiefer sinke. Die armselige Litteratur, die Iffland und

Kotzebue auf die Bühne gebracht hatten, wurde beinahe mehr als billig angefeindet. Dagegen suchte mein Onkel Tieck mit wahrhaft leidenschaftlichem Eifer in allen Volkstheatern nach Talent und einfacher Wahrheit, nach ächter Komik und nicht minder nach den ungedruckten Stücken, die dort gespielt wurden. Es waren dies Dramen, die durch Tradition von einer Schauspielergeneration auf die andere übergingen, von denen eigentlich nur Gang und Inhalt im allgemeinen fest standen, höchstens einzelne Scenen, namentlich die ernsthaften, niedergeschrieben waren; vieles, die komischen Stellen unbedingt, wurde neu extemporirt, und behielt dadurch Frische und Leben. Dieses Theater-Wesen, das wirkliche Volkstheater, welches Deutschland damals noch besaß, und das seitdem gänzlich untergegangen ist, war auch dadurch eigenthümlich und dem Volk verständlich, daß fast jede Provinz Deutschlands noch ihre eigenthümliche National-Maske hatte, eine Figur, die in allen Stücken wiederkehrte, und deren Charakter immer derselbe, ein- für allemal bekannt war. Wie Kasperle in Oesterreich, war in Bayern Lipperle diese stehende Figur. Den letzten der Lipperle, den in seinen Kreisen berühmten Franz Schweiger, sahen wir dort spielen, mit wahrhaft unerschöpflichem Humor und einer Komik, die sich in keinem Wort, in keiner Bewegung verleugnete.

Die Einrichtungen dieses Theaters waren in jeder Beziehung absonderlich. Es wurde da von 1 Uhr Nachmittags immerfort gespielt. Man ging eben hinein und setzte sich auf eine der hölzernen Bänke. Waren so viele Zuschauer zusammen, als den Schauspielern hinlänglich erschien, so ging eine Person mit einem Teller herum und sammelte das Eintrittsgeld. Nach dieser finanziellen Einleitung wurden ein paar Geigen gekratzt, der Vorhang rollte in die Höhe und das Schauspiel begann. Nach dem Schluß entfernten sich die Zuschauer, neue kamen, und die Sache fing von neuem an. Es war, wohlbemerkt, immer ein und dasselbe Stück, das den ganzen Tag über gegeben wurde, und zwar wurde es erst mehrere Male in einem Akt, gleichsam in einem Auszuge, wiederholt. Zuletzt am Abend kam dann die Hauptvorstellung, die das vollständige Kunstwerk in drei Akten brachte. Es ist mir begegnet, daß ich mit meinem Onkel zusammen

war und dasselbe Stück mehrere Male hintereinander gesehen habe, ohne aufzustehen.

Besonders glänzte die Gesellschaft in einem Stück, das mein Onkel Tieck im Phantasus beschreibt; dem Gegenstande nach erinnerte es in gar seltsamer Weise an Macbeth. Da waren auch zwei schottische Prinzen vor einem Usurpator nach England geflohen; der eine wurde Soldat, der andere ging, um sich zu verbergen, bei dem Hofschuhmacher Lipperle in die Lehre. Die Scenen, wo der Schuhmacher dem nach seiner Meinung tölpelhaften und verwahrlosten Lehrburschen feine Sitten beizubringen suchte, waren sehr ergötzlich. Der Ernst und Eifer, mit dem Lipperle sich abmühte, es dahin zu bringen, daß der Prinz eine ordentliche Verbeugung machen lerne, waren unübertrefflich. Eine liebende Prinzessin ließ sich von dem Schusterlehrling entführen, und der König, ein stattlicher Mann in runder Stutzperrücke, einer rothen, mit goldenen Tressen besetzten Uniform und gelben Unterkleidern, war mit einer gewissen Würde und Gelassenheit entrüstet darüber, daß seine Tochter davongelaufen sei — „und nota bene mit einem Schusterbuben" wie er jedes Mal hinzufügte. Er bot sein Heer auf zur Verfolgung, drei Mann in den unerhörtesten rothen Röcken, die je ein menschliches Auge gesehen hat. Natürlich klärt sich alles in der glücklichsten Weise auf.

Inzwischen waren Nachrichten vom Kriegsschauplatze eingelaufen. Man hörte von den Schlachten in Oesterreich, von dem Aufstand der Tiroler, und vermuthete ein paar Mal im Lauf des Sommers, daß aus den Tiroler Bergen her selbst für München Gefahr drohe.

Auf den unbebauten Flächen vor der Stadt sah ich ein Freicorps unter dem Grafen Arco bilden. Da wurden Rekruten exerzirt, Tschakos und Gewehre unter sie vertheilt, Freiwillige herbeigeführt, und einmal sah ich, wie der Graf selbst, hoch zu Roß im grünen Ueberrock und dreieckigen Hut, verfügte, auf welche Weise sie in die Kompagnien vertheilt werden sollten. Eines Abends trat Graf Arco im Theater in die Loge meiner Mutter, setzte sich hinter ihren Stuhl und führte ein langes, eifriges Gespräch mit ihr. Nicht lange darauf hörten wir, daß er in Tirol geblieben sei, und ich sah seinen Tod auf schlechten Kupferstichen zu 3 Kreuzer das Stück an den Bilder-

läden der Stadt aushängen. So gingen bedeutungsvolle Ereignisse und die gewöhnlichsten Vergnügungen, die alltäglichen Beschäftigungen nebeneinander her.

Um dieselbe Zeit wurde mein Onkel Friedrich Tieck von dem Kronprinzen von Bayern nach Salzburg beschieden, um dort inmitten des Krieges, der an der Donau und in den Alpen geführt wurde, dessen Büste anzufertigen. Wenig später traf mein Stiefvater, als die Schlacht bei Wagram geschlagen war und ein Waffenstillstand den Frieden ankündigte, aus Wien bei uns ein. Er hatte diese Kriegszeit in Wien verlebt, den Marschall Oudinot aufgesucht, mit dem er von früheren Zeiten her in Verbindung stand, und natürlich viel zu erzählen. Am anschaulichsten aber wurde uns das Unheil des Krieges, als wir an einem schönen Herbsttage im Schloßgarten umherwandelten und dort fast alle Spaziergänger, die der bleiche Sonnenschein herausgelockt hatte, in Trauer gekleidet sahen. Gruppen schwarz gekleideter Damen schlichen durch die Baumgänge, einzelne verwundete Krieger sonnten sich unter den Hallen.

Noch aber war der Friede nicht geschlossen, und so nothwendig er schien, wußte man noch zu Zeiten nicht, ob er nicht zweifelhaft sei. Ich war natürlich sehr patriotisch gesinnt und hörte mit ingrimmigem Zorn von den Siegen der Franzosen. Natürlich war ich auch dem König Max von Baiern, dem Verbündeten Napoleons nicht gewogen, „er ist mein Feind", sagte ich, indem ich sehr bestimmt erklärte, daß ich ihn fortan nicht mehr grüßen würde. Die Gelegenheit meinen tapferen Vorsatz ins Werk zu setzen konnte nicht fehlen, denn man begegnete dem Könige sehr oft im englischen Garten. Er ging mit der Königin allein ohne alle Begleitung spazieren. Das Paar nahm sich dabei ein wenig wunderlich aus, denn schon die Kleidung des Königs mußte an einem Fußgänger auffallen. Man sah ihn häufig im Frack, weißledernen Unterkleidern und großen Reiterstiefeln, und dann gingen König und Königin zwar neben einander, aber getrennt, und wanderten in tiefem Schweigen raschen Schrittes einher. So begegnete ich ihnen eines Tages, als ich vor meiner Mutter und meinem Onkel Friedrich Tieck her durch den englischen Garten wanderte. Ingrimmig sah ich dem König ins Gesicht

und drückte meinen kleinen Hut tiefer in die Stirn, statt zu grüßen. Mein Onkel Friedrich, der oft von einem schnell auflodernden Jähzorn übermannt wurde, schlug mir mit rascher Bewegung den Hut vom Kopf und mein Hütchen wäre bei dieser Gelegenheit beinahe dem Könige von Bayern an den Kopf geflogen.

Im Allgemeinen war man damals im Bayernlande sehr österreichisch gesinnt. Auch ein Diener, den meine Eltern in München angenommen hatten, Franz Winkler, wünschte den Franzosen alles Böse und sprach seine Wünsche oft in leidenschaftlicher Weise aus. Da man aber in ganz Deutschland jedes Haus von französischen Spähern bewacht wußte, und da das Beispiel des unglücklichen Palm bewies, wie der französische Machthaber jedes Frevels fähig wäre, so brauchte man Vorsicht. Die lauten Aeußerungen wurden dem Diener untersagt, und von den Genossen des Hauses selbst wurde er mit jeder Frage, jeder Bemerkung zurückgewiesen.

Endlich war der Friede geschlossen, ein trauriger Friede, denn Tirol war überwältigt, Oesterreichs Kaiserhaus verschwägerte sich mit Napoleon, man schien jeder Hoffnung entsagen zu müssen, und eine gedrückte Stimmung, die mehr Hoffnungslosigkeit als Resignation zu sein schien, breitete sich über Deutschland aus. Man kehrte von Hoffnung und Furcht zu seinen gewöhnlichen Beschäftigungen zurück.

An sich war der Kreis, in dem meine Eltern lebten, ein sehr bedeutender. Friedrich Heinrich Jacobi, oder, wie er in der Litteraturgeschichte gewöhnlich genannt wird, Fritz Jacobi, war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in diesem Kreise. Er war ein schöner Greis, von hoher Gestalt und edlen Zügen. Sein Wesen war edel und vornehm zugleich, so daß man ihn eher für einen hochgestellten Staatsmann halten konnte, als für einen Philosophen. Auch seines Tabakrauchens erinnere ich mich wohl, so wie es Ludwig Tieck im „Phantasus" beschreibt. Er mußte von Zeit zu Zeit selbst in Gesellschaft von Damen rauchen, entschuldigte sich dann immer gar sehr, und nachdem er wenige Züge aus einem langen türkischen Rohr gethan hatte, wurde der ganze Apparat wieder beseitigt. Auch seinen beiden Schwestern, die bei ihm lebten, sah man es an, daß sie in jüngeren Jahren schön gewesen sein mußten, und an ihrem Wesen war nicht

zu verkennen, daß sie in Münster und in Holstein stets in vornehmer Gesellschaft gelebt hatten. Die ältere glich dem Bruder auffallend, die jüngere Helene sah lebhaft und geistreich aus. Beide kleideten sich elegant und mit Aufwand.

Da bildete dann der Sohn Max Jacobi, dessen Goethe als der Medizin Beflissenen gedenkt, einen gar seltsamen Gegensatz zu der übrigen Familie. Etwas Plumperes konnte man nicht leicht sehen, und vielleicht war Absicht dabei; die feine Zierlichkeit des elterlichen Hauses mochte ihm nicht behagen, er gefiel sich in einer entschiedenen Derbheit des Betragens. In diesem Auftreten unterstützte den stämmigen Mann, der eher klein als groß von Wuchs war, auch seine Kleidung, die er aus der französischen Schreckenszeit her beibehalten hatte. Ein blauer Frack, so à la Robespierre, eine gewaltige hohe und weite Halsbinde à la Cumberland, ein großer dreieckiger Hut und Husaren-Stiefeln bildeten diesen Anzug. Besonders auffallend aber war, daß sich das lange schwarze Haar in wilden Locken um Stirn, Wangen und Rockkragen wand. Der alte Herr ließ sich nicht zu mir herab. Ich sah ihn nur mit großer Ehrfurcht aus der Ferne, wenn wir ihn in seinem schönen Gartenhause besuchten.

Ein intimeres Verhältniß hatte ich zu Schelling. Zu Jacobis kam ich nicht leicht anders als Abends zu einer förmlichen Gesellschaft, die sich in eleganten Formen bewegte, wo denn auch die Enkel des Hauses anzutreffen waren, mit denen ich verkehrte, bis wir kleinen Leute sämmtlich nach Hause und zu Bett geschickt wurden. Bei Schelling dagegen brachte ich oft allein ganze Nachmittage zu, und er wie seine Frau, die ich beide Du nannte, beschäftigten sich viel mit mir. Ein Hauptvergnügen war hier das Theatrum Europaeum und besonders die gewaltigen Folianten von Khevenhüllers Annales Ferdinandi durchzumustern, mit immer neuem, immer gleichem Interesse die Kupfertafeln zu betrachten, auf denen die Schlachten des dreißigjährigen Kriegs dargestellt waren. Dieser Krieg beschäftigte mich sehr, aber wie ich in der unschuldigsten Weise Oesterreich mit Deutschland verwechselte, in den Schweden und Franzosen nur Fremde sah, und zu einer gewissen Vorliebe für die katholische Kirche erzogen wurde, sah ich vorzugsweise in den Feldherren der katholischen Liga meine

Helden. Schelling neckte mich gern, erläuterte manches in wunderbarer Weise, ließ sich von den unerhörten Heldenthaten erzählen, die ich dereinst als Feldherr und Ritter auszuführen hoffte, und erzählte dann auch seinerseits von seinen angeblichen Feldzügen und wunderbaren Thaten. Er machte nicht gerade einen großen Aufwand von Erfindung, vieles was er erzählte, war mit leichten Veränderungen aus Münchhausen, Herrn von Schelmuffskis Abenteuern und dergl. Büchern entlehnt. Gar seltsam aber mag es sich ausgenommen haben, daß ich ihm das alles mit der vollkommensten Treuherzigkeit glaubte. Ganz unbefangen erzählte ich daheim die wunderbaren Geschichten wieder, und wenn man mir sagte, dergleichen könne gar nicht wahr sein, erwiderte ich, „er hat es mir aber selbst gesagt"; das war nach meiner Ansicht entscheidend, denn er mußte es am besten wissen. Wie ich mir nur solches Zeug könne weismachen lassen, hieß es, ob ich denn gar nicht merke, daß Schelling mit mir spaße? Es kostete viele Mühe, mir den Unterschied zwischen solchem Spaß und Lügen begreiflich zu machen!

Mein Onkel Ludwig Tieck ging sehr lebhaft auf die Sache ein und erzählte mir nun seinerseits von Thaten, die er vollführt habe, und über die ich wieder bei Schelling berichten sollte. Die Geschichten waren darauf angelegt, Schellings Bulletins zu überbieten, und gingen ins handgreiflich Abgeschmackte. Von meiner Mutter wurde ich beständig aufgefordert, mich zu wehren, wenn man mich auf diese Weise neckte, den Scherz zurückzuweisen; aber damit wollte es bei meiner echtdeutschen Unbehülflichkeit des Geistes nicht recht gehn. Der Scherz verdroß mich, und da die Versuche ihn abzuwehren, beständig mißglückten und zu neuem Gelächter gegen mich ausschlugen, peinigte mich dies Treiben oft bis zur Verzweiflung.

Viel bedeutender für mich war, was im Innern unseres Hauses vorging. Hier wurden mancherlei Interessen der Kunst und Litteratur besprochen und gefördert, und ich war nun bereits hinreichend herangewachsen, um daran in meiner Weise begeisterten Antheil zu nehmen. Wir lebten inmitten der Bestrebungen der Romantiker, ja mein Onkel Ludwig Tieck war eins der bedeutendsten Häupter dieser Schule, und wenn ich bedenke, was alles damals mein junges Herz bewegte, und

in welcher Weise, bin ich versucht, für die viel verspottete Romantik in die Schranken zu treten. Die Dichterwerke der romantischen Schule will ich nicht überschätzen, nicht für mehr ausgeben, als sie sind. Ich will gerne zugeben, daß nichts darunter ist, was einen entschiedenen und bleibenden Werth hätte. Ja, man muß gestehen, obgleich das den Romantikern am wenigsten zum Vorwurf gemacht wird, daß in ihrem Thun und Treiben, in den Werken, die der Ausdruck ihres inneren Lebens sind, keine sittliche Strenge waltet, kein männlicher Ernst der Lebensansicht. Sie huldigen dem Gefühl, gefallen sich in überschwänglichen, kaum halb verstandenen Empfindungen, und verfallen darüber in eine Schwäche, die zur Ungeduld reizt. Sie werden haltungslos, vom augenblicklichen Eindruck abhängig, und sie halten diese Abhängigkeit nicht für Schwäche, sondern für die Folge eines hochveredelten Gefühls. Aber wie viel verdankt Deutschland dennoch dieser Schule! Sie erweckte den in prosaischer Flachheit erstorbenen Sinn für das Ideale von neuem und pflegte ihn. Wenn endlich in Deutschland ein vaterländischer Sinn erwacht ist, der so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß selbst die höhnende Judenpresse der neuesten Litteratur ihn nicht zu vertilgen vermag, so haben die Romantiker mächtig dazu beigetragen. Auch was ihr Streben mittelbar auf dem Gebiete der Wissenschaft hervorgerufen hat, ist wahrlich nicht gering zu achten. Ihnen verdanken wir es, daß wir jetzt wissen, was die Sage ist, welches ihr Verhältniß zur Geschichte, und damit ist uns ein erweitertes und tiefergehendes Verständniß der Geschichte selbst erschlossen worden. Ihnen verdanken wir endlich, daß wir unsere eigene Muttersprache kennen gelernt haben und daß wir uns tieferer Einsicht in den Bau und Zusammenhang der Sprachen rühmen dürfen.

Shakespeare, Calderon (durch Schlegels Uebersetzung näher gerückt) und die deutsche Litteratur des Mittelalters war, was meine Eltern und ihren unmittelbaren Kreis zumeist beschäftigte. Ich sah im Hause schön geschriebene Manuskripte mit zierlichen Miniatur-Gemälden, aus der Königlichen Bibliothek entlehnt. Ich hörte meinen Onkel Tieck mit einer Meisterschaft, die vielleicht nie wieder erreicht wird, Shakespeares Schauspiele vorlesen. Ich hörte so die Nibelungen, und die großartigen Gestalten und Scenen sind für mich mit den Erinner-

ungen früher Kindheit innig verwebt. Ich hörte aus dem Manuskript manches vorlesen, was damals noch nicht gedruckt war, und da ich nun auch mit Hülfe meines Hofmeisters lesen und schreiben gelernt hatte, bemächtigte ich mich auch unmittelbar für mich der großen, reichen Welt, die mir in diesen Dichtungen entgegentrat. Immer und immer wieder, ungezählte Male, las ich die geschichtlichen Schauspiele Shakespeares, daneben denn auch mit nie ermüdendem Eifer das Heldenbuch, Hugh Dietrich und Wolf Dietrich. Auch den großen und kleinen Rosengarten wurde ich nicht müde zu lesen. Das Deutsch dieser Gedichte wurde mir sehr geläufig, ja es begegnete mir wohl, diese Sprache zu sprechen. Da man mir ohne Unterschied und ohne Wahl alles und jedes in die Hände gab, kam auch manches Wunderliche vor. Daß ich Ludwig Tiecks Genofeva las, konnte hingehen, seltsam ist es aber wohl zu nennen, daß ich auch seinen Zerbino studirte.

Die Art und Weise, wie man sich in diesem Kreise mit Kunst und Litteratur beschäftigte, hatte eine sehr bedenkliche Seite, so daß für ein jugendliches Gemüth Gefahr darin lag, in diesen Kreis gezogen zu werden. Die Kunst wurde als das Höchste hingestellt, was der Mensch erreichen kann. Wenige Jahre später sagte mir meine Mutter buchstäblich diese Worte als Lehre. Beschäftigung mit der Kunst schien eigentlich die einzige des Menschen würdige, der Werth des Menschen wurde ausschließlich nach seiner größeren oder geringeren Empfänglichkeit für Kunst und schöne Litteratur bemessen; und doch beabsichtigte man in dieser Beschäftigung mit den Werken der Kunst und Litteratur eigentlich gar nichts weiter als einen augenblicklichen Genuß. Man suchte sich das wonnige Gefühl einer enthusiastischen schwelgenden Stimmung zu verschaffen. So war denn dies Treiben in Wahrheit nichts als eine feine entnervende Schwelgerei, die man kaum eine ganz geistige zu nennen wagt.

Nebenher ergab sich daraus von selbst, daß die Werke der Vergangenheit mit einer sehr mangelhaften Kritik betrachtet und besprochen wurden. Niemals wurde daran gedacht, sie als Werke ihrer Zeit, und im Verhältniß zu dieser zu betrachten; als Denkmale einer merkwürdigen vergangenen Periode, die sich in ihnen spiegelt und deren Verständniß sie uns erschließen; niemals als hervorgegangen aus dem

Bedürfniß ihrer Zeit und der Völker, denen sie angehören, sich auszusprechen. Alles und jedes wurde vielmehr besprochen und beurtheilt als hervorgegangen aus dem Geist der Gegenwart und unmittelbar als Gegenstand des Genusses, dem gegenwärtigen Geschlecht gereicht. Alles wurde gelobt oder verworfen, je nachdem es diesem Zweck entsprach. Den Satz, es gäbe keine ältere und neue Poesie, nur gute und schlechte, ein philosophisches oder geschichtliches Interesse an Dichterwerke der Vergangenheit knüpfen zu wollen, sei ein Unfug, auf das Wohlgefallen an den Dingen selbst komme es an — den habe ich noch in späteren Jahren sehr ernsthaft vertheidigen hören.

In der Natur des Kindes lag es, die Dinge an sich und außer aller Verbindung mit jenen unbekannten Verhältnissen, denen sie angehörten, zu betrachten, sie vorzugsweise mit dem Gefühle aufzufassen, ohne Reflexion zu nehmen und sich daran zu begeistern. Mir wurden die Werke der Dichter nicht allein ein Gegenwärtiges, Lebendiges, auch die Gestalten, die sie mir vorführten, wurden mir zu lebendigen Wesen, zu Freunden und Feinden, und die Kunde, daß alles, was die Lieder und Spiele berichteten, längst vergangen, ja spurlos vergangen sei, ging an mir vorüber. Ich nahm überall Partei und leidenschaftlich, ohne recht bestimmt zu wissen, warum. In dem Kreis der Nibelungen-Sage war Dietrich von Bern mein Held, den ich von ganzer Seele liebte. Unendliche Thränen vergoß ich, es war ein schwer zu besiegender Schmerz, als ich Etzels Ausfahrt vorlesen hörte und vernehmen mußte, wie mein Held in höchster Noth und Gefahr den Sieg in nicht durchaus ritterlicher Weise erstrebt und gewinnt. Ich hätte lieber von seinem durchaus ritterlichen Ende gehört. In Shakespeares geschichtlichen Schauspielen nahm ich sehr entschieden für die rothe Rose, für Lancaster Partei, und in meinen einsamen Spielen unter den Laubengängen und alten Bäumen im Garten dachte ich mich gern als den in Richard III. so liebenswürdig eingeführten Grafen von Richmond. So lebte ich größtentheils in einer wunderbaren Traumwelt, wobei die Vorstellungen, in denen ich mich wiegte, die Spiele, die ich mir als Graf von Richmond jahrelang durchzuführen vornahm, in Kindesweise eine seltsame Wendung nahmen. Im Hof stand das alte abgenommene Zeichen des Hauses, ein Sankt Georg mit dem

Drachen in Holz geschnitzt und vergoldet. Den hatte ich mir zu Richard III. ausersehen, der zu seiner Zeit besiegt werden sollte, wenn mein stilles, geheim gehaltenes Spiel erst soweit gediehen wäre.

Schlimmer als diese Art der Auffassung, die mir fürs erste doch eigentlich keine Gefahr bringen konnte, war, daß alle, die nicht die in diesem Kreise herrschende Gesinnung und Ansicht theilten, ziemlich schonungslos beurtheilt wurden. Mein Onkel Ludwig Tieck übersetzte damals den Don Quixote; man gab ihn mir, ohne irgend etwas dabei zu sagen, mit dem Vorsatz, zu beobachten, welchen Eindruck dies Buch auf mich machen würde. Ich erinnere mich, daß ich die Bände nach einander bekam, ein mit weißen Blättern durchschossenes Exemplar; erwartungsvoll und in ernster Stimmung begann ich zu lesen. Daß sich das Ganze als Scherz, als Ironie ankündigt, wurde ich im Eifer nicht gewahr: ich gewann den Helden Don Quixote ungemein lieb und fand, daß er in allen seinen Lebensansichten vollkommen recht habe. Daß dieser vortreffliche Mann in so unwürdige Verhältnisse verwickelt wurde, war mir sehr befremdlich, und verletzte mein Gefühl. In Verzweiflung aber gerieth ich, in laute Klagen brach ich aus, als das Abenteuer mit dem gepeitschten Bauernknaben, den Don Quixote befreit, so gar schlecht abläuft. Da wurde ich ausgelacht, man suchte mir einige Lebensklugheit beizubringen, man sagte mir, so sei die Welt und nicht anders, eine Vorstellung, bei der mich ein verzweiflungsvolles Gefühl ergriff. Zuletzt ließ ich mir, freilich mühsam, beibringen, das Ganze sei Spaß, und Don Quixote ein Narr. Niemand verstand das Geheimniß, mir zu erklären, warum die edle und heroische Gesinnung, die an den Helden aller Gedichte bewundert wurde, bei Don Quixote eine Verkehrtheit sei, und doch wäre es wohl leicht gewesen, mir auseinanderzusetzen, daß solche Gesinnung sich unter veränderten Verhältnissen nicht mehr in der Art geltend machen konnte, wie zur alten Heldenzeit; aber das wäre eine geschichtliche Behandlung des Gegenstandes gewesen, auf die man eben nicht verfiel Ich las das Buch nun weiter mit dem festen Entschluß, alles für Spaß zu halten und sehr scherzhaft zu finden, aber ich wurde nicht froh dabei. Das Leben der Räuberbande, die junge Schöne, die ihren Geliebten erschießt, das waren, wie ich mich deutlich entsinne,

die Dinge, die einen wirklichen und mächtigen Eindruck auf mich machten.

In Spielen, in phantastischen Träumen, die aus einem arbeitenden Geist hervorgingen und weitere Entwickelung förderten, aber nicht gerade auf Ernst und Strenge der Wirklichkeit führten, verging die Zeit. Aber es fehlte in jenen Tagen nicht an Ereignissen, welche die Aufmerksamkeit mit Macht wieder auf die großen Weltbegebenheiten zurückführten und durch die Art, wie sie besprochen wurden, den Haß gegen Frankreich, den Zorn über alle bestehenden Verhältnisse wieder zu lebhaftem Bewußtsein erweckten. So hörte man jetzt, daß die Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich dem Kaiser Napoleon vermählt werde, und in München machte man Anstalten, die kaiserliche Braut auf ihrem Durchzug würdig zu empfangen, die Freude über dies glückliche Ereigniß in großartiger Weise zu bethätigen. Große Gebäude wurden aus Brettern und Leinwand aufgeführt, bloß um an dem großen Abend illuminirt zu werden; namentlich wurden auf dem Schloßplatz ein großer Triumphbogen erbaut und daneben zwei kolossale dorische Säulen aufgerichtet, die mächtige Dreifüße als riesige Lampen tragen sollten. Ein Architekt, der ohnehin zu den in unserem Hause vielfach Verspotteten gehörte, leitete diese Anstalten. Sie waren bei uns der Gegenstand eines oft wiederkehrenden Gelächters und sarkastischer Bemerkungen. Man fand es im höchsten Grade lächerlich, daß Dinge, die bestimmt waren, nur an einem Abende Effekt zu machen, so fest und schwerfällig angelegt wurden, als sollten sie eine Ewigkeit dauern, daß ein leichtes phantastisches Spiel so plump und geschmacklos ausgeführt wurde. Die Sache hatte auch wohl eine andere Seite. Deutschlands Erde war feucht von dem Blut seiner Söhne. Jammer und Trauer war fast in jeder Familie, das Land war verarmt, dem Genuß des Daseins mußte unter dem Druck der Zeiten vielfach entsagt werden, Kunst und Wissenschaften zu fördern, fehlten die Mittel, ja alles was dem Leben ernsten Werth geben konnte, um eine bessere Zukunft vorzubereiten, mußte elend vernachlässigt werden. Und inmitten eines solchen Zustandes wurde, wie zum Hohn, für einen Abend eine unfruchtbare Verschwendung getrieben, die selbst in besseren Zeiten thöricht gewesen wäre. Am Ende erschien der große Tag. Marie

Louise fuhr in den erleuchteten Straßen umher, auch ich sah zum Fenster hinaus, sah den Wagen daher schwanken und sah das durch Streiflichter abwechselnd hell erleuchtete bleiche Antlitz der neuen Kaiserin, die nicht müde wurde zum Wagenfenster hinaus zu grüßen. Ich hörte das Vivatrufen, den Jubel der dunklen Volksmasse in den Straßen. Ich wurde dann auch selbst in den Straßen herumgeführt, namentlich auf den Schloßplatz zu dem Triumphbogen und den Säulen, wo Militärmusik spielte. Die großen Anstalten hier machten bemerkenswerth wenig Eindruck. Der Triumphbogen und die Säulen waren nach Verhältniß viel zu wenig erleuchtet und schwebten fast unkenntlich im Halbdunkel.

Ungefähr gleichzeitig sahen wir um uns her Dinge vorgehen, die uns darüber belehren konnten, wie wenig gegründet der der Kaiserin gespendete Jubel war. Napoleon hatte von Schönbrunn aus sein wohlbekanntes Dekret erlassen. Die Kontinentalsperre wurde auf die Spitze getrieben und überall wurden englische Waaren aufgesucht, um sie zu vernichten. Das geschah denn auch in München. Das gewohnte Dasein aller Menschen wurde gewaltsam dadurch gestört, und längere Zeit bildete dies Ereigniß das vorherrschende Interesse des Lebens. Erschreckt erzählten die Dienstboten, daß sie es selbst gesehen hätten, wie vor der Stadt vielerlei Zeuge in großen Massen verbrannt worden waren, und Zucker und Kaffee waren mit einem Mal verschwunden, man sollte Zichorien-Kaffee trinken und Runkelrübenzucker dazu nehmen, obgleich niemand zu sagen wußte, wo dieser letztere eigentlich zu haben wäre. Meine Mutter gehörte zu den Damen, die erklärten, daß sie ohne Kaffee und zwar ohne Kaffee der trefflichsten Qualität nicht leben könnten. Der Gedanke an Zichorien empörte sie: echter Mokka sollte geschafft werden. Mein Stiefvater und mein Onkel Friedrich wurden in Bewegung gesetzt, sie gingen aus, kamen wieder, berichteten, daß sie nichts ausgerichtet hätten, oder daß sich hier oder dort entfernte Aussicht zeige. Die Sache war in der That nicht leicht, denn allerdings hatten einzelne Kaufleute kleine Vorräthe gerettet und hofften diese mit ungeheurem Vortheil zu verkaufen; aber die Konkurrenz war sehr groß, gar viele strebten in den Besitz dieser verborgenen Schätze zu gelangen, und das allgemeine Mißtrauen erschwerte die Verhandlungen.

Die Kaufleute wollten sich, ehe sie auf etwas eingingen, erst sehr fest überzeugen, daß der, der nach solchen verbotenen Waaren fragte, nicht ein Beamter der Regierung sei. Endlich kehrte mein Stiefvater heim, mit schlauem Lächeln und freudestrahlendem Antlitz, und brachte ein kleines Säckchen Kaffee versteckt unter dem Rock. Natürlich wurde dieser Schatz ausschließlich für den persönlichen Gebrauch meiner Mutter bestimmt. Später müssen sich dann ergiebigere und leichter zugängliche Quellen gefunden haben, wenigstens war von der Sache nicht mehr die Rede.

Unter diesen Bedingungen konnte der Ingrimm gegen die Franzosen sich nicht beschwichtigen. Man freute sich jeder Aeußerung, die gegen sie und das herrschende System gerichtet war. Der damalige Kronprinz von Bayern wurde sonst wohl in unserem Kreise seiner Taubheit, seines Stotterns, seiner Kurzsichtigkeit wegen gelegentlich verspottet, und umsomehr, da man diese Gebrechen eher für gespielte, als für wirkliche hielt; denn allerdings gefielen sich die jungen Leute damals darin kurzsichtig und harthörig zu sein. Die Mode kam aus Frankreich, wo man sich damals durch derlei fingirte Schwächen dem Militärdienst zu entziehen suchte. Bei alledem aber wiederholte man gern, was der Kronprinz, unvorsichtig genug, Feindseliges gegen Frankreich aussprach: es war nicht immer das feinste. So entschuldigte sich einst der König gegen ihn, daß er nicht recht wisse, was er ihm zu seinem Geburtstage schenken solle. Der Kronprinz erwiderte, die größte mögliche Freude könne ihm Se. Majestät für einen Kreuzer machen, und auf weitere Fragen erklärte er dann, ein „Kreuzer-Strick", um den französisch gesinnten Minister Montgelas zu hängen, würde ihm das liebste aller Geschenke sein. Hängen wolle er ihn allenfalls selber.

Auch die Heirath des Kronprinzen war eigenthümlich. Man erfuhr, daß Napoleon ihn mit einer sogenannten Prinzessin seines Hauses vermählen wollte. Er aber, um einer solchen Verbindung zu entgehen, heirathete sehr schnell eine Prinzessin von Meiningen. Auch ich wurde zur Hofkirche geführt, um die Trauung zu sehen, kam aber mit meinem Begleiter nicht mehr in die überfüllte Kirche, aus welcher der Prinz bald darauf in reicher Uniform, aber nur von einem Adjutanten begleitet und sehr gleichgiltig aussehend, heraustrat.

Der fernere Inhalt der Münchner Aufzeichnungen betrifft Einzelheiten, die auf die Theilnahme weiterer Kreise kaum Anspruch erheben dürfen. Es darf indessen erwähnt werden, daß der jugendliche Berichterstatter als Nachbarn seiner Eltern den später so berühmt gewordenen, damals in engen Verhältnissen thätigen Senefelder kennen lernte.

Reise nach Rußland.

(1812.)

Bernhardis Stiefvater, Herr von Knorring, war im Sommer 1811 zur Rückkehr in seine nordische Heimath genöthigt worden. Der Tod seines Vaters und der über den gesammten Welttheil gebreitete ökonomische Druck hatten den Sohn des alten estländischen Geschlechts bestimmt, die Bewirthschaftung des ihm zugefallenen Familiengutes Arroküll alsbald nach dem Tode des Erblassers selbst zu übernehmen und bis zur Einrichtung auf demselben seine Frau in München zurückzulassen. Der Absicht, nach Erledigung der dringendsten Geschäfte einen ferneren Aufenthalt in Deutschland zu nehmen, trat die Bedrohlichkeit der Ereignisse, die sich seit dem Herbst des Jahres 1811 ankündigten, plötzlich und gewaltsam in den Weg. Napoleon machte Miene, seinem bisherigen Verbündeten, dem Kaiser Alexander I. von Rußland Namens des gesammten unter sein Scepter gebeugten abendländischen Festlandes den Krieg zu erklären und alle zwischen dem Westen und dem Osten des Welttheils bestehenden Beziehungen gewaltsam aufzulösen. Während Rußland in eine schwere politische und wirthschaftliche Krisis verwickelt wurde, hörte die Möglichkeit geregelter Verbindungen desselben mit dem übrigen Europa allmählich auf, und erschien fraglich, wie lange Brief- und Geldsendungen die russische Grenze überhaupt noch würden überschreiten können. Herrn von Knorring blieb nichts übrig, als seine Frau und deren Sohn in seine Heimath kommen zu lassen, die er selbst nicht mehr verlassen durfte und die durch die von Westen heranrückenden Truppenmassen mehr und mehr von der übrigen Welt geschieden wurde. Der mit osteuropäischen Verhältnissen völlig unbekannten jungen Frau stand eine Reise bevor, deren an und für sich erhebliche Fährlichkeiten weit über das gewöhnliche Maß hinaus gesteigert wurden und die sich in ein förmliches Abenteuer verwandeln sollte. Hören wir, was der zehnjährige Theilnehmer des gefährlichen Unternehmens über die Einzelheiten und die Einleitungen desselben berichtet:

Der Krieg gegen Rußland stand vor der Thür. Von Tag zu Tage vermehrte sich die Masse der durchziehenden Truppen, — man sah mannichfaltige Uniformen, welche anschaulich machten, daß Napoleon halb Europa in Bewegung setzte. Zunächst sah ich ein italienisches Infanterie-Regiment durchziehen, dessen Mannschaften weiße Röcke mit grünen Aufschlägen trugen. Besonders seltsam kam mir vor, daß es in sparsamer Weise keine andere Musik als Trommeln und Pfeifen gab und daß die Pfeifer — gegen den damaligen Brauch — nicht Knaben, sondern wirkliche Soldaten waren, die das Gewehr an Riemen über der Schulter trugen, während sie ihre schrillenden Instrumente spielten. Den französischen Regimentern zogen sogenannte Sapeure voraus, Zimmerleute mit wohlgepflegten Bärten und durch weiße Schurzfelle und Bärenmützen auffallend. Dann kam leichte portugiesische Reiterei in braunen Röcken mit gelben Aufschlägen. Vielfach hörte man von dem Kriege sprechen, und was zur französischen Armee gehörte, rechnete mit großer Zuversicht darauf, daß es einen siegreichen Feldzug von nur wenigen Monaten geben werde.

Es war für uns keine Zeit mehr zu verlieren, davon überzeugte Alles, was man täglich sah und hörte. Aber die Geschäfte meiner Eltern in München waren lange nicht geregelt; es gab mancherlei Verhandlungen, ein Privatsecretär des Herzogs Wilhelm von Bayern that wohl dabei das Beste, so daß am Ende Alles leidlich und zu allgemeiner Zufriedenheit eingerichtet wurde.

Aber auch von einer anderen Seite her gab es verdrießliche Händel. Die Zofe meiner Mutter machte Ansprüche auf unseren Diener, den stattlichen Jäger Geitler; als es aber zur Sache kam, fand sich, daß derselbe bereits eine Frau hatte, und sogar einen Sohn. Nach dem gewaltsamsten Bruch war man aber natürlich die Sache los; die Frau des Jägers mit Namen Creszentia wurde als Zofe mitgenommen und ebenso der Sohn, ja die Reisegesellschaft wurde noch durch ein wunderliches Subject vermehrt. Mein Stiefvater hatte den Wunsch ausgesprochen, daß wir einen gelernten Kohlenbrenner mitbringen sollten. Dazu hatte sich ein großer robuster Pole, Namens Michel, gemeldet, der nur sehr wenig Deutsch verstand

und überhaupt eins der dümmsten Wesen war, die ich je gesehen habe. Er war preußischer schwarzer Husar gewesen, 1807 in Gefangenschaft gerathen, und hatte nach hergestelltem Frieden sich nicht berufen gefühlt, zu den Standarten seines berühmten Regiments zurückzukehren. Worauf die Voraussetzung, daß er Kohlen zu brennen verstehe, eigentlich beruhte, weiß ich nicht zu sagen.

In dieser etwas seltsamen Gesellschaft machten wir uns im April 1812 nach Rußland auf den Weg.

Auf der Reise machten sich mancherlei widersprechende Elemente geltend. Der Kammerdiener Geitler, der als Reisemarschall fungirte, hatte in früheren Zeiten mit jüngeren Herren gereist und strebte die Fahrt dem Ideal ähnlich zu gestalten, das ihm von jenen früheren Erfahrungen her vorschwebte. Tag und Nacht in einem Strich zu fahren, wo möglich mit Courierpferden, das wäre nach seiner Meinung das Wahre gewesen. Darauf aber war meine Mutter gar nicht eingerichtet. Sie schlief nicht im Wagen und machte nicht einmal den Versuch. Indessen mußte doch hin und wieder eine Nacht durchgefahren werden, namentlich gleich die erste, da wir Nachmittags von München abreisten. Schon als wir Freising erreichten, war es dunkel, die Nacht verschwand mir in bewußtlosem Zustande, und bei hellem Sonnenschein erreichten wir am andern Morgen Regensburg, dann ging es bei schönem Wetter weiter durch Tannenwälder in das Fichtelgebirge und endlich nach Böhmen, ein Land, das ich, auf dem Kutschbock sitzend, mit eigenthümlicher Spannung betrat, denn bei einer früheren Reise war dasselbe mir höchst unheimlich und ungastlich erschienen. Wunderbares begegnete uns dieses Mal nicht, aber es ging schlecht genug vorwärts. Es war früh im Jahre und der schlechten kriegerischen Zeiten wegen war Alles, und insbesondere die Landstraße, entsetzlich vernachlässigt. Die Pferde waren schwach und abgejagt, die Postillone ungeschickt und unfreundlich. Nachdem wir wiederholt stecken geblieben und zum Aussteigen und Gehen genöthigt gewesen waren, erreichten wir endlich Prag.

Hier nahm unsere Unternehmung eine unerwartete Wendung. Meine Mutter hatte beabsichtigt, den kürzesten Weg über Breslau und Warschau zu nehmen; der Banquier, an welchen man sie ge-

wiesen, überzeugte sie indessen, daß wir nicht hoffen dürften, durch die französische und dann durch die russische Armee durchzukommen. Sei doch jedes Städtchen so überfüllt von Truppen, daß an ein Unterkommen nicht zu denken sei. Ebenso wenig könne auf Postpferde gerechnet werden, da diese durch Couriere und reisende Generale in Beschlag genommen sein würden. Aus den nämlichen Gründen verbot sich der Weg durch Preußen. So blieb nichts übrig, als der weite Umweg durch Galizien und über Brody an die russische Grenze. Freilich würden schlechte Wege und elende Wirthshäuser mit überheizten und übelriechenden Stuben sich dabei von selbst verstehen.

In Galizien lernte ich die großen, fruchtbaren Ebenen kennen, die sich, immer denselben Charakter bewahrend, vom Fuß der Karpathen durch Wolhynien, Podolien und das südliche Rußland bis gegen die Wolga hin erstrecken. Ich sah hier den sogenannten Tschornosem, die tiefschwarze Erde, die diesem Flachlande eigenthümlich ist.

Meine Mutter war nicht wenig verwundert über den Anblick dieser Fluren und ihren Reichthum. Welch' traurigen Gegensatz zu denselben bildeten aber die verwahrlosten Ortschaften, das tiefe Elend der verwilderten Bewohner, die in erbärmlichen Hütten hausten und den Schmutz in Lumpen hüllten. Der Gegensatz machte sich auch noch in anderer Weise geltend. Stolze Paläste erhoben sich aus der Mitte dieser halb verfallenen Rauchhütten und moosbewachsenen Strohdächer: so bei Tarnów, einem gebieterischen Schloß des Fürsten Sangußko. In diesem Augenblick verunstaltete auch noch zufälliges Elend das Land. Eine Viehseuche verheerte die Provinz; verpestete Luft verkündete die Ortschaften bevor man sie sah, um jedes Dorf aber lagen die Gerippe gefallener Thiere. Die wenigen Postpferde, die übrig geblieben waren und auf die man oft warten mußte, waren abgehetzt und im elendesten Zustande, mußten aber bei alledem doppelt bezahlt werden. Denn die Posthalter, welchen die Regierung jede Hilfe versagt hatte, banden sich nicht mehr an die gesetzlichen Taxen. Es war eigenthümlich, daß fast auf jeder Poststation förmlich um die Zahl und den Preis der Pferde gehandelt werden mußte. Wenn man sich auf die Taxen berufen wollte, bekam man zur Ant-

wort: „Der Kaiser in Wien kümmert sich nicht um uns, und wir nicht um den Kaiser." Wurde einem dann trotz alles Protestirens ein abgehetztes Pferd zu viel angespannt, so gab der galizische Postillon, der die Verhandlungen anscheinend mit stumpfsinniger Gleichgiltigkeit angehört hatte, unterwegs zu verstehen, das Pferd sei vollkommen überflüssig, und gegen ein gutes Trinkgeld sei er bereit, dasselbe unterwegs bei guten Freunden zu lassen, damit man nicht bei der nächsten Station mit allzu großer Pferdezahl erscheine.

Denkt man sich zu dem vielfachen Druck, der so fühlbar auf dem unglücklichen Lande lastete, noch eine zahlreiche Einquartierung, so kann man ungefähr ermessen, wie den Einwohnern Galiziens zu Muth gewesen sein mag.

Daneben führte die unbezähmbare polnische Unordnung, die sich nie fest einrichtet, sondern immer nur vermöge genialer Auskunftsmittel behilft, höchst seltsame Zustände herbei. Es schien Regel zu sein, daß kein Ding dazu gebraucht ward, wozu es bestimmt und gemacht war. So hielten wir in Tarnów vor einem Gasthof, in dem der kleine Adel der Nachbarschaft wohl manches Fest feiern mochte; ob wir da wohl irgendwo schlafen könnten und wo das am preismäßigsten zu veranstalten sei, darüber wurde unter den Hausgenossen lebhaft verhandelt. Endlich schien man in's Reine gekommen. Ein unrasirter Mann in Hemdärmeln, ein Talglicht ohne Leuchter in der Hand, ging voran und führte uns in das Billardzimmer. Auf dem Billard, meinte er, könnten wir alle mit einander schlafen. Da das nicht angenommen wurde, besann er sich auf etwas Anderes. Er führte uns durch den Tanzsaal. Der Schein des Lichtes schreckte die Hühner aus dem Schlaf, die sich da auf einer den Musikanten bestimmten Estrade für die Nacht eingerichtet hatten. Ein schöner Hahn sprang auf das Musikpult, schlug mit den Flügeln und krähte mit Macht in den kaum erleuchteten Raum hinein. In einem Nebenzimmer bereiteten wir uns mit Wagenkissen auf Stühlen und Stroh ein Lager.

Aber auch Leidenschaft und Eifersucht folgten uns in dieses Land genialer Verwirrung. Meine Mutter bedurfte von Zeit zu Zeit eines Ruhetages, um auszuruhen. Der Jäger und Kammerdiener Geitler,

der schon früher einmal mit einem jungen Grafen in Galizien gewesen war, empfahl Przemysl zu solchem Aufenthalt, und versprach goldene Berge von dieser vortrefflichen Stadt; dort sei ein sehr guter, in Polen unerhörter Gasthof. Als wir anlangten, war er ebenso schmutzig und schlecht wie überall. Aber es ergab sich, daß für Herrn Geitler zarte Erinnerungen an diesem Ort hafteten. Die Wirthstochter erinnerte sich des stattlichen Jägers gar wohl und empfing ihn mit großer Freude. Seine Ehefrau Creszentia war außer sich und um dem drohenden Sturm vorzubeugen, wurden sogleich Postpferde bestellt, und wir fuhren weiter.

Wir brachten nun den Ruhetag in Lemberg zu, wo der Gasthof, am Hauptplatz der Stadt gelegen, Schmutz und Unbequemlichkeit mit gewissen Ansprüchen auf Eleganz verband. Ich stand auf einem Balcon und sah auf den Platz hinab, der hier ebenso gut wie in den kleinen polnischen Städten nur am Rande längs den Häusern zu passiren war, in der Mitte aber einen tiefen Sumpf bildete. Zwei Gruppen aber fesselten abwechselnd meine Blicke. Auf der einen Seite stand ein General in schöner ungarischer Uniform, weißem, reich mit goldenen Schnüren besetztem Husarenpelz im Gespräch mit einem höheren Husarenoffizier, der in Grün und Gold reich und schön gekleidet war. Auf der anderen Seite zerrten zwei Bauern in Schafpelzen ein gefallenes Pferd, das in dem Sumpf steckte. Sie schlugen ihm die Hufeisen ab, und ließen es dann einstweilen wieder liegen.

Am folgenden Tage wurde die Fahrt fortgesetzt, die uns durch eine Wiederholung derselben Scenen und Bilder nach dem Judenstädtchen Brody an der russischen Grenze führte. Dieses elende Nest bildete damals einen Stapelplatz des Welthandels von mehr als europäischer Wichtigkeit. Die Sperre des Continentalsystems verbot jeden Seehandel auf der Ostsee. Rußland und Oesterreich gestatteten stillschweigend, so viel an ihnen war, daß das Napoleonische System umgangen wurde. Colonial-Waaren aller Art, die Erzeugnisse Amerikas und Indiens, deren das mittlere Europa bedurfte, wurden auf amerikanischen Schiffen nach Archangel und Riga gebracht, dann auf Schlitten und kleine russische Wagen geladen, welche auf den unwegsamsten Straßen von einem Ende Rußlands bis zum andern an die Grenze nach Brody

geschleppt wurden, um dann von hier den langen Weg nach Westen, und zwar nicht nur nach Wien und Frankfurt, sondern selbst bis nach Hamburg mühselig zu Lande zurückzulegen. Täglich kamen Hunderte von Fuhren aus Rußland an; die bedeutendsten Handlungshäuser Rigas hatten in Brody Comptoire eingerichtet, es herrschte eine rege Thätigkeit. Die zahlreiche Judenschaft des Ortes, die natürlich an diesem großartigen Verkehr nicht Antheil nahm, wußte sich aber doch einzudrängen, Maklergeschäfte an sich zu bringen, allerlei zu besorgen, und durch eine eigentlich ganz unnütze Thätigkeit und Zwischenträgerei manchen Gewinn an sich zu bringen. Es war mir beschieden, auch diese seltsamen, unnatürlichen Zustände mit eigenen Augen zu sehen.

Die Dinge verliefen nicht ohne Abenteuer. Wo wir in dem Städtchen unterkommen könnten, wußte eigentlich Niemand zu sagen; unser Postillon vor Allem nicht. Während wir nun langsam durch den tiefen Koth des unregelmäßig gebauten Ortes fuhren, stürzten etwa zwanzig Juden in langen schwarzen Talaren und Pelzmützen wie Raubvögel auf uns zu. Jeder wollte uns wo anders hinbringen. Einige klammerten sich an den Wagenschlag, andere machten sich an den Postillon, jeder zeigte mit der Hand und der abgenommenen Pelzmütze nach einer andern Weltgegend, oder vielmehr nach einem anderen unerfreulichen Winkel. Mehrere fielen den Pferden in die Zügel, um sie ihren Wünschen gemäß abzulenken, und da sie einander zu überschreien suchten, gab es eine plötzliche Scene so arger Verwirrung, daß Alles darüber den Kopf verlor. Meine Mutter schwieg betroffen, der Jäger und der Postillon sahen sich ängstlich nach allen Seiten um, der Sohn der Zofe aber begann in voller Angst unmäßig laut zu schreien und zu weinen.

In der Thür eines kleinen, einstöckigen Hauses, das durch einen kleinen, umzäunten Hofraum von der Straße getrennt war, lehnte ein hübscher, blondlockiger junger Mann in einer weißen Jacke und grünen Pantoffeln. Meine Mutter erzählte mir später, daß sie im Sinne gehabt habe, diesen um Hilfe anzugehen; der Jüngling aber verschwand in das Haus, und alle Hoffnung schien verloren. Doch gleich darauf erschien er wieder, und zwar zu unserer Ueberraschung und zur noch größeren der Juden mit einer gewaltigen Hetzpeitsche.

Ohne Wahl und ohne Unterschied begann er mit Hast und Macht in die Juden hineinzupeitschen, die mit gellendem Geschrei und grotesken Bewegungen nach allen Weltgegenden auseinanderstoben. Unser Wagen stand plötzlich wieder isolirt in der Straße still, der blonde Jüngling befahl, in seinen Hof zu fahren, und man gehorchte ihm.

Es ergab sich, daß in diesem Hause das Comptoir der bekannten Rigaschen Handelsfirma G. W. Schröder & Co. eingerichtet war, und als die Commis den Namen meiner Mutter erfuhren, erwiesen sie sich höflich und gefällig in einem Grade, den man gar nicht das Recht hatte zu erwarten. Sie räumten das halbe Haus, das heißt zwei Zimmer, die sie uns überließen, und es war ein wahrer Segen, daß uns der Zufall zu ihnen führte.

Wenn ich es jetzt bedenke, weiß ich nicht, wie wir ohne den Rath und Beistand, den wir hier fanden, hätten weiterkommen sollen.

Meine Mutter hatte sich nicht klar gemacht, wie es wohl jenseits der Grenze sein möge, und dachte mit Postpferden weiter zu fahren. Der älteste Commis, der sich der Sache besonders annahm, machte ihr aber bald begreiflich, daß davon nicht die Rede sein könne, daß Niemand darauf rechnen dürfe, Postpferde zu bekommen, als Couriere, reisende Generale und höhere Offiziere. Es sei nichts zu machen, als einen russischen Fuhrmann anzunehmen von den Hunderten, die meist leer von hier in das Innere Rußlands zurückkehrten. Er verschaffte auch einen solchen, schloß den Contract schriftlich mit ihm ab und nahm ihm seinen Paß ab zur gehörigen Sicherheit, lauter Dinge, an die meine Mutter, unbekannt mit den Verhältnissen, gewiß nicht gedacht hätte. Derselbe Commis machte dann auch darauf aufmerksam, daß man nicht hoffen dürfe, unterwegs irgendwo etwas zu essen zu bekommen, daß man Vorräthe mitnehmen und unterwegs selbst kochen müsse. Unermüdlich schaffte er selbst alle nöthigen Vorräthe an und ebenso die kupfernen Casserollen, deren man zum Kochen bedurfte.

Dabei war vielfach von den Juden die Rede, die sich fast alle als sogenannte Factoren zu thun machten. Unser junger blonder Retter, ein Amerikaner, der sehr gut deutsch sprach, wahrscheinlich der Sohn eines reichen Kaufmannes, gewöhnlich sehr schweigsam,

wenn er bei meiner Mutter erschien, brach immer mit zügelloser Leidenschaft los, wenn von den galizischen Juden die Rede war. Er erklärte mit angelsächsischer Energie, peitschen und mit Füßen treten müsse man das schlechte Volk, anders sei mit demselben nicht fertig zu werden.

Da bei dem trüben Regenwetter und der unergründlichen Tiefe der ungepflasterten Straßen an Ausgehen nicht zu denken war, hatte ich während der zwei Tage, die wir in Brody zubrachten, wenig Anderes zu thun, als mit Verwunderung zuzusehen, wie dieser energische junge Mann mit den zahlreichen Juden umging, die in mancherlei Geschäften in das Comptoir kamen. Nicht selten flog ein solcher Factor in seinem langen Talar und seiner spitzen Pelzmütze zur Hausthür hinaus in den nassen Hof; der Amerikaner kam dann hinterdrein mit der Hetzpeitsche und gab dem Juden, der mit Geschrei, alle zehn Finger zum Himmel erhoben, in einer Art von tanzender Bewegung auszuweichen suchte, noch ein paar tüchtige Fußtritte mit auf den Weg. Derselbe Jude aber, der gestern so behandelt wurde, kam dennoch heute wieder, um ein Geschäft zu machen.

Endlich brach der Tag an, an dem wir bei rauhem Wetter die russische Grenze überschreiten sollten. Dazu waren eigenthümliche Anstalten nöthig, eine Art von Maskerade. Man konnte nämlich damals, des nahen Krieges wegen, nur mit einem in Petersburg ausgestellten Paß über die Grenze kommen. Einen solchen hatte denn auch mein Stiefvater nach München übersendet. Da er aber nicht wußte, wen meine Mutter mitbringen würde, war der Paß für ein ganz imaginäres Personal ausgestellt worden. Außer meiner Mutter, mir und einer Kammerfrau standen noch Herr Doctor Ferdinand Meier als mein Hofmeister und ein Kammerdiener auf dem Paß verzeichnet. Als Doctor Meier mußte der Jäger an der Grenze figuriren. Er hatte dazu seine Livrée abgelegt und hervorgesucht, was er an Civil-Kleidern besaß. In einem dunkelgrauen Mantel mit langem Kragen und wohlgeformtem rundem Hut hatte er ein etwas eigenthümliches Aussehen, das für die standesgemäße Erziehung eines jungen Cavaliers nicht eben viel versprach. Der Kohlenbrenner Michel, den man allenfalls für einen polnischen Bärenführer hätte ausgeben

können, wurde in den Kammerdiener einer Dame umgeschaffen. Das Schlimmste aber war, daß von dem Sohn der Zofe in dem Paß gar nicht die Rede war, und daß nicht abzusehen war, wie es ungeachtet aller Maskeraden mit diesem ablaufen sollte.

So setzten wir uns in Bewegung, und die Commis von G. W. Schröder & Co. gaben uns das Geleit, um etwaige Schwierigkeiten zu ebnen.

An dem österreichischen Schlagbaum standen Hunderte und aber Hunderte von kleinen russischen Fuhren, mit Zucker, Kaffee und anderen Colonial-Waaren beladen. Als wir den russischen Grenzpfahl erreichten, begann es zu schneien, obgleich wir schon den Mai erreicht hatten; dann erschien ein junger Kosak zu Pferde mit langer Lanze und geleitete uns zum Zollhause. Hier dauerte die Sache lange, denn man mußte warten, — sonst ging Alles über Erwarten gut. Herrn Schröders Commis hatte die rechten Mittel angewendet, allen Verwickelungen vorzubeugen, und die Schwierigkeit mit dem fremden Knaben löste sich in überraschender Weise. Ich stand nämlich als Felix Theodor in dem Paß, ein Nicht-Deutscher verfällt aber nicht leicht darauf, daß ein Mensch auch wohl zwei Schutzheilige haben könne. Meine Mutter wurde daher höflich gefragt, ob der eine der beiden Knaben Felix und der andere Theodor heiße, und sie ergriff natürlich das Mittel, das ihr so geboten wurde, um aus der Sache herauszukommen.

Endlich konnten wir wieder aufbrechen; die Commis geleiteten uns noch eine Strecke in das russische Reich hinein, wobei der Aelteste von ihnen meine Mutter und mich in seiner Britschke fuhr. Nach einiger Zeit nahmen sie Abschied; wir bestiegen unseren eigenen Wagen, um nun im öden Lande uns selbst und dem russischen Fuhrmann überlassen zu sein, mit dem Keiner von uns ein Wort sprechen konnte. Es war ein rathloser Zustand! Der Mann machte mit uns, was er wollte, und wir waren häufig über sein Thun und Treiben empört, weil wir es nicht begreifen konnten, und weil es kein Mittel der Erklärung gab.

Gleich am ersten Abende sollten sich die Dinge so übel gestalten, daß sich die schlimmsten Aussichten für die ganze Fahrt eröffneten.

Wir bemerkten bald, daß wir von jeder gebahnten Straße abgekommen und in elende Landwege hineingerathen waren. Der Fuhrmann fuhr quer durch das Land, um die Straße von Kremenez nach Dubno zu erreichen. Davon wußten wir aber natürlich nichts und waren sehr ungehalten. Die Kammerfrau erhob ein Angstgeschrei, wenn der Wagen in tiefen Gleisen schwankte; meine Mutter fand das sehr unvernünftig und versicherte, daß keine Möglichkeit da sei, umzuwerfen. Dazu war der Fuhrmann sehr ungeschickt, er hatte augenscheinlich nie etwas anderes gefahren, als eine Telega. Zum Ueberfluß hatte er zwei Pferde mehr, als an den Wagen gespannt werden konnten; diese folgten dem Wagen auf ihre eigene Hand, und sollten uns nachlaufen wie Hunde. Der Fuhrmann sah sich dabei häufig nach ihnen um und wenn eines davon etwa aus der Bahn biegen wollte, rief er ihm ein gebieterisches куда (wohin) zu. Eben wandte er sich wieder rückwärts und schrie mit Macht, — da schlug der Wagen um, zerbrochene Laternen und Scheiben klirrten, und wir lagen, mit Beulen und blauen Flecken bedeckt, in dem engen Kasten. Nun wurden wir freilich bald genug herausgezogen, aber der Zustand sah trostlos aus. Die Sonne war untergegangen, es dunkelte, rund umher war ödes Blachfeld! Ob es gelingen werde, den schweren Reisewagen wieder aufzurichten, schien zweifelhaft, denn wer konnte wissen, was daran zerbrochen war. Der Fuhrmann war so außerordentlich verwundert, daß er im ersten Augenblick zu nichts zu gebrauchen schien. Die drei tüchtigen Männer unserer Begleitung indessen nahmen ihre Kräfte zusammen, und nach vielem Heben und Stöhnen stand der Wagen wieder aufrecht. Niemand aber fühlte ein Verlangen, einzusteigen; langsam schwankte der Wagen hin und her durch die Oede und das Abenddunkel, während wir zu Fuß hinterdrein gingen, die Zofe zumal in großer Unzufriedenheit und mit lauten Klagen! Man dachte an nichts, als den nächsten besten Ort, um sich dort für die Nacht zu bergen.

Der nächste Ort, der endlich erreicht wurde, war ein kleines Dörfchen, aus wenigen baufälligen Hütten bestehend, mit einer elenden kleinen Judenschänke. Wir traten ein und fanden eine Judenfamilie, die in sehr unreiner Luft den Sabbath feierte. Der siebenarmige

Leuchter brannte auf dem Tisch und verbreitete den widerlichsten Oelqualm in der engen Stube. Sehr zuthätig erklärte ein kleiner magerer Jude wiederholt, der Sabbath werde gleich aus sein, und dann werde die Sache schon besser gehen. Einstweilen freilich durften die Leute keine Arbeit anrühren, nichts für uns thun, sie saßen da und sahen den siebenarmigen Leuchter an, einer murmelte Gebete. Aber auch später wurde die Sache um nichts besser. Wir aßen Einiges von den mitgebrachten Vorräthen; Jäger, Kohlenbrenner und Fuhrmann brachten die Nacht im Stall zu, die Juden aber waren natürlich aus ihrer Wohnung nicht zu vertreiben, wir mußten in der dickesten Luft und dem unsäglichsten Schmutz ausharren, bis es wieder hell wurde. Mir freilich wurde das Glück der Kindheit zu Theil, unter allen Bedingungen zu schlafen; kaum lag ich auf der Streu, so gab es keine Umgebung mehr für mich. Meine Mutter aber war auf dergleichen nicht eingerichtet; sie brachte die Nacht in ihren Kleidern, mehr sitzend als liegend zu und hörte die Juden schnarchen.

Am folgenden Morgen fand sich, daß der Wagen wenig gelitten hatte, und wir fuhren weiter; meine Mutter aber war sehr angegriffen und es erschien als ein Glück, daß wir bei guter Zeit zu Dubno ankamen und in diesem größeren Judennest, am ewig sumpfigen Marktplatz, ein leidliches Unterkommen fanden.

Von hier an wurde unsere Fahrt dem Anschein nach wieder sehr abenteuerlich. Der Fuhrmann ging mit gutem Bedacht den Armeen unter Bagration aus dem Wege, und suchte weiter rückwärts Nebenwege auf, wo keine Truppen zu vermuthen waren. Dies Bestreben führte uns in die ödesten und traurigsten Gegenden Rußlands, in die mit Recht berüchtigten Sümpfe am Pripet, wo man marschirenden und cantonnirenden Regimentern freilich nicht begegnete, aber auch sonst kaum irgend einem Menschen. Halbe Tage lang fuhr man dahin über schlechte Knüppeldämme, durch Sümpfe, die, so weit das Auge reichte, von elenden, moosbewachsenenen Erlen und Birkenstauden bedeckt waren. Breithalmige Gräser, Flechten und Moose wucherten um die Wurzeln dieser Bäume, weite Flächen standen unter schlammigem Wasser, andere strauchlose Flächen waren mit kleinen

Erd- und Rasenhümpeln besäet. Niemals begegnete man Jemandem. Dann zerrte man sich wieder über niedrige Sandhügel dahin. Auf diesen lagen zwischen Wachholdersträuchern und schlechten Tannen die elenden, trümmerhaften Dörfchen des Landes, mit den unsauberen Judenschänken, in denen man die Mittage und die Nächte zubringen mußte. Da ging es denn etwas zigeunerhaft her. Es wurde gekocht, eine Lagerstätte eingerichtet, dann wieder aufgepackt, und so gewöhnte man sich nach und nach an eine Art von Dasein, die mehr vom Wanderleben einer Nomadenfamilie an sich hatte, als von dem, was man sich unter einer Reise in Europa denkt.

Das Städtchen Pinsk berührten wir nicht, und als wir gegen Norden aus den Sümpfen herauskamen, wurden die Zustände überhaupt etwas menschlicher. Doch kam es auch hier noch vor, daß der jüdische Schänkwirth, anstatt etwas zu liefern, umgekehrt unsere Vorräthe in der Nacht bestahl. Als dies am Morgen entdeckt wurde, führte der Jäger das große Wort. Es gab einen großen Zank, der Jude stellte sich empört und meinte, er brauche nicht zu stehlen. „Bei mir ist Alles vorhanden," rief er aus, „Mehl und Fleisch" und gar zu gern hätte er ein paar Backenstreiche erhalten, um sodann über Mißhandlung klagen zu können. Auf das Unverschämteste rückte er dem Jäger nach und sagte ganz keck: „Nu slag, nu slag." Dazu war der Jäger aber zu klug. Indessen fuhren wir doch gegen den Willen meiner Mutter davon, ohne zu bezahlen. Wir waren aber noch nicht weit gekommen, als der Jude auf einem elenden Klepper an uns vorbei galopirte, voraus nach dem nächsten Ort. Da stand, als wir anlangten, bereits ein Beamter, der klagende Jude und so ziemlich die ganze Bevölkerung am Eingang, um uns zu erwarten. Es wurde viel gesprochen und, laut seine Unschuld betheuernd, hob der Jude die Hände zum Himmel und legte sie dann wieder auf die Brust. Alle Nachbarn gaben Rath; was der Jäger in deutscher Sprache vorbrachte, wurde, Gott weiß wie, durch den Juden übersetzt und machte wenig Eindruck. Es war eine bewegte Scene, die doch immer auf demselben Punkt blieb, da selbst die Erklärung meiner Mutter, daß sie bezahlen wolle, nicht gleich beachtet wurde. Am Ende bezahlte man aber und fuhr weiter.

In Slonim fanden wir endlich einen Ort, der einer Stadt ähnlich sah, und auch die Judenschänke konnte für einen Gasthof gelten. Die Tochter des Wirthes, eine junge Braut, war von blendender Schönheit, wie denn überhaupt meine Mutter auf der ganzen Reise häufig Gelegenheit hatte, ihre Verwunderung über die Schönheit der jüdischen Frauen und Mädchen auszusprechen. Und wie kleidete sie der orientalische Schmuck, das Mieder, die weißen, kurzen Aermel, die kurzen Röcke und gelben Pantoffeln! Besonders der Kopfputz der verheiratheten Frauen, der nach jüdischer Sitte das Haar ganz verbirgt, war originell und mehr, als man glauben sollte, kleidsam. Es war eine anliegende Haube von Seidenzeug, meist rosenroth, und nach dem Kopf geformt. Zu beiden Seiten gingen bis ziemlich weit über die Ohren herab ein Paar bogenförmige Klappen, und diese waren bei den Wohlhabenderen ganz dicht mit großen, orientalischen Perlen besetzt; in der Mitte dann auf jeder Seite gewöhnlich ein Solitär. Nach ihrem Schmuck hätte man sie sämmtlich für sehr reich halten sollen, doch war das nicht in dem Grade der Fall. Der jüdische Handel ist Schacher; der polnische Jude hat kein Capital im Handel, sondern nur eine Kleinigkeit, die er so oft als möglich umsetzt; der Schmuck seines Weibes dagegen ist ein sehr bedeutender Theil seines wirklichen Vermögens. Aber freilich mußte dieser reiche Schmuck, wenn er so zur Schau getragen wurde, die Raublust der Franzosen in hohem Grade reizen.

Hier und da begegneten uns auch Polen aus den höheren Ständen. So trafen wir in einer Judenschänke auf dem Lande, an einem kleinem See gelegen, mit einem vornehmen polnischen Herrn und seiner jungen Gemahlin zusammen, die sehr imposant auftraten. Sie kamen mit einem sogenannten krakauschen Gespann von sieben Pferden angefahren, die Geschirre der Pferde mit bunten kleinen Fähnchen geziert. Mehrere Diener saßen auf dem Bock und auf dem Hintersitz des Wagens, alle bewaffnet mit Pistolen im Gürtel. Dem gnädigen Herrn selbst durfte der Jude nicht nahen. Die Leute behandelten ihn mit imponirender Grobheit und nahmen Besitz von der Schänke, wie von einem erstürmten Schloß in Feindes Land. Er sah aus, als könne der Jude Gott danken, daß er nicht mit seiner

Familie hinaus in die Wildniß und in das Elend getrieben werde. Die Pferde des stolzen Herrn waren aber sehr elende, abgejagte Thiere, und die zahlreichen Diener zwar mit Mordgewehren bewaffnet, aber in zerrissene Kleider gehüllt.

Die polnischen Edelleute waren zu jener Zeit, natürlich nicht ohne bestimmte Absicht, mit ihren Steuern bedeutend im Rückstande geblieben. Sie hofften, sie eben ganz los zu werden, bei dem nahe geglaubten Einrücken der Franzosen; russischerseits sah man auch wohl voraus, daß man einen Theil des Landes werde räumen müssen, und suchte eben deshalb in dieser letzten Zeit noch von Rückständen beizutreiben, was irgend möglich war. So sahen wir eines Tages einen bedeutenden Edelhof mit schmucklosem, aber weitläufigem Wohngebäude, in welchem sich ein zahlreiches Executions-Commando einrichtete. Im nächsten Judenstädtchen trafen wir dann in der Judenschänke einen Herrn, der sich gegen den Wirth sehr empört zeigte, daß man seinem Freunde auf dem Landgute so mitspiele. Der Jude zeigte sich sehr theilnehmend und ging treuherzig auf diese Klagen ein, brach aber in ein schallendes, schadenfrohes Gelächter aus, so wie der Pole sich entfernt hatte. Auf die verwunderte Frage meiner Mutter erklärte er dann: „Wenn der jetzt zu Hause kommt, findet er bei sich auch die Execution vor."

In Lipno trat uns dann der drohende Krieg wieder unmittelbar näher: hier war auf dem Markt ein Artillerie-Park angefahren, und ich sah zum ersten Mal die kleinen, hellgrün angestrichenen, zweirädrigen Munitionskarren der Russen. Offiziere gingen geschäftig hin und her, es war viel Leben in dem kleinen Ort.

In Wilna, wo wir zu Mittag rasteten, machte uns der Fuhrmann, in dessen Händen unser Schicksal einmal lag, viel Verdruß. Wir hätten gerne diese Hauptstadt Lithauens gesehen, er aber kehrte in der ersten Judenschänke in der Vorstadt ein, und als es weiter ging, fuhr er uns außen um die Stadt herum. Er wußte nicht, wie sich später zeigte, ob meine Mutter einen Paß bei sich habe, und fuhr deshalb den Thorwachen aus dem Wege.

Wieder führte uns der Weg durch Gegenden, welche die Natur bestimmt hatte reich zu sein, und in denen die Menschen dennoch

einander arm zu machen gewußt hatten. So sehr man sich auch nachgerade an dies Zigeunerleben gewöhnt hatte, es wurde doch sehr drückend, denn es dauerte zu lange! Achtzehn Tage währte die Fahrt von Brody nach Riga, und seltsam ist es, wie jeder Eindruck durch den Gegensatz gesteigert wird. Kurland steht, was das Aussehen der Städtchen, die Cultur des Landes und die allgemeine Gesittung betrifft, gegen das westliche Europa zurück, und dennoch glaubten wir uns, als wir es betraten, in ein feenhaftes Zauberland versetzt.

Wir fuhren über Bauske und Ekau nach Riga, und auch hier bewährte sich, wie die Eindrücke durch den Gegensatz gesteigert werden. Es war mir höchst merkwürdig und machte einen großartigen Eindruck, als wir über die Floßbrücke fuhren, zu deren beiden Seiten Seeschiffe auf den schönen, dunkelblauen Wellen der Düna lagen. Es waren die ersten Seeschiffe, die ich sah, ich fühlte mich in einer neuen Welt.

Großartig und imposant erschien mir auch die alte Hansestadt in hohem Grade, nachdem ich so lange nur Judenschänken und kleine polnische Städtchen gesehen hatte.

In Riga, wohin mein Stiefvater uns entgegenkommen sollte, entstand zunächst ein Augenblick der Verlegenheit, man wußte ihn nicht gleich zu finden, es schien, als ob er noch nicht da sei. Bald indessen war er ermittelt, und wir sahen ihn wieder, sowie meinen alten Freund, den Diener Franz Winkler, und nach kurzer Ruhe wurde die Reise nach Dorpat fortgesetzt. Die Kalesche meines Stiefvaters folgte dem Wagen meiner Mutter, beide waren mit einer fabelhaften Anzahl Pferde bespannt, es ging rasch vorwärts, und da wir uns so lange langsam durch öde Gegenden gequält hatten, mußte mir das Alles zauberhaft erscheinen. Ohnehin war mir durch vieles Erzählen davon Livland ein poetisches Zauberland geworden; es war, als müßte hier Alles anders sein. Die beiden alten Schlösser, an denen wir bei Roop vorüberfuhren, sah ich als etwas ganz Besonderes mit eigenthümlicher Verehrung an. Nebenher machte gleich auf der ersten Station ein unbedeutendes Wort, ich weiß nicht zu sagen warum, einen solchen Eindruck auf mich, daß ich es nie vergessen habe. Der deutsch redende Postillon, der uns von Riga nach Neuer-

mühlen fuhr, wünschte unterwegs eine Pfeife zu rauchen, gab dem Jäger die Zügel ab und setzte sich hinten auf die Koffer, um das in Seelenruhe abmachen zu können. Der Jäger dachte, in tiefem Sande müsse man im Schritt fahren, der Postillon aber bog sich vor und rief ihm zu: „Hauen Sie man auf, das muß schon gehen!“

Wir langten in Dorpat an, das damals noch gar sehr das Ansehen eines ziemlich unbedeutenden Landstädtchens hatte, und doch nach Verhältniß ein Mittelpunkt des Lebens war, wie es anderswo kaum sein könnte. Es lebte da ein ansehnlicher Theil des livländischen Adels, darunter auch einige bedeutende Männer, die sich vom Hof und aus dem thätigen Leben zurückgezogen hatten. Sie lebten da sämmtlich in einem gewissen bequemen, gemüthlichen Nichtsthun, und zwar in einer gewissen Gemeinsamkeit des Nichtsthuns. Denn fast täglich versammelte hier oder dort ein Diner die ganze oder einen großen Theil der dortigen Gesellschaft, und auch Abends war wohl Niemand allein bei sich zu Hause, vielmehr Alle auf einem oder mehreren Punkten versammelt. Wir mußten hier einige Zeit verweilen, da meine Mutter der Familie vorgestellt werden sollte, und die bedeutendsten Leute in Dorpat nahe Verwandte meines Stiefvaters waren; namentlich die beiden Herren, um welche sich das gesellschaftliche Leben vorzugsweise drehte.

Der eine war ein sechzigjähriger General von der Infanterie, Gotthard Johann von Knorring, in dessen Hause wir am meisten verkehrten. Schon unter der Kaiserin Katharina hatte er eine bedeutende Rolle gespielt, dann wieder in den Kriegen in Polen, bei Eylau, und vor Kurzem noch in Finnland. Er war groß von Wuchs, hielt sich sehr gerade, war für seine Jahre ungemein rüstig, und man sah ihm an, daß er in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen sein mußte. Die ganze Erscheinung hatte etwas Würdiges, und die altmodische, gepuderte Frisur paßte ganz gut dazu. Da er sehr früh, kaum über dreißig Jahre hinaus, General geworden war, hatte er sich angewöhnt, mit einem gewissen befehlenden Wesen und sonorer Stimme etwas laut zu sprechen. Seine Erziehung war vernachlässigt worden, so daß er namentlich im Sprechen aus den Sprachfehlern gar nicht herauskam. Aber er hatte von Natur viel Geist und Verstand,

erzählte lebendig und in anziehender Weise Begebenheiten und Erinnerungen aus seinem an Ereignissen reichen Leben, ja er wußte auch auf Scherz einzugehen, und es stand ihm dabei ein guthmüthiges Lächeln zu Gebot, das ihn sehr gut kleidete. Seine Frau, eine geborne von Liphart, die, weil sie ein Bein gebrochen, mit einem Krückstock ging und wenig aus ihrem Lehnstuhl herauskam, machte wenig Eindruck, wie denn auch ihr Gespräch nie viel über einige Worte wohlwollender Höflichkeit hinausging.

Das Paar bewohnte unweit der Stadtkirche ein unscheinbares hölzernes Haus, das nur aus einem rez-de-chaussée bestand, im Innern aber nicht ohne Aufwand parkettirt und eingerichtet war. Ein kleines Gärtchen, das dazu gehörte, war durch die Straße von dem Hause getrennt. Früh auf, dann bald auch vollständig gekleidet, war der rüstige alte Herr selten allein. Den ganzen Tag über kam bald dieser bald jener Besuch, die Zeitungen wurden gelesen und commentirt, das Gespräch drehte sich stets um die Politik. Karten lagen auf seinem Tisch aufgerollt und wurden benutzt; das Urtheil des alten Feldherrn galt natürlich in seinem Kreise sehr viel, und da er die Gewohnheit hatte, im Gespräch mitunter die Augen zu schließen, machte man ihm in livländischen Provinzialismen das Compliment, daß er mit „festen“ Augen mehr sähe als Andere mit „losen“. Ein Wort, das ich sehr oft wiederholen hörte.

Zu Mittag erschien dann meist ziemlich zahlreiche Gesellschaft, zum Theil eigenthümliche Gestalten, wie sie nur die Provinz hervorbringen kann und zwar eine Provinz, die ein abgeschlossenes Leben führt. Die absonderlichste Gestalt war der Polizeimeister, ein sehr alter kleiner Oberstlieutenant Jesinski, mit einem kleinen, sehr rothen und faltenreichen Gesicht und hellblauen Augen. Er erschien nie anders als in voller Parade-Uniform und legte aus schuldigem Respekt, wie bei Hofe, auch bei Tisch den Degen nicht ab. Dieser gutmüthige kleine Greis that übrigens sehr viel für die Unterhaltung der gesellschaftlichen Kreise in Dorpat, denen es mitunter wohl an Stoff fehlen mochte. Von Jesinski aber war immer etwas zu erzählen, er war einer von den Leuten, die Anekdoten veranlassen. So wurde ihm einst Einbruch und Diebstahl angezeigt, er ließ sich

den ganzen Fall ausführlich vortragen, hörte mit vieler Sammlung zu und sagte dann nach einer Pause tiefen Nachdenkens zu dem Bestohlenen: „Ja, schaffen Sie nur den Dieb herbei, dann wollen wir schon mit ihm fertig werden."

Meine entrée in dem Hause war wohl dazu angethan, mich blöde zu machen. Bei dem bejahrten Paare weilten nämlich drei kleine Enkelinnen, Töchter des Sohnes, der als Brigade-General bei der Armee war. Nachdem ich der Frau ehrerbietig die Hand geküßt und mich vor allerhand fremden Herren und Damen verbeugt hatte, wurde ich in den Saal geführt, wo die junge Welt hauste, und fand da außer der französischen Gouvernante und den drei Enkelinnen des Hauses auch noch alle ihre kleinen Freundinnen, eine Schaar von vielleicht zwanzig kleinen Mädchen, die mich, weil ich aus Deutschland kam, was damals sehr selten vorfiel, wie ich da mitten im Saal stand, zuerst mit schweigendem Erstaunen als eine Art von Wunderthier betrachteten. Dann thaten sie die wunderlichsten Fragen an mich und lachten unmäßig über meine Antworten. Das Alles gemeinschaftlich wie der Chor in der griechischen Tragödie.

Die Sache nahm aber auch eine andere Wendung, die mich nicht weniger in Verwunderung setzte. Eine schon erwachsene junge Dame, Tochter eines anderen Generals Knorring, suchte auch die junge Welt einigermaßen in Ordnung und angemessener Beschäftigung zu erhalten. Sie setzte sich an den Flügel und spielte. Ein etwa zehnjähriges Mädchen, Fräulein Charlotte von Sternhielm, begann einen charakteristischen Tanz, indem sie sich mit einem rothen Shawl drapirte und malerische Stellungen annahm. Sie war hübsch, tanzte hübsch und wußte das Alles sehr gut, so gut, daß ihr das unmündige Publicum nicht genügte. Auch wurde es bald dahin gebracht, daß die Flügelthüren nach dem Gesellschaftszimmer sich weit öffneten; Herren und Damen rückten ihre Lehnstühle zurecht, daß sie sämmtlich der Thür gegenüber saßen, und der Tanz der jungen Dame bezog sich nun ganz entschieden auf einen bestimmten Schauplatz: sie bewegte sich vor der geöffneten Thür, wie auf dem Theater. So wurde ihr reichliche Bewunderung zu Theil, während ihr ursprüngliches Publicum, dessen jüngste Mitglieder mit einem Finger im Munde

zusahen, es in der That nur bis zur Verwunderung gebracht hatte.

Später wurde ich aber mit den kleinen Mädchen sehr gut Freund, namentlich mit den Enkeltöchtern des Hauses, und diese neugewonnene Freundschaft behagte mir so sehr, daß ich mit den schönen Spielsachen, die ich aus Deutschland mitbrachte und deren gleichen in Dorpat nicht zu haben waren, sehr freigebig umging. Bei einem sehr jugendlichen Publicum erntet man damit Dank.

Der anderen Hauptperson des Dorpatschen gesellschaftlichen Kreises kam ich weniger nah. Es war das auch ein leiblicher Onkel meines Stiefvaters, der Bruder seiner verstorbenen Mutter, Landmarschall von Liphart, ein unermeßlich reicher Mann, der vielleicht selbst sein Vermögen nicht mit voller Sicherheit anzugeben wußte. Er war geistreich und gebildet, Weltmann und Gelehrter.

Merkwürdig war es, daß er eine Frau gefunden hatte, die in jeder Beziehung zu ihm paßte. Sie war eine geborene Gräfin Stackelberg, Schwester der beiden Stackelberg, die lange Zeit als Ambassadeure zu Wien und Neapel eine Rolle gespielt haben. Sie stammte also aus einem sehr reichen Hause und war an den reichsten Mann im Lande verheirathet, in hohem Grade geistreich, gebildet, vom besten Ton, durchaus grande dame.

Lipharts Tafel war immer reich und gewählt. Er hatte zwei Liebhabereien, für die es ihm auf Geld nicht ankam: seine Bibliothek und seine Treibereien, die wirklich auf seinem Gut Rathshof bei Dorpat, wo er lebte, sehr schön waren.

Sechs Jahre estländischen Stilllebens.

(1812—1818.)

Die folgenden Abschnitte des Bernhardi'schen Erinnerungsbuches sind von den vorhergegangenen nach Vortragsweise und Inhalt unterschieden. Die dem Leser vorgeführten Menschen und Verhältnisse stehen rücksichtlich des Interesses, das sie bieten, hinter denjenigen der früheren Abschnitte zurück, die Stelle der einzelnen, flüchtig aneinander gereihten Erinnerungsbilder aber vertreten fortlaufende Schilderungen, und der dem Jünglingsalter entgegenreifende Knabe erweist sich als noch schärferer und strengerer Beobachter, als es das Kind gewesen. Die gesammte Darstellung verräth das Unbehagen des Verfassers darüber, nicht zu seinem vollen Rechte gekommen, sondern aus der großen in eine kleine Welt versetzt und an Schranken gebunden worden zu sein, deren Existenzrecht sich als fragwürdiges darstellte.

In mehr als einer Rücksicht stand das Estland des hier in Betracht kommenden Zeitabschnitts hinter der Culturwelt des mittleren und des westlichen Europa zurück. Die Schuld daran lag indessen nicht sowohl an den Menschen, die den baltischen Norden zum äußersten Vorposten westeuropäischer Bildung gemacht hatten, als an der Ungunst der Verhältnisse, unter denen sie emporgekommen waren. Auf die furchtbare Zerstörung des Nordischen Krieges war für Liv- und Estland während des 18. Jahrhunderts ein Zustand der Erstarrung getreten, an welchem Unbehülflichkeit und Unbeständigkeit der damaligen, zumeist von Frauen geführten russischen Regierung, Armuth des Landes und Entfernung von den bildenden Einflüssen des Westens gleich starken Antheil gehabt hatten. Die von Gustav Adolf begründete Dorpater Universität war seit Menschenaltern geschlossen, der Bestand der wenig zahlreichen höheren Schulen des Landes nur mühsam gefristet worden, der Zustand des leibeignen Landvolks aber hatte sich wegen des ungünstigen Einflusses der halbbarbarischen Nachbarländer und der Verarmung der Herren von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verschlimmert. Die in überlebte zünftlerische Ordnungen gepferchten

baltischen Städte waren zufolge tiefgreifender Veränderungen der Handelswege und unbesiegbarer Concurrenz des mächtig emporstrebenden Petersburg verschrumpft und zu Schatten dessen geworden, was sie ehemals gewesen. An den Betheiligten selbst war dieser Rückgang vielfach unbemerkt vorübergegangen. Auf den „undeutschen" Urbewohner des Landes sah der verarmte städtische Bürger mit einem Hochmuth herab, der allen Sinn verloren hatte, und den der Städter dem viel beneideten Edelmann nichts desto weniger zum Vorwurf machte —, der Edelmann aber beharrte auf wirthschaftlichen und politischen Ueberlieferungen, die ihn ebenso schwer schädigten, wie den unter seine Willkür gebeugten bäuerlichen Hintersassen. Fördernde Einflüsse gebrachen den Einen wie den Anderen. Der heimischen Hochschule beraubt, von den Bildungsanstalten der Culturwelt durch ungeheuere Entfernungen getrennt, verbrachte der von dem benachbarten Pastor nothdürftig vorgebildete junge Baron die entscheidenden Jahre des Lebens in einem russischen, polnischen oder preußischen Armee-Regiment, wenn das Glück gut war, bei einer St. Petersburger Gardetruppe, um als Major oder Oberstlieutenant auf die heimathliche Hufe zurückzukehren, die Wirthschaft so irrationell zu führen, wie der Väter Sitte es gebot, eine adlige Nachbarstochter zu heirathen und die Stunden der Muße zwischen den Freuden der Jagd und den Sorgen der „Landespolitik" d. h. der Interessen seines Standes zu theilen. Während der größeren Hälfte des Jahres in tiefe Einsamkeit gebannt, unter die Herrschaft eines unholden Klimas gebeugt und im regelmäßigen Laufe auf die zufälligen Eindrücke angewiesen, welche der Verkehr mit den Nachbarn abwarf, vermochte der deutsche Bewohner dieses Landes nur ausnahmsweise über die engen Grenzen hinwegzusehen, welche seiner Existenz gezogen waren. Die moralische Substanz dieser Existenz bildete das lutherische Kirchenthum, an dessen Satzungen auch da unerschütterlich festgehalten wurde, wo man dem idealen Inhalt desselben niemals gerecht geworden war, — im Uebrigen aber bestimmten Herkommen und Interesse des Standes die Gesichtspunkte, nach denen Edelleute und Bürger der baltischen Provinzen Welt und Leben beurtheilten. Dem Staate, welchem Estland seit drei Menschenaltern angehörte, standen die Söhne dieser Provinz ebenso fremd gegenüber, wie dem Mutterlande, dem man Glauben, Bildung und Rechtsordnung der Väter zu danken hatte: man glaubte auf sich selbst zu fußen und fremder Einflüsse nur soweit zu bedürfen, als dieselben sich in die überkommenen Ordnungen der Heimath einfügen ließen.

Dem Zeitabschnitt, in welchem unser Memoirenschreiber innerhalb dieser eigenthümlich gearteten Verhältnisse heimisch werden sollte, war eine kurze Periode der Besserung und des Aufschwungs vorausgegangen. Die Wende des Jahrhunderts hatte den liv-, est- und kurländischen Unterthanen Kaiser Alexanders I. „des Gesegneten" die Wiederherstellung der Dorpater Hochschule, eine eingreifende Reform der bäuerlichen Verhältnisse und die Segnungen erleichterten Verkehrs mit den westlichen Nachbarländern gebracht. Just als diese von der Hand des humanen jungen Herrschers gestreuten Saaten aufgehen sollten, brachen die Napoleonischen Kriege und mit diesen Zeiten schweren materiellen Drucks und eines fühlbaren Rückganges aller Cultur- und Bildungsinteressen ein. Staat und Gesellschaft zeigten sich außer Stande, andern Forderungen, als denjenigen der dringendsten Nothwendigkeit genug zu thun. Während Handel und Verkehr stockten, die auf den Bauern gewälzten Lasten beständig wuchsen, Universität und höhere Schulen von der Hand in den Mund lebten, forderte die Napoleonische Invasion Opfer an Geld und Menschen, deren Aufbringung die Anwendung rücksichtslosester Strenge erheischte. Der Rücksicht auf die augenblickliche Nothwendigkeit mußte jede andere hint'angesetzt und auf Uebungen zurückgegriffen werden, die an die schlimmsten Zeiten des — wie man glaubte — glücklich überwundenen früheren Zustandes erinnerten.

Nimmt man zu dieser Ungunst der Zeitläufe die Schwierigkeit der Stellung, mit welcher die in eine exclusiv adlige Gesellschaft getretene bürgerlich geborene Frau des Herrn von Knorring-Arroküll zu kämpfen hatte, so erklärt sich der abweisende Standpunkt, den der in Rom, Wien und München emporgekommene Neffe Ludwig Tiecks der neuen Umgebung gegenüber einnahm. Mit einem Scharfblick, der geradezu bewunderungswürdig genannt werden kann, wußte der junge Fremde die faulen Flecke der ihn umgebenden Wirthschafts- und Gesellschaftszustände zu erkennen und die Wirkungen derselben abzuschätzen, — diese Erkenntniß aber wurde um den Preis einer inneren Isolirung erworben, welche dem frühreifen Knaben die Freuden der Werdezeit sichtbar verkürzte und die ihn schließlich auch denen entrückte, die er als die natürlichen Beschützer seiner Jugend ansehen mußte.

Für den späteren Geschichtsschreiber und politischen Beobachter sind die in Estland verbrachten Jahre von so unzweifelhaftem Gewinn gewesen, daß sie sich als Compensationen für die Entbehrungen darstellen, welche das Jugendleben Theodor von Bernhardis verdüsterten. Aus der Betrachtung

6*

der estländischen Zustände zog das angeborene kritische Vermögen des deutschen Knaben neue Nahrung, die ihm auch in der Folge vielfach zu Gute gekommen ist, und der der Mann ein nicht unerhebliches Theil der Sachlichkeit und Ueberlegenheit seines Urtheils über heterogene Menschen und Verhältnisse zu danken gehabt hat. Anlangend die geschilderten Zustände selbst stellt der nachstehende Abriß derselben sich als immerhin bemerkenswerther Beitrag zu ihrer kulturgeschichtlichen Würdigung dar.

Der Aufenthalt, den meine Eltern in Dorpat nahmen, war von kurzer Dauer. Meinen Stiefvater drängte es in das kurz zuvor übernommene Familiengut Arroküll in Estland zurückzukehren und meine Mutter in demselben einzurichten. Die Fahrt dorthin war von mehrtägiger Dauer und lehrte mich die Eigenthümlichkeiten einer mit eigenen Pferden unternommenen Reise durch nordische Landschaften kennen. Als wir den Ort unserer Bestimmung erreichten, that sich abermals eine neue Welt vor mir auf.

Der Vater meines Stiefvaters hatte das früher nicht bewohnt gewesene Arroküll nach einem stattlichen, seinem großen Vermögen entsprechenden Zuschnitt eingerichtet. Er hatte ein hübsches Schloß erbaut, vor dem sich ein weiter Hof mit Rasenplätzen und Blumenstücken ausdehnte, und hinter welchem ein alt-französischer Garten mit hohen Lindenwänden und geradlinigen Baumgängen lag. Weitläufige Pferdeställe, bei denen es gleichfalls auf architektonische Schönheit abgesehen war, lagen an der anderen Seite des Hofes, stattliche Wirthschaftsgebäude außerhalb desselben, — noch etwas weiter ein an sich unbedeutender Höhenzug, der zur Anlegung eines Parks benutzt worden war.

Nach dem Tode der Herrin und während der letzten Lebensjahre des Herrn von Arroküll war diese großartige Anlage in Verfall gerathen. Wirthschaftsbeamte und Diener, die sich selbst überlassen geblieben waren, hatten das ihnen geschenkte Vertrauen mißbraucht, sich selbst bereichert und das reiche Gut verkommen lassen. Dann hatte eine Feuersbrunst das Hauptgebäude zerstört. Zahlreiche Werthgegenstände und Silbersachen waren bei dieser Gelegenheit verschwunden, gleichgültige Möbel dagegen gerettet worden. Die außerordentlich werthvolle Bibliothek war in eine sog. „Kleete" (Scheuer) geworfen wor-

den; jahrelang hatte sie dort gelegen und wer Lust hatte, nahm davon kostbare Kupferwerke u. s. w. mit nach Hause. Der Rest bestand zum Theil aus einzelnen Bänden umfassender Werke. Eine sehr bedeutende Sammlung von Musikalien, mit großen Kosten zusammen gebracht, war auf ähnliche Weise gerettet worden und diente nun seit einer Reihe von Jahren dazu, im Winter die doppelten Fenster zu verkleben. Sehr eilig hatte der alte Herr das Haus wieder aufbauen lassen, man hatte ihn aber auch dabei schmählich betrogen, Alles und Jedes auf das Schlechteste gemacht. Das Dach war schon nach wenigen Jahren wieder verfault, im oberen Stock war nur die Hälfte der Zimmer bewohnbar gemacht, die andere Hälfte bildete ohne Thüren, Fenster und Dielen, voll Schutt und Stroh, ein wunderliches Labyrinth, in welchem im Winter an manchen Stellen sogar der Schnee ziemlich tief lag. Die bewohnten Gemächer sahen denn auch seltsam genug aus; die Wände waren so eilig wie möglich in Wasserfarben angestrichen, und antike Möbel, aus dem Brande gerettet, nahmen sich neben den modernen und kostbaren, die man aus Petersburg hatte kommen lassen, sehr seltsam aus. Neben dem Hause lag auf jeder Seite noch vom Brande her ein gewaltiger Schutthaufen. Von den steinernen Pfeilern, welche die Umzäunung des Hofes bildeten, waren mehrere umgefallen und lagen in Trümmern neben dem Fundament. Das Gitter zwischen den Pfeilern fehlte fast überall, der Garten war verwildert, ein Gartenhaus lag in Ruinen, die Umzäunung des Parks war ebenfalls verschwunden, und von ein paar kleinen Tempeln, die dort ehemals standen, zeigten sich auch nur noch wenige Trümmer.

Die Dienerschaft bestand aus nicht weniger als achtundfünfzig Personen, die sämmtlich gewöhnt waren, zu thun, was ihnen beliebte, die von Zucht und Ordnung ein für allemal nichts wissen wollten und einstimmig über das Auftreten meiner Mutter empört waren. Es war ein wunderliches Treiben und keine leichte Aufgabe, in diese zuchtlosen und dabei nicht abzuschaffenden, weil leibeigenen Menschen Ordnung und Regelmäßigkeit zu bringen.

Höchst eigenthümlich war der landesübliche Lebenszuschnitt. Man lebte wochenlang still für sich hin, besuchte bei Gelegenheit Abends einen Nachbar, wo man mit einfacher, aber reichlicher Bewirthung

fürlieb nahm — von Zeit zu Zeit aber kamen Festperioden, die so glänzend wie möglich gefeiert wurden. Weihnachten, Ostern und Pfingsten (zu denen es außer dem estnischen auch deutschen Gottesdienst gab) wurden je drei Tage lang festlich begangen. Es war von altersher festes Herkommen, daß der erste Weihnachtsfeiertag bei Rehbinders in L., der zweite bei Rosens in W. und der dritte im Pastorat beim Pastor Mickwitz zugebracht wurde. Am Neujahrstage fuhr man zu Wredes nach S., zum Feste der heiligen drei Könige nach Arroküll. An diesen außerordentlichen Veranstaltungen nahmen dann auch entfernt lebende Verwandte, die zuweilen meilenweit herkamen, theil, um bis zum Schluß der Festzeit bald hier bald dort zu wohnen. Um dem Charakter dieser Feste gerecht zu werden, muß man indessen einen Blick auf die Oertlichkeiten werfen, in denen sich das Ganze bewegte, und auf die Geschichte, welche die Grundlage der gegebenen Verhältnisse bildete.

Livland ist überwiegend Hügelland mit sanften Abhängen, Wiesen, Thälern und rinnenden Gewässern. Es hat hier Alles einen sanfteren Charakter, als in der nördlichen Schwesterprovinz Estland. Diese ist eine flache Hochebene, die sich ungefähr achtzig Fuß über die Ostsee erhebt, fast überall auf Kalkfelsen ruht und gegen das Meer hin mit einem jähen Felsenabhang, dem sogenannten Glint, endet. Die allgemeine Abdachung ist so gering, daß die Wässer meist zu stehenden werden, hin und wieder Seen, viel häufiger aber Sümpfe bilden, aus denen verkrüppelte Birken und Erlen emporragen. Die Bäche, wenige an der Zahl, haben eine so geringe Wassermenge und einen so geringen Fall, daß sie, besonders im Innern des Landes, keine Thäler in dem felsigen Untergrund ausspülen konnten. Sie gleiten langsam, ohne eigentliche Ufer, ohne Thal und Thalränder über die Fläche dahin. Manche dieser Bäche stürzen zuletzt mit einem Wasserfall über den Glint in das Meer. Nur wo ihrer mehrere zuletzt in ein gemeinsames Rinnsal zusammenfließen, haben sie gegen das Ende ihres Laufes eine Schlucht in den Glint eingeschnitten, hinab zum Meer.

Die Vegetation ist einförmig. Zur Zeit, als Dänen und Deutsche hier landeten, mag das Land wohl zum allergrößten Theil von dunkeln, stillen Tannen- und Fichtenwäldern bedeckt gewesen sein. Vereinzelt

lagen die Rauchhütten der Esten im Urwalde, und wie einfach und uranfänglich Alles zu jener Zeit im unwirthbaren Lande gestaltet war, darauf deuten alle Reste, die uns aus jener fernen Zeit erhalten geblieben sind. Die Burgen der finnischen Könige des Landes waren nur von Erdwällen umgeben.

So dürftig aber auch die Natur diese Küsten ausgestattet hatte, suchten doch die Bremer und Lübecker Kaufleute sie in den Kreis ihrer Handelsthätigkeit hineinzuziehen. Schon hatten die Dänen sich im Lande festgesetzt, die Kirche folgte ihren Spuren und bemühte sich, die Ureinwohner zum Christenthum zu bekehren. Fahrende Ritter und Reisige, die sich zu einem Kreuzzug dorthin bereden ließen, waren jedoch in dem öden Lande unter dem rauhen Himmel nicht fest zu halten und bildeten keine bleibende Macht. Um eine solche zu schaffen, mußte ein geistlicher Ritterorden errichtet werden, der das Gelübde ablegte, dort auszuharren. Er wurde bald dem deutschen Orden einverleibt.

Eigenthümlich ist der Mangel an Schönheitssinn, den die Anlage zahlreicher Edelhöfe verräth. Häufig liegen Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude mitten auf dem flachen Lande, wo man vergebens nach einem Grunde dafür sucht, warum man sich gerade hier angebaut hat — während in nicht allzu großer Entfernung einem ein auffallend günstig belegener Punkt begegnet, der für Hof und Garten alle Vortheile einer bequemen und malerischen Lage bietet und dennoch zu einer Kälberkoppel, einem Bleichplatz und drgl. benutzt worden ist. Noch eigenthümlicher erscheint, daß man in anderen Fällen die unmittelbare Nähe besuchter Straßen und Wege aufgesucht hat.

Ich kenne estländische Edelsitze, die so angelegt sind, daß eine befahrene Landstraße quer durch den Hof geht, was man in manchem anderen Lande wohl für einen großen Uebelstand halten würde. Ob es nicht in Estland zur Zeit für einen Vorzug gehalten wurde, ist die Frage. Die Natur der Verhältnisse, die gesellschaftlichen Zustände trugen natürlich das Ihrige dazu bei. Der Engländer in seinem gewerbthätigen Lande, mitten in der Bewegung, die eine großartig fortschreitende Geschichte überall im Reiche hervorruft, schließt sich möglichst ab inmitten seines Parks, um mit seinem Hausstand eine abgesonderte,

nicht von außen gestörte Welt für sich zu bilden. Hier in der menschenarmen Einöde sehnte man sich wohl darnach, die wenigen Menschen zu sehen, die sich im Lande hin und her bewegten. Außerdem gab es der Lebensinteressen nicht viele. Wenn man Paul Flemmings Gedichte liest, z. B. die Schneegräfin, kommt man wohl zu dem Schluß, daß Herren und Damen bei ihrem etwas beschränkten Gesichtskreise mitunter um Zeitvertreib in Verlegenheit gerathen konnten.

Von den — zumeist hölzernen — Gutsgebäuden hatten sich einige „aus der schwedischen Zeit" erhalten. Später waren natürlich die neuen Wohnhäuser viel dürftiger angelegt. Sie hatten sämmtlich nur ein Erdgeschoß. Den Kern des Ganzen bildete die Küche. Diese nahm die Mitte des Gebäudes ein und war der Feuersgefahr wegen von Stein, mitunter aber von sehr uranfänglicher Anlage. Ich kenne ein paar solcher Häuser, in denen die Küche die Form einer viereckigen Pyramide hatte, indem die schräg aufsteigenden Wände sich allmählich zum Schornstein zusammengipfelten. An diese Küche lehnte sich der Holzbau, auf der einen Seite die Zimmer, die für den Herrn und seine Familie bestimmt waren, auf der andern die Räume, wo die Leute untergebracht werden sollten. Vielleicht waren diese Häuser unmittelbar nach jener Zeit der Noth sämmtlich mit Stroh gedeckt, wenigstens habe ich ihrer noch einige in diesem Zustande gesehen. Eine gar absonderliche Einrichtung aber in diesen Häusern nach schwedischem Muster bezog sich auf die Kellerräume. Durch die Hausthür gelangte man auf einen Flur und aus diesem oft unmittelbar in den Saal des Hauses. Vor der Saalthür aber lag eine Fallthür, die führte nach dem Keller, und nach dem Saal war nicht anders zu gelangen, als über die Kellerthür hinweg. Noch dazu führte nicht immer eine Treppe in die unterirdischen Räume hinab; wer etwas im Keller zu thun hatte, brachte eine Leiter mit.

Dies wunderbare System von Veranstaltungen führte mitunter Unglücksfälle der seltsamsten Art herbei. Ein solcher, erzählte man, war bei einem Feste vorgefallen, das die Großmutter meines Stiefvaters, geborene Gräfin Manteuffel, auf ihrem Wittwensitz in einem Hause aus schwedischer Zeit veranstaltete. Der Seelsorger des Kirchspiels eilte in großer Hast, weil er sich verspätet hatte, durch den Flur

in den Saal, stürzte aber unterwegs in den Keller hinab, denn die Fallthür stand offen. Dort unten im dunkelen Raum, zwischen Kohl und Zwiebeln, fand er ein bejahrtes Fräulein von Albedyll vor, die bereits vor ihm hinab verschwunden war. Die beiden Unglücklichen, die sich in so eigenthümlicher Weise zusammenfanden, konnten noch dazu einander nicht leiden, ja waren auf's Aeußerste mit einander verfeindet. Die böse Welt, die eben zu allen Zeiten böse war, sagte dem würdigen Seelsorger nach, er habe Fräulein Albedyll beredet, ihm beim Hinausklettern behilflich zu sein, d. h. ihm zu gestatten, daß er sich auf ihre Schultern stelle. Da konnte man sich denn wohl durch die Fallthür aus dem nicht allzu tiefen Abgrund hinausschwingen. Natürlich hatte er versprochen um diesen Preis auch für ihre Erlösung zu sorgen, aber man beschuldigte ihn, er habe das ganze Abenteuer und die Noth der wimmernden Dame im Keller absichtlich verschwiegen.

Von einer Wiedergabe der — an und für sich höchst bemerkenswerthen — kritischen Betrachtung der landwirthschaftlichen und bäuerlichen Zustände, wie sie bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Estland bestanden, sehen wir ab: im Wesentlichen stimmt dieselbe zu den zahlreichen anderweiten Schilderungen, die aus jener — nicht eben erquicklichen — Zeit erhalten geblieben sind. Sehr viel anziehender und unterhaltender ist, was der Verfasser über den gesellschaftlichen Zuschnitt und die zahlreichen Originalfiguren seiner Umgebung berichtet:

Das sog. Ausland lag für die meisten Bewohner dieses Landes in unerreichbarer Ferne und von dem Innern Rußlands hatte man nur sehr unbestimmte Vorstellungen. Selten und nur in allerneuster Zeit führten Geschäfte den Einen oder den Anderen nach St. Petersburg, das mit seinen Herrlichkeiten einen nahezu mythologischen Begriff bildete. Wer einige Jahre im Militärdienst zugebracht, in Deutschland studirt oder sonst in der Fremde gelebt hatte, assimilirte sich doch wieder dem in der Provinz herrschenden Geiste, weil er auf eine Gesellschaft angewiesen war, bei welcher er mit seinen Reminiscenzen aus der Fremde doch nur wenig Anklang und Verständniß fand. Nur wenige Häuser und vereinzelte Kreise wußten sich auf einer gewissen Höhe umfassenderer Bildung zu erhalten und mit den großen euro-

päischen Interessen im Zusammenhang zu bleiben. Dazu gehörten eben ein strebender Sinn, der nicht überall herrschte, und ein gewisser Grad von Wohlstand, der nicht allgemein war.

Mit den schwierigen Zeitläufen des 16. und 17. Jahrhunderts verglichen, hatten die Verhältnisse sich allerdings zu bessern begonnen. In dem Maße, in welchem das Land sich erholte, waren die alten, in den Tagen der Noth gebauten Holzhäuser den zumeist zahlreichen Familien zu eng geworden. Zu eleganten Steingebäuden und zu Schlössern, wie Arroküll eines war, hatten es nur Wenige gebracht. Die Meisten begnügten sich mit einem Anbau an das ursprüngliche Wohnhaus, der in der Regel ohne Zuziehung von Bauverständigen geplant und von einem wandernden Zimmermann ausgeführt worden war, ohne daß auf Rücksichten architektonischer Schönheit Bedacht genommen worden wäre. Sehr häufig hatte man auch nur das nächste Bedürfniß berücksichtigt und dadurch die Nothwendigkeit herbeigeführt, nach wenigen Jahren einen abermaligen Anbau vorzunehmen. Da waren denn mitunter wunderliche Labyrinthe zu Tage gefördert worden.

Den geselligen Gewohnheiten des Landes that das indessen keinen Eintrag. Nahte einer der erwähnten Festtage, so rückten ganze Colonnen von Wagen — zumeist langbespannt — dem Edelhofe zu. War Alles versammelt, so begann ein stattliches Mittagsmahl: an Fisch und Wild fehlte es nicht, die Confitüren waren das Werk der Damen des Hauses, nur mit dem Wein, einem kostbaren Artikel, der für baares Geld angeschafft werden mußte, wurde etwas sparsam umgegangen. Man trank Bier, und der Wein ging eigentlich nur als ein leicht angedeuteter Schmuck nebenher.

Nach dem Festmahl zerfiel dann Alles in der seltsamsten Weise in kleine Coterien. Alles sonderte sich streng nach Geschlecht und Altersstufen. Die Herren blieben unter sich und rauchten fast ohne Ausnahme aus gewaltigen Meerschaumpfeifen und verschonten kein Gemach mit dem Qualm. Es gehörte sogar zu den Pflichten des Hausherrn, dafür zu sorgen, daß sich an geeigneten Stellen Kästchen voll Knaster und brennende Wachsstöcke vorfanden. Die Damen blieben unter sich, sprachen von den Verdiensten der Haushälterinnen, von vorzüglich gelungener Leinwand, von erkrankten Kammerjungfern, von

Recepten zu Confitüren, von projectirten oder mißlungenen Heirathen; die jungen Damen blieben für sich und hatten unergründliche Geheimnisse zu besprechen; sie brachten gewöhnlich sich selbst und diese Geheimnisse in das Kinderzimmer in Sicherheit, das es der Form nach in jedem Hause gab, während die wirklichen Kinder überall sonst im Hause herumtobten und nur da nie zu finden waren. Junge Herren fehlten meist, sie waren bei der Armee; die größeren oder kleineren Knaben blieben natürlich auch für sich; die Hauslehrer blieben für sich und besprachen die dunkelen Sagen von Wissenschaft und Litteratur, die bis zu ihnen gedrungen waren; die Gouvernanten blieben ebenfalls unter sich und die ganz kleinen Kinder, die von ihren Wärterinnen zu ihrer Plage im Garten herumgeführt wurden, bildeten natürlich auch eine besondere kleine Welt. Die Herren flüchteten so bald als möglich an die Kartentische, die Damen machten schwache Versuche, spazieren zu gehen, aus denen Rücksichten für die Toilette nie viel werden ließen, die Knaben liefen in den Stall und betrachteten die Pferde; die Hauptsache aber war und blieb, das Mittagsmahl durch eine fortlaufende Kette von Erfrischungen mit dem Abendessen in Verbindung zu setzen. Diese Erfrischungen waren wie das Recitativ in der Oper, das die eigentlichen Acte und Scenen mit einander verbindet. Es wurde da Alles angebracht, was für gut und angenehm gelten konnte. Es wurde auch getanzt nach dem Clavier, an das dann natürlich die Hauslehrer und Gouvernanten gefesselt geblieben, doch häufig abgelöst von höflichen älteren Fräulein. Die ersten Noten der Tanzmusik lockten die jungen Damen aus dem Kinderzimmer zurück in den Saal.

Der Ball wurde jedes Mal gewissenhaft mit Polonaisen eröffnet, in denen die älteren Herren die älteren Damen huldigend herumführten. Viele der Herren, die in ihrer Jugend als Offiziere in Polen gewesen waren und dort gesehen hatten, wie man Polonaisen tanzt, suchten die siegreichen kühnen Airs ritterlicher junger Polen nachzuahmen, indem sie sich mit Grandezza vorwärts bewegten, besonders wenn sie als erstes Paar den Zug eröffneten. Gerieth eine ältliche Dame an einen solchen Tänzer, so glaubte sie wohl auch über das alltägliche Dasein hinausgehen zu müssen, und nahm ein absonder-

liches, außergewöhnliches Wesen an. Andere Paare marschirten dann wieder vollkommen anspruchslos hinterdrein. Die unternehmende Grandezza kleidete natürlich nicht alle Herren gleich gut.

Auf die Polonaisen folgten allerhand altmodische Tänze, deutsche Quadrillen, Anglaisen und Ecossaisen. Da es an Tänzern immer fehlte, waren die jungen Damen vielfach genöthigt, mit uns Knaben und nicht selten unter sich zu tanzen.

Endlich kam das Souper, auch wieder ein sehr reichliches Mahl. Manche der Herren vermochten dasselbe nicht mehr mitzumachen; und da steigerten sich dann die Pflichten der Hausfrau. Zu den Kundgebungen gastfreier Höflichkeit, die für unerläßlich galten und auf welche die Gäste rechneten, gehörte nämlich vor allen Dingen, daß man recht dringend aufgefordert oder — wie der hergebrachte Kunstausdruck lautete — genöthigt wurde, von Diesem und Jenem oder vielleicht von Allem und Jedem etwas zu genießen. Es war die Pflicht der Hausfrau, in Beziehung auf diesen Punkt nicht leicht nachzugeben und wo möglich keine Ausrede gelten zu lassen. So entschieden war das ihre Pflicht, daß einst eine Dame sich tadelnd über ein Fest äußerte: „Das Essen sei zwar ganz gut gewesen, die Nöthigung aber bei Weitem nicht eifrig genug."

Endlich brach die Gesellschaft auf, und da hatte die Hausfrau noch eine sehr umständliche Procedur durchzumachen. Man ging nämlich keineswegs à la française davon; es wurde vielmehr sehr ausführlich Abschied genommen, und es war Sitte, der Hausfrau für die angenehmen Stunden zu danken. Außerdem trieben die Gäste in Masse auch noch unter einander ein unendliches Knixen und sich Verbeugen, vorwärts, rückwärts, rechts und links, nach allen Richtungen.

Der Aufwand eines solchen Festes war immer sehr bedeutend; größer vielleicht als in neuerer Zeit trotz erhöhter Eleganz bei ähnlichen Veranlassungen, denn die Gastfreiheit hatte einen weiteren Umfang als im westlichen Europa. So war davon nicht die Rede, daß man, wie in England und in Deutschland geschieht, seine Leute und Pferde in die nächste Schänke geschickt hätte. Es war auch unmöglich, denn nur an den wenigsten Orten wäre ein Gasthaus in der Nähe

zu finden gewesen. Wer seine Freunde und Nachbarn einlud, mußte auch ihre zahlreiche Dienerschaft bewirthen und achtzig oder mehr fremde Pferde in seinen Ställen füttern lassen.

Uebrigens zeigte sich trotz einer gewissen Einförmigkeit der Charakter eines solchen Festes hin und wieder nicht unbedeutend modificirt. Es waren, wie gesagt, an manchen Orten Schlösser, die Anspruch auf Eleganz machten, an die Stelle der älteren hölzernen Häuser getreten und es fehlte nicht ganz an dem Streben Einzelner, sich in besonders hervorragender Weise geltend zu machen.

In dem Rahmen des vorstehend skizzirten Stilllebens bewegte sich, der Natur der Sache nach, eine Anzahl Original-Figuren, die schon ihrer typischen Bedeutung wegen das Interesse in Anspruch nehmen mußten. Bevor wir uns denselben zuwenden, muß indessen an das große und durchschlagende Interesse erinnert werden, welches die gesammte damalige Welt erfüllte und das in den gemeinsamen Landschaften des finnischen und baltischen Küstengeländes eine ebenso bedeutende Rolle spielte, wie an den großen Mittelpunkten ost- und westeuropäischen Völkerlebens: an den Krieg von 1812, dessen Vorbereitungen der Verfasser in München miterlebt hatte, an dessen Schauplätzen er vorübergereist war, und dessen Flammen jetzt zum Himmel schlugen. Was über die Auffassungen der einzelnen Ereignisse des merkwürdigsten Feldzuges neuerer Zeit berichtet wird, erscheint um so bemerkenswerther, als Estland dem Schauplatz des blutigen Ringens ferner ablag, als Süd-Livland und Kurland, die einen Theil des feindlichen Heeres zu sehen bekommen hatten. Es heißt darüber wie folgt:

Auch an diese Kreise waren inzwischen Dinge herangetreten, denen sich Niemand verschließen konnte und verschließen wollte. Der Krieg hatte begonnen, Napoleons Heer war in das Innere des russischen Reiches gedrungen und jede neu eintreffende Post brachte Zeitung von dem weiteren Vorrücken seiner Schaaren. Bald wußte man sie an der Düna. Man fürchtete sie unmittelbar in der eigenen Umgebung zu sehen. Die Spannung war allgemein und groß. Wo man zusammenkam, wurden die Zeitungen gemeinschaftlich gelesen, man besprach, was man thun müsse und wolle, wenn der Feind in's Land käme. Es erwachten in Beziehung auf den Krieg und seine

Natur die schrecklichsten Erinnerungen aus der Vergangenheit des Landes. Man erwartete im Gefolge des Krieges das Aeußerste roher Gewaltsamkeit, wie es die Voreltern noch zur Zeit Peters des Großen erlebt hatten. Man erwartete fast in Sklaverei fortgeschleppt zu werden, und die Tante B. machte sich bereits schwere Sorgen um ihr schönes Silberzeug. Sie saß oft tief in Gedanken an Napoleon verloren und fuhr dann plötzlich auf mit einem Seufzer und dem Stoßgebet: „Ach, lieber Gott, möchte ihn doch der Deiwel holen."

Die Nachrichten von erfochtenen Siegen, die nach jedem Gefecht verbreitet waren, glaubte Alles ohne die Spur eines Zweifels, und so wurde die Kunde von der Schlacht bei Podubnie nicht weniger freudig aufgenommen, als die von den glücklichen Gefechten Wittgensteins. Um so unbegreiflicher schien der fortgesetzte Rückzug des russischen Heeres über Smolensk hinaus tief in das Innere des Reichs hinein. Man war empört über Barclay und äußerte sich bald mit Verachtung über ihn, ja man sprach von Verrath. Selbst hier in den Ostseeprovinzen traten, wenn auch wohl weniger leidenschaftlich und drohend als im eigentlichen Rußland, diese seltsamen Erscheinungen hervor, die nur aus dem Irrthum, aus einer durchaus verkehrten Ansicht der allgemeinen Verhältnisse hervorgehen konnten. Ein freudiger Jubel erscholl darauf durch das ganze Land. Alles war in eine fast schwärmende Stimmung versetzt, als sich die Nachricht von dem glänzenden Siege bei Borodino verbreitete. Niemand zweifelte, Kutusow hätte den vollständigsten Erfolg errungen. Mit allgemeiner Befriedigung wurde die Kunde aufgenommen, daß der Kaiser Barclay vom Commando entfernt und den Oberbefehl in Kutusows Hände gelegt hatte. Wer aber vermöchte die trostlose Enttäuschung zu schildern, als nach einem solchen Siege Moskau in die Hände des Feindes fiel! Der Eindruck dieser Nachricht war ein ganz ungeheuerer! Es war wie ein Sturz aus allen Himmeln herab; das konnte Niemand begreifen; man verstummte. Der Eindruck war ein so großer, daß die Zeitung von dem weltgeschichtlichen Brande Moskaus, die unmittelbar darauf in das Land erging, dagegen durchaus verschwand und Niemanden sonderlich erregte. Man sah darin

eben nur eine gewöhnliche Ruchlosigkeit der Franzosen, von denen man dergleichen erwartete, und Niemand dachte sich weiter etwas dabei. Aber auch, daß nun Frieden geschlossen werden könnte, fiel Niemandem ein; es hätte ohne Zweifel im ganzen Reiche eine bedenkliche Verwunderung und die ärgste Verstimmung hervorgerufen, wenn der Kaiser jetzt auf Friedens-Vorschläge eingegangen wäre.

Da man über die wirkliche Lage der Dinge nicht in das Klare gekommen war, erwachte, sowie der erste Schrecken vorüber war, auch die Ungeduld von Neuem; man wurde unzufrieden mit Kutusow und mißbilligte sehr laut, daß er den Feind so lange in Moskau dulde. Seine Berichte, denen zufolge er jeder Unternehmung Napoleons nach dem Süden vorbeugen könne, wurden entschieden getadelt. Darauf komme es nicht an, meinte man; man müsse gerade auf den Feind losgehen und ihn mit offener Gewalt vertreiben. — So wußte man denn auch in dem Rückzug, als Napoleon ihn verspätet antrat, nicht einen Wendepunkt der Weltgeschichte zu erkennen. Es war nach der allgemeinen Meinung bloß geschehen, was sich ganz von selbst verstand, was man längst erwartet hatte.

Einige Wochen später sollte ich Zeugen der Kämpfe sehen, sowie die schmerzlichen Scenen, die der Krieg auch außerhalb des Schlachtfeldes hervorruft. Es sollte mir anschaulich werden, welche Opfer er im weitesten Kreise der Menschheit auferlegt.

Die Zeugen der Kämpfe erschienen in Gestalt von Kriegsgefangenen. Schon im Herbst nach Wittgensteins ersten glücklichen Gefechten trafen solche ein, die in Trupps von 20—40 Mann, von wenigen Invaliden bewacht, mit Vorspann-Pferden durch das Land nach Reval geschafft wurden. Sie mußten von Gut zu Gut weiter befördert werden. Man gab ihnen zu essen und ließ sich von ihnen erzählen. Es waren auch Ueberläufer darunter, namentlich Soldaten der Schweizer-Regimenter in französischen Diensten, welche sich in ihren rothen Röcken mit weißen Aufschlägen ganz stattlich ausnahmen. Ueberhaupt sahen die ersten Transporte ganz leidlich aus. Als aber der Winter vorrückte, wurden die Züge häufiger sowohl als zahlreicher, und sie nahmen in steigender Progression mehr und mehr einen tragischen Charakter an. Wahre Jammergestalten, zum Theil

verwundet oder mit erfrorenen Gliedern, krank, elend, unsauber, dürftig in schmutzige Lumpen gehüllt, wurden auf Bauern-Schlitten herangefahren, und man betrachtete sie erstaunt, mit einem gemischten Gefühl von Mitleid und Ensetzen.

Da die Conscription unter Napoleon Niemanden verschonte, waren nicht selten junge Leute unter den Gefangenen, die den besseren Ständen angehörten; namentlich erinnere ich mich eines kranken Holländers, der, in Lumpen gehüllt, seine Papiere gerettet hatte und vorwies.

Man that, was man konnte, das Schicksal dieser armen Menschen zu lindern. Es wurde ihnen in dem sogenannten Volkszimmer an ungedecktem Tisch reichlich zu essen gegeben, sehr einfach und doch um Vieles besser, als ihnen seit lange vorgekommen war. Die eigentlichen Franzosen zeigten sich dabei nicht selten ungemein demüthig und zudringlich bettelnd, so daß ihr Betragen einen Gegensatz zu allem Heroischen bildete. Unter den Spaniern, deren Napoleon auch eine Anzahl in diese nordischen Gegenden geschleppt hatte, bewahrten einige auch in dieser Lage den Stolz des Castilianers und duldeten schweigsam ohne Klage, ohne eine Bitte auszusprechen. Meine Mutter war einst sehr ergriffen, als auch ein Spanier sie anbettelte, nicht für sich, sondern für seinen kranken Gefährten, der schon seit lange kein Stück Wäsche mehr habe. Der heroische Widerstand der Spanier im eigenen Lande hatte ohnehin die Theilnahme aller Gebildeten für sie geweckt; man überschätzte sogar das Volk und seine Thaten, man überschätzte auch seine Litteratur und Kunst, der man sich mit Liebe zuwandte, und so waren diese Spanier, die sonst in der Provinz nicht mehr beachtet wurden als die übrigen Gefangenen, in unserem Hause als unfreiwillige Gefährten des französischen Heereszuges der Gegenstand eines ganz besonderen Mitgefühls und hoher Achtung.

Einige Zeit darauf fand allgemeine Rekrutenaushebung statt. Die Ostseeprovinzen waren hundert Jahre lang, dem Versprechen Peters des Großen gemäß, von derselben verschont geblieben. Seit Kurzem erst forderte die Regierung auch hier solche unvermeidliche Opfer. Noch war die Sache neu und es hielte schwer, den unendlichen Jammer zu schildern, der bei jeder neuen Rekrutirung durch das Land zog, die Scenen leidenschaftlicher Verzweiflung, die sich auf

jedem Edelhof, in jedem Dörfchen wiederholten; die Leute wußten zum Ueberfluß auch noch, daß sie unmittelbar in die blutige Bewegung eines mächtigen Krieges eintreten sollten. Die Botschaft von einer neuen Rekrutirung mußte sorgfältig geheim gehalten werden, sonst wäre die gesammte jüngere Bevölkerung trotz der rauhen Jahreszeit in die Wälder entflohen. Wer Soldat werden sollte, das hing vollkommen von der Willkür des Erbherrn ab, man betrachtete jede Aushebung von Rekruten als ein Mittel, die Taugenichtse loszuwerden. Auch andere Motive kamen zur Geltung, nicht immer die reinsten, und mancher Unglückliche wurde Soldat, weil sich ein Wirthschaftsbeamter an ihm rächen wollte. Mit diesen seinen Beamten berieth der Erbherr ganz in der Stille, wer wohl zum Soldaten abgegeben werden könne. Unerwartet in der Nacht wurden die bezeichneten Individuen in ihren Schlafstellen festgenommen und bis zur Ablieferung streng überwacht.

Russische Mitkämpfer der Schlachten von 1812 bekamen wir damals nicht zu Gesicht, *einen einzigen* ausgenommen. Es war das ein Mann, der, wie alljährlich, mit einem Zuge zur Mästung bestimmter sog. „Ukrainer Ochsen" eintraf und davon erzählte, daß er zum „Wehrmann" ausgehoben worden und als solcher uniformirt, aber nur mit Pike und Schafspelz ausgerüstet, mehrere Gefechte mitgemacht hätte. Seiner mangelhaften Ausrüstung wegen hatte er dem besser bewaffneten Feinde gegenüber indessen nichts ausrichten können und sich alsbald nach einer Schlacht in's Weite verloren, um seinen früheren Beruf wieder aufzunehmen.

Begreiflicher Weise nahmen die Gespräche dieses Winters einen Charakter an, den sie wohl nie zuvor gehabt, weil nie zuvor Aehnliches erlebt worden war. Die größte und glänzendste Armee, von welcher die neuere Geschichte wußte, war unrettbar dem Untergange verfallen, und allmählich drang die Kunde davon auch zu uns.

Die Nachricht von dem begonnenen Rückzug der Franzosen wurde natürlich mit Freuden begrüßt; es knüpfte sich daran die Hoffnung, den Feind aus dem Lande los zu werden; man war nun über alle Besorgnisse hinaus. Weiter dachte sich aber Niemand etwas dabei. Erst nach und nach wurde klar, daß Napoleons Heer in einem furcht-

baren Zustande der Auflösung begriffen sei, ohne daß die Vorstellung von dem Unheil je die Wirklichkeit erreicht hätte. So traten die Erscheinungen auch uns stufenweise näher; man schritt von Erstaunen zu Erstaunen vor, wie sich das Bild dieses beispiellosen Rückzuges vervollständigte, bis man denn zuletzt inne wurde, daß Napoleon von der Beresina ohne Heer entflohen sei, daß die Hunderttausende seiner Krieger unbestattet die Schneetriften von Moskau bis an den seither berühmten Fluß bedeckten.

Ich erinnere mich eines Umstandes, der mir im Gedächtniß geblieben ist, obgleich sich damals Niemand seinen Zusammenhang mit diesen großen Weltereignissen klar machte. Aus unseren Gegenden und aus einem großen Theil des nördlichen Rußlands waren alle Wölfe verschwunden; so vollständig, daß der Jäger meiner Mutter überzeugt war, es habe da nie Wölfe gegeben; was davon erzählt werde, sei Fabel. Die Raubthiere hatten sich auf die Fährte des französischen Heeres gezogen.

Der Bruder meines Stiefvaters hatte bedeutende Interessen in Moskau wahrzunehmen; er hatte mehrere Jahre dort gelebt, hatte hoch und glücklich gespielt und bedeutende Capitalien ausgeliehen. Sobald es wieder möglich war, reiste er hin, um zu sehen, wie dort Alles stand, und als er gegen das Frühjahr zurückkehrte, bildeten eine Zeit lang seine Erzählungen den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Seine Erlebnisse auf dieser Reise hatten ihn selbst in das höchste Erstaunen versetzt. Von den Trümmern der alten Zaren-Stadt sprach er wenig; sie waren nicht das Ergreifendste, was er gesehen hatte. Aber er hatte einen Theil des Weges bereist, auf dem Napoleons Heer nicht das Ziel eines Rückzugs, sondern den Untergang gefunden hatte. Die Gefilde waren, als er sie sah, von Schnee bedeckt und gewiß entzog die weiße Decke dem Auge gar manchen Graus. Was er erzählte, bewies nur zu sehr, wie das Volk sich des Sieges und der Rache erfreute.

Mich erfüllten diese Berichte mit Verwunderung und Widerwillen. Sie machten einen solchen Eindruck auf mich, daß mir die erhobene Stimme, Geberde und Mienenspiel des Erzählers mit der Lebendigkeit eines Gegenwärtigen im Gedächtniß geblieben sind.

In unsere gesellschaftlichen Zustände kam aber durch diese großen

Weltereignisse ein neues Element. Der Winter war noch lange nicht vorüber, als schon in jedem Hause ein Franzose eingebürgert war. Die sämmtlichen Herren waren auf den Einfall gekommen, daß sich hier die Wohlthätigkeit mit dem Nutzen verbinden lasse. Wer einen Gefangenen zu sich nahm und bei sich in eine behagliche Lage versetzte, that eben ein gutes Werk, und man verband damit die Hoffnung, daß die Kinder in seiner Gesellschaft ohne sonderliche Mühe dahin gelangen würden, geläufig französisch zu sprechen. Das Eigenthümliche dabei war, daß die in solcher Weise aufgenommenen Hausgenossen keine andere Verpflichtung zu übernehmen brauchten, als eben Franzosen zu sein. Das war ihre Bestimmung, und sie wurden auch demgemäß als der Sitz'sche Franzose, der Weinjerwen'sche Franzose u. s. w. bezeichnet. Bei der Auswahl waltete aber so wenig Kritik, daß selbst diese Bedingung nur sehr unvollständig erfüllt wurde; so war der eine dieser Franzosen — Chasseur à cheval seines Gewerbes — ein Franzose aus Köln am Rhein, der kaum ein Dutzend Worte Französisch wußte. Ein anderer, dessen ich mich gut erinnere, war ein hübscher italienischer Dragoner, Alle miteinander waren gemeine Soldaten, Leute ohne Erziehung, so daß ein Französisch, wie man es von ihnen lernen konnte, sich wohl nicht zum Besten ausnahm. Viele von ihnen brachten die Verderbtheit eines wüsten Lagerlebens mit, und es ist schwer zu begreifen, wie man seine Kinder jahrelang in solcher Gesellschaft lassen konnte.

Mir waren manche ihrer Gewohnheiten sehr auffallend; sie schienen mir zum Theil sogar sehr komisch. So namentlich, daß für diese Franzosen, wie es schien, eine baumwollene Nachtmütze zu den ersten aller Lebensbedürfnisse gehörte. Dort im Lande, wo Alles in wohlgeheizten Zimmern schläft, hat Niemand dergleichen, und ich glaube daher, daß eine solche Kopfbedeckung nicht einmal leicht aufzutreiben war; aber der Franzose konnte sein inneres Gleichgewicht nicht wiederfinden und ruhte nicht, bis er eine baumwollene Nachtmütze hatte. Es war, als ob für diese eben erst den Schrecken eines eisigen Bivouacs entflohenen Menschen der Begriff, die Segnungen des Friedens genießen, sich in eine baumwollene Nachtmütze auflöste.

Der erste dieser Leute, der in unserer Gegend und zwar bei

Herrn von Wrede in Sitz erschien, war einer der besseren. Ein sehr junger kleiner Mann Namens M. Paul, aus St. Omer in Flandern gebürtig und Soldat der jungen Garde, der es aber wahrscheinlich den Kosaken nicht sehr schwer gemacht hattte, seiner habhaft zu werden. Er wollte sich nützlich erweisen und gab den Söhnen des Hauses nicht allein Fechtstunden, sondern auch Unterricht im Tanzen, da er sich selbst für einen großen Tänzer hielt. Er tanzte gern, wenn er dazu aufgefordert wurde, vor der versammelten Gesellschaft ganz allein die Gavotte, einen Tanz, von dem bis dahin kaum eine unbestimmte Kunde in jene fernen Gegenden gelangt war. Das Schauspiel war der Mühe werth, es war ein wunderbares, unaufhörliches Springen, ein behendes Durcheinanderwerfen der Beine, so bunt wie es nur je ein Tambour-Major, der Stolz seines Regiments, getrieben hat, um irgend einem anderen berühmten Tanzkünstler seines gesellschaftlichen Kreises den Preis abzugewinnen.

Die meisten anderen Franzosen verhielten sich ruhiger und man sah es ihnen zum Theil an, daß sie eigentlich eine stille Sehnsucht nach der Bedienten-Stube mit sich herumtrugen. Die wunderlichste Erscheinung von allen aber war der Weinjerwen'sche Franzose. Er war von einer seltenen und echt französischen Häßlichkeit. Blatternarbig, unter einer niedrigen Stirn zwischen etwas schielenden Augen wölbte sich eine sehr stark gebogene und sehr spitze Nase weit über den Mund herab nach dem Kinn zu. Die dürre Person schwankte auf schiefen Beinen daher. Ein „landscher" Schneider, wie sie dort von Edelhof zu Edelhof wandern, um, was nöthig gefunden wird, anzufertigen, so gut sie können, hatte für dies Subject einen kurzen grünen Frack zu Stande gebracht, der sich auf seinem Leibe fast wie ein lebendes Wesen gehabte. Er kroch immer nach oben, so daß unten immer mehr von der weißen Weste sichtbar wurde, während oben der Hals und das Kinn in dem Frack verschwanden. Es entstand ein allgemeines Gelächter, als dieser Repräsentant der französischen Armee eines festlichen Abends in Weinjerwen nach dem Souper und erheitert durch Wein und Speise, plötzlich seine Talente entfaltete. Er fing damit an, daß er quer durch den Saal mit unerhörter Behendigkeit Rad schlug und sich so empfahl.

Beiläufig bemerkt, hat dieser eigenthümliche Vertreter der französischen Nation sein schönes Vaterland niemals wiedergesehen. Nachdem der Frieden wiederhergestellt worden war, blieb er in Estland, um als wandernder Verkäufer von Seifen, Pomaden und drgl. umherzuziehen und in den Krügen und kleinen Städten das Publicum als Possenreißer und Taschenspieler zu ergötzen. Er hat uns zuweilen in Arroküll besucht, die ihm früher gegönnt gewesene Ehre, am herrschaftlichen Tisch zu essen (er war ja unser Lehrer gewesen) in der Folge aber hartnäckig abgelehnt und die Bedientenstube der unsrigen vorgezogen.

Von den originellen Gestalten, welche die Nachbarschaft Arrokülls aufzuweisen hatte, sind einzelne in dem Roman meiner Mutter, der Erzählung „Evremont" verewigt worden, so der Kirchspielsprediger Pastor Mickwitz, Herr von Rehbinder u. A. Neben Personen, die das Land ihrer Väter niemals verlassen hatten, fanden sich auch solche, die ein merkwürdiges Stück Welt gesehen und an Verhältnissen theilgenommen hatten, von denen man sich heute nur noch mühsam eine Vorstellung machen kann. So ein Herr von Reutern, der gleichzeitig mit anderen Landsleuten in der Armee Ludwigs XVI. gedient, dem berühmten, in der Revolutionsgeschichte vielgenannten Regimente „Royal Allemand" angehört und zu den näheren Bekannten des Herzogs von Orleans („Philippe Égalité") gehört hatte. Seine beweglichen Manieren waren diejenigen der Marquis alter Zeit, er trug eine jugendlich-blonde Lockenperücke und war der Fußbekleidung seines Regimentes, den bottes demi-fortes, treu geblieben. Ich erinnere mich, ihn in einem Frack „couleur café au lait" mit schwarz seidenen Knopflöchern und großen blauen Knöpfen, ein anderes Mal in rothem Habit (sang de boeuf) mit ciselirten Perlmutter-Knöpfen gesehen zu haben. In Mably und im Pariser Palais-Royal war er ebenso zu Hause gewesen wie an den längst untergegangenen Höfen von Mainz, Mannheim und Zweibrücken und an ergötzlichen Anekdoten der alten Zeit ließ er es nicht fehlen, wenn er ein Publicum für dieselben fand. Einer dieser Geschichten erinnere ich mich noch. In einer Gesellschaft vornehmer Offiziere und Hofherren hatte der Herzog von Chartres (spätere Herzog von Orleans) bei der Punsch-Bowle Alles verspielt, was er

an Geld und Papieren bei sich trug, und schließlich erklärt, die Brillantschnallen seiner Schuhe auf die Karten setzen zu wollen. Der Prinz streckte den Fuß auf einen Stuhl, beim Schein von den Tischen genommener Armleuchter wurde der Werth der Brillanten geschätzt, auf 40,000 Livres festgesetzt und dafür im Spiel angenommen. Der Prinz verlor sie, anderen Tages aber stellte sich heraus, daß die Steine falsch waren.

Auf einem anderen Nachbargute lebte ein Obrist v. B. mit seiner Gattin in einer besonders wasserarmen und schon darum wenig malerischen Gegend, die selbst in Estland den Eindruck einer besonderen Dürftigkeit machte. Das Haus war auf hohem, steinernem Fundament von Holz offenbar von einem wirklichen Baumeister ursprünglich mit Plan und Berechnung angelegt, dann aber dadurch, daß man ein Zimmer nach dem andern immer in derselben Richtung angebaut hatte, zu einer langen und schmalen, wie zufällig aneinander gereihten Zahl von Räumen geworden. Die Schlafzimmer des würdigen Paares waren mitten in die Reihe der Gesellschaftszimmer hineingerathen und theilten diese in zwei Hälften. Kam nun hier eine zahlreiche Gesellschaft zusammen, was regelmäßiger Weise am Helenen-Tage geschah, um der Frau vom Hause zu huldigen, so herrschte die strengste Clausur; Herren und Damen waren getrennt, die Einen trieben ihr Wesen diesseits, die Anderen hausten jenseits der Schlafzimmer. Frau von B., die sich sehr als grande dame fühlte und wirklich ein vornehmes Wesen hatte, hielt dabei streng auf Ordnung. Sowie neue Gäste ankamen, wies sie jeden dahin, wohin er gehörte. „Hier sind die Mannsen, dort sind die Dams" lautete die stehende Redensart, die von entsprechender Bewegung der Hand begleitet war.

Im Allgemeinen konnte es aber auf der Welt nirgends stiller zugehen als in diesem Hause, das ein siebzigjähriges Paar ohne Kinder oder sonstige Verwandte bewohnte, und gewiß hat es nur wenige Sterbliche gegeben, vor denen sich die Tage so unendlich lang ausdehnten wie vor dem alten Obersten B. Es fehlte dem alten Herrn weder an Geist, noch an Witz; aber ich habe nie einen Menschen gesehen, der so entschieden gar nichts that wie er, und das schien er so getrieben zu haben, so weit die Erinnerung irgend eines Menschen

zurückreichte. Unwetter nöthigte uns einmal, eine Nacht in diesem Hause zu bleiben; da konnte ich denn am anderen Morgen die Ordnung und Lebensweise dieses Hauses beobachten. Der Obrist war im Cadetten-Corps zu Petersburg erzogen, dann aber, ich weiß nicht auf welche Veranlassung, unter dem König Stanislaus Poniatowski in polnischen Diensten gewesen. Dort hatte er mit den schönen Polinnen Mazurka tanzen, mit den Herren starke Ungarweine trinken müssen. Sein Mittel, die unbequemen Folgen des Weines loszuwerden, bestand darin, daß er vor dem Schlafengehen sehr heißen Thee trank und die Nacht über tief in warmen Federbetten vergraben transspirirte. Dabei war es nun auch seitdem die langen Jahre über geblieben und das Geschäft, sich nach und nach abzukühlen, füllte den ganzen Vormittag aus. Beim Aufstehen zog er fünf oder sechs Schlafröcke über einander an, und ebenso viele baumwollene Nachtmützen bargen sein ehrwürdiges Haupt. Aus diesen vielfachen Umhüllungen wurde er nun nach und nach herausgeschält. Das ging nach der Uhr. Sein Diener hatte natürlich im Laufe der Jahre eine große Virtuosität in diesem Geschäft erlangt; genau mit dem Schlage der altmodischen Pendeluhr trat er ein, zupfte seinem Herrn von rückwärts eine Nachtmütze vom Kopf und wickelte ihn aus einem Schlafrock heraus, ohne daß das Gespräch dadurch auch nur momentan unterbrochen worden wäre. Kam man endlich auf die letzte Nachtmütze und den letzten Schlafrock, so war auch die Stunde des Diners schon ziemlich herangerückt und der alte Herr machte nun Toilette; aber auch nicht eine ganz gewönliche; sein spärliches Zöpfchen wurde neu geordnet, das dünne Haar frisch gepudert; dann kam es darauf an, ihm den Magen warm zu halten. Zu diesem Ende wurde ihm ein Daunenkissen von mäßiger Größe vermöge eines langen Gurts in vielfachen Windungen auf den Leib geschnürt. Darüber kamen dann die anderen Kleidungsstücke, die der Obrist mit der übrigen Menschheit gemein hatte.

Er erzählte auch wunderbare Geschichten aus der Zeit seiner Jugend; aber so viel ich weiß, ist es nie einem Menschen eingefallen, etwas davon zu glauben. Es war nicht bloß die Einförmigkeit seines wirklichen Lebens, die ihn etwa darauf brachte. Der alte General

en chef Knorring, der mit ihm zusammen Cadett gewesen war, erwähnte gelegentlich, daß er es schon damals an sich gehabt habe, in der harmlosesten Weise die abenteuerlichsten Dinge zu erzählen.

Frau v. B. erzählte auch Geschichten, endlose noch dazu, und die waren nur allzu wahr. Es waren Krankheitsgeschichten ihrer Dienstboten, mit einer Genauigkeit berichtet, daß einem dabei schwach und ohnmächtig zu Muth werden konnte, wie mir als Knaben einmal begegnet ist. Ihre Leute spielten überhaupt eine große Rolle in ihren Lebensinteressen: „Mein Koch ist ein edler Mensch," pflegte sie mit dem Nachdruck der Ueberzeugung zu sagen; man hätte das auch herzlich gern geglaubt, wenn der Mann nur nicht so überaus schlecht gekocht hätte.

Niemals fehlte bei den Festen unserer Nachbarschaft der Graf Eberhard X., ein schöner Greis, von dem die böse Welt, d. h. Leute, deren Beruf es war alle verjährten Klatschereien der Provinz zu wissen, geheimnißvoll sagten, er habe in alten Zeiten, als sie beide noch jung waren, der schönen Frau v. Y. gehuldigt. Im Lande galt es für eine ausgemachte Sache, daß alle Herren v. X. etwas wunderlich seien. Die Naivetät dieses Grafen Eberhard bewegte sich in einem ziemlich engen Kreise. Er war schön, hoch von Wuchs, mit edlen Zügen, einer mächtigen Adlernase, silberweißem Haar, das lang und reich auf die Schultern herabwallte. Immer war er auf ein und dieselbe Weise gekleidet, in einem langen blauen Ueberrock, der bis auf die Knöchel herabreichte, eine weiße Piqué-Weste, türkische rothe Unterweste und ein weißes Halstuch. Dazu kam, das Eigenthümliche der Gestalt zu vollenden, ein Helm von schwarzlackirtem Leder, den er mit der größten Unbefangenheit trug. So wie alle anderen Menschen mit einem russischen Gespann konnte diese nordische Heldengestalt natürlich nicht fahren. Er fuhr mit einem oder zwei Jockeys, die ein besonderes, halb kriegerisches Costüm trugen, Helme aufhatten und mit Trompeten bewaffnet waren. Wenn er ankam, ließ er von Weitem mit Macht blasen. Seine Pferde waren sehr schön und wurden viel bewundert, und er selbst gestand in seiner eigenthümlichen Weise, daß sie wirklich schön seien.

Unter Uebergehung der zahlreichen kleinen Ereignisse, aus denen

abgeschlossene Existenzen sich zu allen Zeiten und in allen Ländern zusammengesetzt haben, nehmen wir den Faden der Bernhardi'schen Erzählung da wieder auf, wo er an bedeutende Vorgänge und an hervorragende Menschen anknüpft: bei dem Frühling und Sommer des denkwürdigen Jahres 1814.

Ein zweiter Winter, der uns in Estland vergangen war, hatte inzwischen große Weltereignisse gebracht, die auch in dieser entlegenen Provinz eine lebhaftere Theilnahme erregten als die Kämpfe in Deutschland. Es war der Sturz Napoleons und seines Reichs, der europäischen Zustände, die er gewaltsam geschaffen und mit eisernem Sinn und eiserner Hand eine Zeit lang aufrecht erhalten hatte. Dergleichen konnte Niemand erleben, ohne daß es Eindruck auf ihn gemacht hätte. Die Freude war allgemein und groß auch hier; es schien nun ein Großes gewonnen, wenn auch vielleicht nicht ein Jeder ein bestimmtes Bild von dem hatte, was eigentlich gewonnen war. Merkwürdiger Weise hörte ich Niemanden die Hoffnung auf eine lange und segensreiche Friedenszeit aussprechen, die nun folgen müsse als das natürliche Ergebniß der langen, endlich siegreichen Kämpfe. Man hatte hier den Krieg nicht in der Nähe gesehen, seine Schrecken nicht unmittelbar erlebt, und empfand daher keine sonderliche Scheu vor dem Gedanken an Krieg. Dieser Gedanke war vielmehr allen Menschen sehr geläufig geworden, da Rußland seit 27 Jahren (seit 1787) mit geringen Unterbrechungen in immer neue Kriege verwickelt gewesen war. Es schien das der normale Zustand; man dachte eigentlich nicht, daß es jetzt anders werden könnte, oder vielmehr man legte sich die Frage gar nicht vor, ob wohl jetzt andere Zeiten kommen könnten. Ein schlimmer Handel war glücklich abgemacht; das sahen die Leute und weiter nichts.

Sieggekrönt kehrten nun die Armeen heim aus dem Felde. Zuerst kehrten einzelne Offiziere auf Urlaub eilig zurück. Der erste, den wir in unserer Gegend sahen, war der mit Recht berühmte General Toll. Er kam als Bräutigam natürlich eiliger als jeder Andere, und zwar zunächst zu seiner Schwester Frau von Rosen nach Weinjerwen. Der Zufall wollte, daß er gerade am Pfingstfest eintraf und natürlich Niemand zu Hause traf, denn Alles war in der

Kirche. Er folgte dorthin, und plötzlich ging durch die Gesellschaft im Pastorat die Kunde, der General Toll sei eingetroffen. Natürlich stürmten sogleich die sämmtlichen Knaben ohne Hüte und Mützen hinaus in's Freie, über den noch immer winterlich dürftigen Rasen des Hofes auf den Reisewagen zu, um die merkwürdige Erscheinung sogleich in der Nähe zu sehen. Wir standen schon außer Athem um die Kalesche herum, als sie anhielt, und der General ausstieg. Ein stattlicher Mann, ziemlich stark, mit gescheidten hellen Augen und röthlich blonden Locken, gekleidet in einen Militärüberrock ohne Epauletten, mit zwei Sternen auf der Brust, eine Feldmütze auf dem Kopf. Er faßte uns sehr scharf in's Auge und fragte kurz abgebrochen, indem er mit einer raschen und gebieterischen Bewegung der Hand der Reihe nach auf jeden einzelnen Knaben wies „Wer ist der? Aus welchem Hause? Wer ist der?" Ein junger Wrede gab Auskunft; wir ließen diese Fragen in stummer Ueberraschung über uns ergehen, bis am Ende Tolls Nichte, Julie Rosen, ein reizendes Kind von 10 Jahren, dieser seltsamen Vorstellung ein Ende machte. Sie kam über den Hof gelaufen und sprang zuletzt mit einem großen Satz ihrem Onkel an den Hals. Der schien in diesem Augenblick das Vollgefühl der Segnungen des Friedens zu haben. Er trug sie in das Pfarrhaus zurück und wiederholte dabei beständig „Ach, Duschinka, wie ist das angenehm."

Die Gesellschaft bewegte sich in einem lebhaften Durcheinander von höflich empfangenden Begrüßungen, so daß der Pastor Mickwitz sich in dem wogenden Element kaum als Hausherr geltend machen konnte. Toll sonderte sich so bald als möglich mit seiner Schwester in einem kleinen Zimmer ab. Der Zufall wollte, daß ich mich eben da befand, und ehe ich mich entfernen konnte, hörte ich den Anfang des Gesprächs. Toll forderte seine Schwester auf, ganz so wie früher mit ihm umzugehen, zur Zeit als er noch ein unbedeutender Mann war; im ersten Augenblick freilich müsse man der Etikette ihr Recht lassen. „Im Anfang, da muß man so stehen," sagte er, indem er eine gezwungene Stellung komischer Würde annahm, „aber lustig wie vorher, lustig wie vorher," wiederholte er, indem er die Hand seiner Schwester wiederholt mit der seinigen in die Luft schnellte.

Uebrigens verweilte die Familie Rosen nur noch so lange in der Gesellschaft, bis ihr Wagen vorgefahren sein konnte, und eilte dann mit dem ruhmgekrönten Feldherrn nach Hause. Für uns Andere verging der übrige Tag dann in der herkömmlichen Weise.

Für dies Mal verschwand Toll sehr bald wieder aus unserer Mitte; wir sahen ihn nur noch einmal in einer größeren Gesellschaft, die ihm zu Ehren versammelt wurde. Da saß Toll in voller, reich gestickter Uniform mit unzähligen Orden im Saal auf einem Lehnstuhl zwischen zwei Fenstern, von Schlaglichtern beleuchtet, und im Halbkreise in mehreren Reihen saßen sämmtliche Herren um ihn her. Er erzählte den ganzen Krieg. Die Meisten hörten mit weit mehr Interesse als Verständniß zu; hier und da wurde auch wohl eine wunderliche Frage gethan. Im Uebrigen herrschte die tiefste Stille. Mich suchten die Knaben zu ihren Spielen fortzuziehen, während mein Streben im Gegentheil gewesen wäre, in der Nähe dieses Zauberkreises zu bleiben Es gelang mir auch, Einiges zu hören und namentlich erinnere ich mich sehr deutlich, eine Auseinandersetzung gehört zu haben, die mir immer gegenwärtig und merkwürdig geblieben. Toll setzte nämlich den Herren auseinander, daß Napoleon in Fontainebleau noch gar nicht zu verzweifeln, das Spiel noch nicht verloren zu geben brauchte. Er habe dort noch viele Chancen für sich gehabt, da ihm eine günstige Aufstellung hinter der Loire zu Gebote stand, welche alle Vortheile einer centralen Stellung gewährte und die Möglichkeit, sich nach den Umständen zuerst gegen die österreichische Südarmee und dann gegen Schwarzenberg oder Wellington zu wenden. Mein Stiefvater machte einige Einwendungen, die Toll beseitigte, indem er hinzufügte, daß dieses Raisonnement schon mehrfach den Beifall der Kenner gefunden habe. — Zum Schluß des Abends kamen auch noch die Damen zu ihrem Rechte, indem der General die Schätze von Spitzen, Bändern, seidenen Tüchern u. s. w., die er in Paris gekauft und seiner Braut mitgebracht hatte, vor ihren erstaunten Augen ausbreitete, ja schließlich die verschiedenen Bänder und Sterne betrachten ließ, die er als einer der hervorragendsten, lediglich durch eigenes Verdienst emporgekommenen Offiziere des gegen Napoleon verbündeten Heeres erworben hatte.

Nach diesem denkwürdigen Tage verließ Toll uns nur für einige Zeit, um noch vor Schluß des Sommers an der Seite seiner jungen Frau wiederzukehren und die Flitterwochen im Hause seiner Schwester, der Frau von Rosen, zu verleben. — Sein Wesen hatte damals etwas Eigenthümliches, das sich in späteren Jahren vollständig verlor. Man merkte ihm an, daß er in der gewonnenen hohen Stellung noch neu sei und als Zögling des Cadettenhauses und des Lagers der eigentlichen Gesellschaft oder (wie man damals sagte) der Welt entrückt gewesen war, in der er jetzt eine wichtige Stellung einnehmen sollte. Dazu kam eine gewisse Neigung zur Heftigkeit, die sich bis zur Exaltation steigern konnte, und deren man schneller gewahr wurde, als der offenen Redlichkeit seines Charakters und der Treue und Wärme des Gefühls, die ihn in hohem Grade auszeichneten. In unserem Kreise wurde ihm gewaltig übelgenommen, daß er bei den Nachbarn keine feierlichen Besuche mit seiner jungen Frau machte, sondern sich dabei durch Zufälle bestimmen ließ. Er pflegte mit seiner Frau spazieren zu gehen, während eine leichte Kalesche dem in zärtliche Unterhaltungen versunkenen Paare folgte. Kam man dabei in die Nähe des idyllischen Pastorats oder eines der benachbarten Güter, so lag nahe, gemüthlich einzusprechen und die Insassen zu überraschen. Manche Leute nahmen das freundlich auf, während Andere es verwunderlich fanden.

Immerhin ließen die meisten Nachbarn es sich nicht nehmen, den gefeierten Landsmann und seine Gemahlin in aller Form bei sich zu feiern. So insbesondere der alte Herr v. R., der ein elegantes Haus besaß, das er gern bei dergleichen Gelegenheiten zeigte. Der zur Romantik neigende Hausherr wollte es bei einer gewöhnlichen Bewirthung indessen nicht bewenden lassen, sondern etwas besonderes veranstalten. An dem schönen hellen Sommermittage, der für das Toll gegebene Festmahl bestimmt war, stand der alte Herr erwartungsvoll vor der Hausthür, umgeben von uns Knaben, die das Talent hatten, überall zu sein. Höher als wir Alle war einer der vier Hausmusikanten des Gutes aufgestellt, ein Bedienter, der im Nebenamte die Trompete cultivirte. Sobald Tolls Wagen, über die kleine Brücke kommend, den weiten Hofplatz erreichte und der

General durch seine blitzenden Epaulettes kenntlich wurde, stieß der Mann in sein Blech und trompetete zum Erbarmen. Toll sprang mit einer Behendigkeit, die bei seiner Corpulenz überraschte, an der Thür mit sonnigem Lächeln aus seinem Wagen in die schmetternden Töne hinein und bot dann ritterlich seiner Gemahlin die Hand zum Aussteigen — die trompetende Aufmerksamkeit des Wirths schien wirklich wohl aufgenommen zu werden.

Nach Tisch hätte unser R. von Herzen gern seine wohlbekannte an Festtagen unvermeidliche Polonaise auf dem Flügel auch dem General Toll vorgespielt — er hätte ihn gern den herkömmlichen Rundgang durch alle Herrlichkeiten des Guts geführt, aber wie konnte man so etwas in den rechten Gang bringen? — Einen so großen Mann, eine solche olympische Erscheinung konnte man doch nicht, gleich dem ersten besten Nachbarn, ganz einfach zu einem Spaziergang auffordern! Das ging nicht! Glücklicher Weise kam Toll selbst ihm aushelfend entgegen. Seine Schwester hatte ihn gehörig vorbereitet und darauf aufmerksam gemacht, welche Art Liebenswürdigkeit hier gerade am passendsten wäre und den Hausherrn am sichersten bezaubern könnte. Toll brachte demnach selbst den Stall und die Treibhäuser zur Sprache.

Freilich mit Unterbrechungen! Denn er lebte in den Flitterwochen und genoß deren Glück mit vollen Zügen. Seine jugendliche Lebensgefährtin hatte im buchstäblichen Sinne des Worts eine stark geröthete, fast wunde Stelle auf der rechten Wange; es muß davon wohl im Familienkreise neckend die Rede gewesen sein, denn der Neffe Andreas Rosen machte mich auf das Phänomen und dessen Ursache aufmerksam. So nahm denn Toll zwar Antheil an Allem, was in der Gesellschaft vorging, aber plötzliche Anfälle einer leidenschaftlich gesteigerten Empfindung behaupteten daneben auch ihr Recht — selbst in zahlreicher Gesellschaft. So stürzte er auch hier neben seine Frau auf ein Sopha nieder, hielt ihre Hand, während sie mit einer anderen Dame sprach, verlor sich in der schwärmenden Betrachtung ihrer Schönheit, vergaß die Welt in ihrem Anblick, bedeckte dann plötzlich ihre Wange mit Küssen, und rief ein Mal über das andere: „Engel! warum bist Du so schön! Engel! warum bist Du so schön!“ Dann sprang

er, auch mit plötzlich rascher Bewegung, auf — ging ein paar Mal im Zimmer herum, wie um seine Fassung wiederzugewinnen, und sagte darauf, nachlässig hinwerfend: „Wir wollen etwas nach dem Stall gehen!"

Bekanntlich giebt es kaum eine Erscheinung, deren Zauber sich nicht am Ende abnützte. So geschah es auch hier. Die Feste, durch die Tolls Anwesenheit gefeiert wurden, waren vorüber; seine Erzählungen vom Kriege hatte man gehört, seine Orden bewundert, den Putz aus Paris desgleichen — das Wunder war vollkommen erschöpft. Es kam dahin, daß das Gut der Frau von Rosen bemerkbar gemieden wurde, und daß Toll, wie in der Gegend verlautete, die Bemerkung aussprechen konnte, die Gäste, oder, wie man in Estland auch wohl sagt, die Fremden, seien „wie ausgefegt". Als er endlich mit seiner Frau nach Petersburg abreiste, war es Herbst geworden.

Uebrigens war Toll nicht der Einzige der heimkehrenden Sieger, der in unserer Gegend erschien. Die Ostseeprovinzen waren für Rußland wirklich, was Manstein in seinen Memoiren sagt: une pépinière d'excellents officiers; fast jede Familie zählte einen oder mehrere der Ihrigen in den Reihen der Kämpfer, die sich von Moskau bis Paris durchfochten, und kehrte auch mancher nicht heim, war auch mancher auf dem Schlachtfelde verschwunden, ohne daß die Seinigen erfahren konnten, wo sie sein Grab zu suchen hätten, so war doch die Zahl derer, die in freudiger Eile zurückkehrten, ihre Erlebnisse zu erzählen, die gewonnenen Ehrenzeichen zu zeigen, auszuruhen und ihres Gewinnstes im Kreise ihrer Angehörigen froh zu werden, ohne Vergleich größer. Der Krieger, der aus solchem Kampfe heimkehrt, hat das Gefühl, als ob das Leben ihm neu geschenkt worden wäre. Später ist mir oft eingefallen, wenn ich die Erinnerungen dieser Tage überdachte, daß die Zahl derer, von denen man hörte, daß sie geblieben seien, sowie die Zahl der Familien, die in Trauerkleidern gingen, eine verhältnißmäßig sehr geringe war. Im Ganzen blieb das Bild ein heiteres. Man wandelte nicht wie im herrlichen Hofgarten zu München (anno 1810) nach den großen Donau-Schlachten unter lauter schwarzgekleideten Gestalten umher. Auch ließ sich die Erscheinung wohl erklären. Die Söhne Estlands dienten überwiegend in den Garde-Regimentern, im Generalstabe oder als Adjutanten.

Unter diesen jüngeren Mitkämpfern der großen napoleonischen Kriege sind mir namentlich drei — etwas geräuschvoll auftretende Herren von Löwenstern erinnerlich, von denen der eine später die „Memoiren eines Livländers" hinterlassen hat. — In nähere Beziehungen traten meine Eltern zu einem jungen Offizier, den wir auf eigenthümliche Weise kennen lernten. Einige Soldaten des in der Nachbarschaft garnisonirenden, kürzlich aus dem Felde zurückgekehrten Pernauschen Infanterie-Regiments hatten sich arger Ausschreitungen gegen die Bauern schuldig gemacht. Die Klagen der Bauern, die Schadenersatz verlangten, waren nicht zu unterdrücken, und in der That mußte allen Gutsbesitzern im Lande so gut wie den Bauern daran gelegen sein, daß dergleichen nicht wieder vorkam. Es wurde die Untersuchung an Ort und Stelle einem Militär anvertraut, einem Adjutanten des General-Gouverneurs, der seinem Chef unmittelbar berichten sollte. Der Adjutant, der sich diesen Auftrag ausgebeten hatte, konnte kaum für einen wirklichen Militär gelten und war jedenfalls von einem Offizier echten Schlages verschieden. Das war Alexander von Rennenkampff*), der früher als wohlhabender junger Mann auf Reisen seinen Liebhabereien lebte und dann die letzten Feldzüge mehr als Kriegsdilettant, denn als Offizier in der russisch-deutschen Legion mitgemacht hatte, weil ihm die Sache, um die es sich da handelte, der Mühe werth schien, weil dieser Krieg, wie er sich selbst ausdrückte, in seinen Augen mehr war als ein gewöhnlicher Krieg. Sein Dienstverhältniß in der Legion hatte zu einem persönlichen mit dem damaligen Generalgouverneur Erbprinzen von Oldenburg geführt, das sich von dieser Zeit an durch das Leben beider zog bis an das Ende. Er hatte sich um diesen Auftrag beworben bloß, wie sehr sichtbar war, um ein Verhältniß zu meinen Eltern zu gewinnen, denen er früher auf Reisen, ich weiß nicht wo, flüchtig begegnet war. Er erklärte, um durchaus unparteiisch zu bleiben, dürfe er nicht die Gastfreundschaft der zunächst Betheiligten in Anspruch nehmen, und so schien es natürlich, daß er seinen Richterstuhl bei uns aufschlug.

Wie oft hat er mich später an einen kleinen Umstand erinnert!

---

*) In der Folge als Generallieutenant und Mitkämpfer zahlreicher Feldzüge ehrenvoll bekannt geworden.

Ich hatte Georg Forsters Reise um die Welt gelesen, d. h. den einen Band, den das Feuer einstmals im Hause verschont hatte, und dann war mir ein seemännisches Wörterbuch in die Hände gefallen, ein dürftiges Product, zur Zeit des amerikanischen Krieges zum Nutzen und Frommen der Zeitungsleser geschrieben. So war für den Augenblick mein Interesse überwiegend durch Seereisen und Seewesen in Anspruch genommen. Da sich Niemand darum kümmerte, was ich that, brachte ich meine Tage mit spielenden Vorstellungen dieser Art hin, und unter Anderem machte ich den Versuch, nach den dürftigen Andeutungen, die mir jenes Buch an die Hand gab, aus Pappe ein Schiff zu bauen, und zwar genügte es mir nicht, etwa aus Pappe im Ganzen ein Ding zu Stande zu bringen, das mehr oder weniger wie ein Schiff ausgesehen hätte, sondern ich zerschnitt die Pappe in Streifen, die Balken und Bretter vorstellten, und aus diesen wurde dann das Schiff zusammengefügt, nach einem Modell, das schwerlich den Beifall der Kenner erworben hätte. Dies Schiff wollte ich dann mit Offizieren und Matrosen bemannen, die ich selber zeichnete, bemalte und ausschnitt, und es sollte dann im Zimmer eine wunderbare Reise um die Welt ausführen.

Als Rennenkampff in unser Haus eintrat und mich von den Hausgenossen zuerst sah, fand er mich damit beschäftigt, ein Zwischendeck des Schiffes mühsam zusammenzukleben. Mein Thun muß ihn Wunder genommen haben, denn bis in sein spätes Alter erinnerte er mich immer daran, wenn er mich wiedersah. „Sie habe ich zuerst beim Schiffbau betroffen."

Mit dem Eintritt dieses Gastes war in unserem Hause gleichsam ein geistiger Frühling angebrochen. Die Hausgenossen waren plötzlich wie in ein anderes Element versetzt. Rennenkampff fuhr täglich aus, verhörte Bauern und Soldaten und kam zurück, empört über die Rohheiten, die vorgefallen waren, erbaut durch den Gerechtigkeitssinn und die Mäßigung der Bauern. Doch wurde dieser Dinge immer nur vorübergehend gedacht. Das Gespräch wendete sich stets idealen Dingen zu. Rennenkampff hatte viel gesehen, er hatte vielseitige Interessen. Von Italien war die Rede, von Kunst und Poesie, von bedeutenden Männern und Frauen, die mehr oder weniger bekannt

waren. Freilich gingen andere Gespräche nebenher, aber ohne zu stören; denn indem man sich in dem lang entbehrten Genuß solcher Gespräche erging, wurde nicht selten der nächsten Umgebung gedacht als eines entschiedenen Gegensatzes zu Allem, was Werth und Interesse hat. Gewisse Nachbarn wurden mit einem gewissen Behagen als komische Personen eingeführt und besprochen: Rennenkampff namentlich wurde nicht müde, mit einer gewissen trockenen Laune, die ihm eigen war, allerhand Geschichten zu erzählen, welche die gemüthliche provinzielle Beschränktheit der Leute illustrirten; die Beschränktheit, die jenseits des eigenen engen Horizonts nicht eine weitere Welt ahnt, sondern nur etwas Unbestimmtes, Nebelhaftes, für das man sich nicht interessirt. Er citirte wunderbare Aussprüche und Urtheile, deren sich die Leute auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft schuldig gemacht hatten.

Mein Verhältniß zu diesem ungewohnten Leben im Hause war ein sehr eigenthümliches. Ich war ein Kind, und mit kindischen Spielen beschäftigt. Ich war in meiner Einsamkeit mehr Kind als mancher Schulknabe meines Alters, hatte weniger Erfahrung, wußte weniger von der Welt und von den Menschen, und doch nahm ich an diesen Gesprächen nicht bloß zuhörend, sondern gelegentlich selbst mitredend und einstimmend lebhaften Antheil.

Das Verhältniß meiner Eltern zu Rennenkampff, der uns etwa nach einer Woche oder 10 Tagen wieder verließ, blieb fortan ein sehr intimes. Es wurde die nähere Veranlassung, daß meine Mutter später einmal auf einen großen Theil eines Winters nach Reval ging, um an den Freuden der dortigen eleganten Welt Antheil zu nehmen.

Im Herbst des Jahres 1814 kehrte die Masse der russischen Armee heim; eine Grenadier-Division wurde in die Ostsee-Provinzen verlegt, das Pernausche Grenadier-Regiment erhielt die Kreisstadt Weißenstein zum Stabsquartier. In alle Bauernhöfe kamen Soldaten als Einquartierung, auf die meisten Edelhöfe Offiziere, zu uns ein Lieutenant Pawlowsky. Eines Abends bei großem Frost kam er auf einem Bauerwagen angefahren, hielt vor der sogenannten Herberge und suchte sich zu orientiren indem er russisch mit den Leuten sprach, was sie nicht verstanden. Ich wurde von meiner

Mutter abgesendet ihn über den Hof in das Wohnhaus zu rufen, ihn in das gewölbte Zimmer im Erdgeschoß einzuführen, das ihm bestimmt war, und dann an den Theetisch meiner Mutter. Ich versuchte französisch mit ihm zu sprechen, was er nicht verstand und ich obendrein nicht konnte. Es war mein allererster Versuch französisch zu sprechen; woher ich eigentlich die paar Worte wußte, die ich mühsam und ungeschickt zusammen brachte, das weiß ich nicht recht; denn gelehrt hatte es mir Niemand. Ich hatte die Franzosen reden hören und mußte mir wohl einiges gemerkt haben.

Ich brachte nun einen großen Theil meiner Zeit im Zimmer dieses Offiziers zu und störte ihn nie, denn er hatte durchaus nichts zu thun, und dachte auch eigentlich nicht, daß es seines Amtes sein könnte, etwas zu thun. Da er ein gutmüthiger Mensch war, wurden wir ganz gute Freunde, und ich lernte in dieser Gesellschaft russisch sprechen. Im übrigen war das eigentlich keine ganz passende Gesellschaft für mich; denn der junge Mann ermangelte aller und jeder Bildung, wie russische Armee-Offiziere pflegen, bewegte sich in Leere und Langeweile, trieb dummen Spaß mit seinem Diener und beschäftigte sich viel mit den Schönheiten, die in der Küche beschäftigt waren, oder lieber noch mit dem Stubenmädchen. Es gab mancherlei Unfug im Hause.

Aber gutmüthig und unbeschäftigt ging er auf mancherlei ein, wozu ich die Veranlassung gab. So half er mir getreulich aus Pappe, die wir selbst erst aus zusammengeklebten Bogen Papier fabriciren mußten, für mich selbst und Eugen Mickwitz ein Paar Tschakos genau nach Vorschrift und Form anfertigen. Sich mit dergleichen wochenlang zu beschäftigen war für ihn kein Opfer, das er brachte, sondern eine sogenannte Ressource — wußte er doch nicht, wo er hin sollte mit der Zeit! — Wir neckten uns auch gelegentlich. Da ich mir einige fragmentarische Begriffe von Befestigungskunst angeeignet hatte und sie gelegentlich zum Besten gab, malte er umständlich aus, wie er sich in seinen Ofen verkriechen und dort verschanzen werde, um vor meinen Belagerungskünsten sicher zu sein; er wollte Schießscharten in die Wände des Ofens einschneiden und Geschütze darin aufstellen — und mein geistreicher Einfall, seine feste Stellung alsdann

von oben her, durch den Schornstein, zu umgehen unterhielt ihn außerordentlich.

Am Ende empfand auch dieser Pawlowsky das Bedürfniß nicht allein seine Zeit auszufüllen, sondern auch sich zu bilden — es war, als ob die Atmosphäre, in die er versetzt war, einen gewissen Einfluß auf ihn übte. Er wollte Deutsch lernen, und ich fing mit großer Zuversicht an ihm zu ehren, was ich selber nicht wußte — denn von deutscher Grammatik hatte ich keine Ahnung. Aber auch auf gesellschaftliche Vorzüge und Talente war Pawlowskys Streben gerichtet; ich gab ihm auch förmlich Tanzstunden und ging dabei sehr gründlich zu Werke, lehrte ihm die Positionen und ließ ihn endlose pliés und battements machen. Es war da mit etwas steifen Gliedern zu kämpfen, aber ich hatte doch einen recht gelehrigen, besonders aber sehr folgsamen Schüler an ihm, dem meine Autorität nie zweifelhaft wurde. Ueberhaupt gewann er doch so viel Anhänglichkeit für uns, daß er recht bekümmert war, als er nach etwa einem halben Jahr anderswohin verlegt wurde.

Uebrigens war er auch von allen Offizieren seines Regiments, die mir vorgekommen sind, ohne allen Vergleich der Beste, denn im Allgemeinen war man mit den Herren nichts weniger als zufrieden, sie erfreuten sich sämmtlich keiner sehr großen Achtung, und bald gehörten Klagen über die Offiziere, über ihr beschwerliches Thun und Treiben, und staunende Bemerkungen über ihre absonderlichen Gewohnheiten zu den stehenden Gesprächen in allen Gesellschaften.

In der That waren die Truppen einigermaßen verwildert in den langen Kriegen, deren kurze Unterbrechungen sie nur hin und wieder in Cantonirungs-Quartiere, nie eigentlich in eine Friedens-Garnison geführt hatten. Sie benahmen sich wie in Feindes Land. In den Dörfern gab es beständig Excesse, sehr häufig liefen Klagen ein von mißhandelten und beraubten Bauern — die Offiziere fühlten, daß sie in unsere Gesellschaft eigentlich nicht gehörten, hielten sich zum Theil soviel als möglich fern von allen Berührungen mit dem Adel des Landes, verwendeten aber dagegen eine große Energie auf Besuche, die sie sich unter einander machten.

Auch zu unserem Pawlowsky kamen ihrer zuweilen zu Zweien

und Dreien angefahren — meist sehr traurige Exemplare; daß ihnen sämmtlich Betten angewiesen werden mußten, verstand sich von selbst; sie waren überhaupt die Gäste des Hauses — erschienen aber doch nur gerufen zu den verschiedenen Mahlzeiten im Kreise der eigentlichen Hausgenossen und verweilten da so wenig als irgend möglich, um sich eiligst wieder in dem Zimmer ihres Kameraden als ein besonderer Kreis abzuschließen. Untereinander aber wußten sie auf der Welt nichts weiter anzufangen, als mit schmierigen Karten, die der Eine oder der Andere mitbrachte, vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht hinein Hazardspiele um Kupfergeld zu spielen. Die Leute, die mit ihrer Bedienung beauftragt waren, wußten dann in staunender Befangenheit Wunder zu erzählen von dem Leinenzeug der Herren, das keine Wäsche genannt werden durfte, da es dieser säubernden Operation auf unermeßlich lange Zeiten entfremdet schien.

Zu solchen Fahrten requirirten die Herren ohne Weiteres Pferde. Zu einem Besuch in der Nähe gab auch jeder herzlich gern seine Equipage; man wurde seinen Offizier dadurch auf einige Tage los. Aber die Offiziere behielten dann wohl Pferde, Schlitten und Kutscher mehrere Tage über zu ihrer Verfügung ohne sie zu entlassen, um in Beziehung auf Spazierfahrten und die Heimkehr ganz ungebunden zu sein. Oft gingen die Fahrten dann auch meilenweit — ja die Herren machten Reisen und ließen sich dabei durch „Schießpferde", wie man dort zu Lande sagt, d. h. mit Vorspann, den sie sich selbst requirirten, von Ort zu Ort befördern —: eine große Plage für die Gutsbesitzer, deren Landsitze, wie Arroküll, an der Heerstraße lagen. Da kam alle Augenblicke ein solcher Offizier an, der aus ihm allein bekannten Gründen irgend wohin reiste, und es gab keine Möglichkeit ihm die verlangten Pferde zu verweigern; denn der Kutscher, der ihn brachte, machte sich jedesmal eiligst davon — und im Hause behalten wollte man ihn am allerwenigsten. Man schaffte ihn so schnell als möglich weiter zum nächsten Nachbar an der Landstraße.

Hin und wieder fiel dann auch etwas ganz absonderliches vor. So war in Sitz bei Wrede ein Fähnrich Namens Saytzow kurze Zeit einquartiert. Die Kinder mußten vor all' zu vertrautem Umgang mit ihm gewarnt werden, weil man bald ermittelt hatte, daß er ein

gewisses juckendes Hautübel mit mehr als billigem Gleichmuth ertrug und garnicht an seine Herstellung dachte. Dieser hoffnungsvolle junge Mann ging auf Urlaub „nach Rußland" zu den Seinigen — das wußte man — es war davon die Rede — und doch waren zur allgemeinen Verwunderung gar keine Anstalten zur Reise zu bemerken. Nur in dunklen, unbestimmten Andeutungen sprach Saytzow von einem Schlitten, der ihn abholen werde. Eines schönen Morgens aber ergab sich, daß er während der Nacht ganz in der Stille abgereist war, und gleich darauf wurde die Entdeckung gemacht, daß die Wagenremise erbrochen und ein ganz hübscher bedeckter Schlitten gestohlen sei. Wo der Mann Pferde herbekommen hatte zu diesem genialen Aufbruch, blieb ein Räthsel. Wahrscheinlich hatte ihm ein theilnehmender Kamerad zu einem Paar verholfen. Jedenfalls war und blieb Saytzow spurlos verschwunden, — und wohlweislich kam er auch nicht wieder; wenigstens nicht so lange das Regiment in unserer Gegend stand. Ich glaube fast, er nahm überhaupt seinen Abschied.

Zum Theil, ja zum großen Theil, war der kommandirende Oberst, der nicht Ordnung zu handhaben wußte, und dem auch wenig daran gelegen schien, an alle diesem Unfug Schuld. Das war ein sehr eleganter junger Herr namens Shemtschuschnikow, der im vornehmsten Garde-Regiment gedient hatte und von dort aus an die Spitze dieses Regiments gekommen war. Der that Wunder in der kleinen, armen Kreisstadt Weißenstein und gab da so glänzende Bälle, ließ da so viele Lichter anzünden, ging mit dem Wein so wenig sparsam um, daß den geblendeten und betäubten Honoratioren des Orts die Märchen der tausend und einen Nacht zur Wahrheit geworden schienen. Glanz und Herrlichkeit nahmen aber bald ein betrübtes Ende; sie dauerten nicht länger als bis in der Person des kaiserlichen Flügel-Adjutanten Sipägin ein Inspecteur im Lande erschien — und zwar einer, der dem jungen glänzenden Oberst nicht wohlwollte. Da ergab sich denn sofort, daß Shemtschuschnikow aus seinem Regiment nach einem Maßstab und in einer Art Einkünfte zog, die man selbst in Rußland verwegen nennen durfte. — Sipägin erzählte — auch auf dem Gute Löwenwolde, wo er eine Nacht zubrachte — absichtlich sehr

geräuschvoll von seinen Entdeckungen, und so wurden die seltsamsten Dinge kund. Man erfuhr unter Anderem, daß nur zwei Drittheile der Mannschaft tuchene Beinkleider bekommen hatten; für einen Drittheil ersparte sich der Oberst die Ausgabe und ließ, in der Hoffnung, man werde das zweite Glied nicht so genau in das Auge fassen, weiße Leinwand könne für weißes Tuch gehalten werden, das zweite Glied auch im Winter in Sommerbeinkleidern zur Parade ausrücken. — Später einmal, als das Regiment unsere Gegend bereits wieder verlassen hatte, hörte ich, daß Shemtschuschnikow zum gemeinen Soldaten degradirt worden sei.

Während dieser Periode meines Daseins, ich weiß nicht ob noch 1813 oder ein Jahr später, sollte ich auch an mir selbst die merkwürdige Erfahrung machen, wie schnell für Kinder selbst die nächsten Erinnerungen in den Hintergrund treten, wie bald ihnen in einem neuen Zustande all die früher gewohnten Eindrücke fremd werden. Mein Stiefvater war vielfach genöthigt in Geschäften zu verreisen, am häufigsten nach Reval, und meine Mutter forderte ihn einst im Sommer auf mich mit zu nehmen. Das war für mich ein großes Ereigniß. Ich konnte vor Erwartung die Nacht vor der Reise kaum schlafen und betrachtete, als wir nun wirklich durch das Land fuhren, in der hoffnungsreichsten Stimmung die theils gleichgültigen theils öden Gegenden, durch welche der Weg uns führte, wie die Wunder eines Fabellandes und die Landstraße wie einen Römerweg. Wir fuhren natürlich mit eigenen Pferden, und während im Jendelschen Kruge gefüttert wurde, während unsere Leute uns ein unvollständiges Mahl bereiteten, zu dem wir alles mitgebracht hatten, da in den Schänken des Landes außer Bier, Branntwein, Hafer und Heu ein für alle Mal nichts zu haben ist, führte mich mein Stiefvater in den Park des nahen Guts; wir wanderten über einen kleinen Sandhügel, fuhren im Nachen über einen kleinen See, dann ging es weiter in die weite Welt hinein. Mein Stiefvater hatte eine eigenthümliche Art, durch unbestimmte Antworten auf Fragen, die er sich nicht die Mühe gab zu verstehen, einen Knaben in jene peinigende Ungewißheit zu versetzen, wie man sie einem unlösbaren Räthsel gegenüber empfindet. So hier. Unser Kutscher hatte, den Weg abzukürzen,

einen Richtweg eingeschlagen. Ueberrascht bemerkte ich, daß die gebahnte Straße unter unsern Füßen verloren war. Es ging langsam in tiefen Geleisen. Ich vermißte die Werst-Pfähle, und fragte meinen Stiefvater, wie das zusammenhinge. Er antwortete: „das kommt alles wieder.“ „Aber warum ist es denn hier nicht so?“ Mein Stiefvater wiederholte einfach die Versicherung: „es kommt alles wieder.“ Die naheliegende Erklärung gab er nicht; und wie sollte ich mich mit einer solchen Auskunft behelfen? Ich glaubte schon bemerkt zu haben, daß gar manches, was schön und hoffnungsvoll anfängt, sich nicht bis an das Ende in gleicher Höhe erhält, und fragte mich im Stillen, ob es sich mit der Landstraße wohl auch so verhalte.

Wie wunderbar war dann wieder die Nacht in der einsamen Waldschänke bei Hannejöggi tief in dunklen Tannen, wo wir auf Stroh und ein paar mitgebrachten Kopfkissen schliefen. Früh im funkelnden Morgenthau wurde der letzte Theil des Wegs zurückgelegt und von dem Augenblick an, wo die Thürme von Reval sichtbar wurden, konnte ich nicht mehr sitzen bleiben. Ich stand in der Kalesche um besser zu sehen. Ich war in Rom, Wien, München aufgewachsen, und doch war mir nach meinem kurzen Landleben städtisches Leben so fremd geworden, daß es mir jetzt entgegentrat wie einem Europäer der Orient. Freilich berührte mich hier auch eine große Erscheinung mit dem ganzen Reiz der Neuheit, nämlich das Meer. Ich wurde es in überraschender Weise gewahr. Mein Stiefvater besaß auf dem Dom, dem höher gelegenen Theil der Stadt, wo neben der Deutsch-Ordensburg das ehemalige Schloß des Bischofs, die Domkirche, das alte Kapitel-Haus und eine Anzahl adeliger Höfe lagen, ein stattliches Haus, aus alter Zeit mit gewaltig dicken und festen Mauern, dicht am Abhang des Berges gelegen. Es war das Stadthaus des reichen Kloster Padis gewesen, wo einst der Abt mit seinem Gefolge von Mönchen und Reisigen hauste, wenn er zum Landtag nach Reval kam, und die weitläufigen schön gewölbten Keller bewiesen, daß es dann für ihn und die Seinigen an Vorräthen nicht fehlen durfte. Die Fenster beherrschten eine großartige und schöne Aussicht auf die Stadt und das Meer. Der Blick von oben hinab konnte zum Theil die einzelnen Straßen verfolgen und namentlich

das Leben in der sogenannten Breitstraße beobachten. Jenseit der alten Giebel und hohen Dächer der Kirchen und Stadtmauern ragten die Masten der Schiffe aus dem Hafen empor und darüber hinaus dehnte der Meerbusen, der die Rhede bildet, seinen Wasserspiegel in die Weite, gegen Norden bis an den Horizont. Das war ein Bild, vor dem selbst der unruhige Knabe lange verweilen konnte.

Mit einem thätigen, lebendigen, ja unermüdlichen Interesse wie nie zuvor betrachtete ich die engen Straßen und spitzen Giebel der alten Hansa-Stadt, in der damals noch manches Alterthümliche, das seitdem verschwunden ist, an eine bedeutende Vergangenheit erinnerte. So hatte und übte damals die Stadt noch das Recht eine eigene bewaffnete Macht, eine Compagnie Soldaten, die deutsch commandirt wurden, in eigenem Sold, in Pflicht und Eid zu haben. Im Hafen, den ich auch häufig besuchte, regte sich auch noch einige Handelsthätigkeit. Ich sah an den hölzernen Brücken, die ihn umfassen, Handelsschiffe wie sie mir von Riga bekannt waren, und sah Waaren ein- und ausladen. Der westliche Theil des eingedämmten Wasserbeckens, der sogenannte Kriegshafen blieb mir freilich unzugänglich und ich weiß nicht zu sagen, ob damals, wie ich das später so oft gesehen habe, Kriegsschiffe dort lagen; doch glaube ich, daß dem so war. Meine besondere Aufmerksamkeit aber zogen Bauten derselben Art auf sich, deren gleichen jetzt wohl nirgends mehr zu sehen ist, so daß die Erinnerung daran ein sehr großes Interesse für mich hat. In einer entfernteren Gegend des Hafens, außerhalb des Fahrwassers, wo sie nicht hinderten, lagen nämlich auf Pfählen eine Anzahl alter abgetakelter Linienschiffe, die zu Matrosenkasernen eingerichtet waren. Da mir Niemand wehrte, ging ich hinein, wanderte durch die Zwischendecke, wo die Matrosen schliefen, und durch die stattlichen Kajüten, in denen zum Theil ohne Zweifel Admirale gehaust hatten. Es waren gar alterthümliche Bauten, Schiffe wie wir sie oft in alten bekannten Kupferstichen von Seeschlachten aus den Tagen Ludwigs XIV. und des siebenjährigen Krieges sehen: das Hintertheil reich mit hölzernen Statuen und Sculpturen geschmückt und hoch aufgethürmt in mehreren Stockwerken, die sich noch über dem oberen Verdeck des Schiffs erheben, bis zuletzt eine kleine Plattform das

Ganze krönte; das obere Verdeck in der Mitte weit offen, so daß die beiden châteaux (de poupe et de gaillard) nur durch Laufbrücken (gangways) längs beider Seiten des Schiffes verbunden waren. Wenn ich jetzt die Beschreibung der Seeschlachten aus den Tagen De Ruyters oder Sir Edward Hawkes lese, sind mir ihre Schiffe vollkommen gegenwärtig. Mein Stiefvater brachte mich auch nach Katharinenthal; ich sah das kleine Schlößchen, das Peter der Große dort gebaut hatte, die drei Ziegelsteine von ihm eigenhändig in die Mauer desselben eingefügt. Ich sah den Park, die alten Kastanien-Alleen, wo Peter der Große den seltsamen Gedanken ausführen und dem trockenen Sandboden einen ganz von Kanälen durchzogenen holländischen Sumpfgarten abgewinnen wollte. Dazu sind mühsam Quellen aus höher liegenden Gegenden hingeleitet. Wir stiegen auch zu dem Leuchtthurm hinauf und erfreuten uns der schönen Aussicht von da. Mein Stiefvater pflegte bei solchen Gelegenheiten dem lebhaften Interesse, das ich an den Dingen nahm, mit einem eigenthümlichen Lächeln zu folgen, als ob es etwas Komisches sei. Er war immer neugierig zu wissen, was ich zu den Dingen sagen würde, und wenn er das wußte, dann war auch weiter nichts, wie er denn überhaupt immer bei den Erscheinungen stehen blieb, ohne etwas daraus zu folgern. — Wir aßen des Mittags in dem Aktien-Club, dessen Mitglied mein Stiefvater war wie alles, was dem Adel der Provinz angehörte, und damals auch die bedeutendsten Kaufleute der Stadt. Eine solche Anstalt, die in der Provinz seltsamer Weise die Clubbe genannt wurde, war mir ebenfalls neu, und so hatte ich denn unendlich viel zu erzählen, als wir nach einigen Tagen wieder zu Hause kamen.

Die eigentlichen landüblichen Reisen nach Reval lernte ich erst ein oder zwei Jahre später kennen. Zwei Mal im Jahr, im März und zu Johannis fanden nämlich allgemeine Wanderungen des gesammten Adels der Provinz nach der besonderen Hauptstadt des Landes statt. Zum ersten März fuhren die „Herren" allein nach Reval, um alle Geschäfte für das Jahr abzumachen, nicht immer ohne Mühe und Schwierigkeit, da die meisten Güter im Lande mehr oder weniger verschuldet waren. Viel vollständiger und zahlreicher erhob sich die Bevölkerung aller Rittergüter zu Johannis nach Reval.

Um die Zeit war dort Jahrmarkt; auch die Damen eilten hin um ihre Einkäufe für das Jahr zu machen. Die Kinder wurden mitgenommen, und die Fahrt war besonders für diese ein heiterer Ausflug, dem man erwartungsvoll entgegen sah. Man fuhr auf diese Veranlassung auch wohl ohne eigentliche Nothwendigkeit nach Reval. Das gehörte in die Haus- und Familienordnung; es war geradezu schlechter Ton den Johannimarkt nicht zu besuchen. Gar manche Familie, die aus einer großen Anzahl Individuen bestand, bewegte sich in mehreren Equipagen dem Ziel der Reise zu; auf langen Linien saßen die hoffnungsvollen Neffen neben ihren zahlreichen Tanten; vor allen Krügen, die sich eines gewissen Rufs erfreuten, standen in den Mittagsstunden bepackte Equipagen; es wurde eilig gekocht; man traf an solchen Stationen unverhofft mit Bekannten zusammen; manche Familie mußte eine Meile und mehr weiter fahren weil der Krug, den man aufsuchte, schon besetzt war. Die Kinder trieben sich in der Küche und im Stall herum und freuten sich des abenteuernden Lebens.

In Reval hatten die Wenigsten ein eigenes Haus oder eine bestimmte Wohnung. Die Meisten mietheten einige Zimmer, die ein Mäkler verschaffte, auf ein paar Tage. Man behalf sich da ziemlich eng; es war eine Art von Bivouakiren, wo selbst die Mahlzeiten eilig und unregelmäßig abgemacht wurden: denn in den wenigen Tagen mußte sehr viel geschehen, man mußte in die „Buden" gehen und einkaufen, man mußte nach Katharinenthal fahren und dort spazieren gehen, man mußte auch in das Theater gehn und sehn, was die Schauspieler wollten. Der Antheil, den besonders die Damen an dem Theater nahmen, war mitunter recht eigenthümlicher Art. So erinnere ich mich, daß ein paar Damen aus unserer Nachbarschaft meiner Mutter begreiflich machen wollten, was sie eigentlich gesehen hatten. Sie erzählten die Fabel des Stücks, aber andere Erinnerungen aus einem anderen Schauspiel her verirrten sich in die Erzählung hinein, da corrigirten sie sich dann wieder mit den Worten: „ach nein, das war am Dienstag."

Der gesammte jugendliche Adel des Landes verlebte diese Tage in einer großen Gesellschaft. Man kam auf dem Jahrmarkt zusammen, wo so ziemlich ohne Ausnahme ein jeder von uns seine Bar-

schaft auf dieselben Einkäufe verwendete, die regelmäßiger Weise in einer — der Himmel mag wissen warum — Karbuch genannten ledernen Kappe, einem eleganten Spazierstöckchen, einem roth-saffianen Taschenbuch und ein paar Sporen bestanden. Man vereinigte sich in dem Konditorladen und ging in zahlreicher Gesellschaft im Meer oder wie man herkömmlich sagte in der See baden. Bei diesem gemeinschaftlichen Leben lernte man dann auch diejenigen etwas älteren Knaben kennen, die im ganzen Lande eine gewisse Berühmtheit als fixe Jungens par excellence hatten, deren Ruf aber in der That weiter gar nichts besagte als eben, daß sie fixe Jungens seien, was trotz aller Emphase immer ein sehr unbestimmter Begriff blieb. Diese principes juventutis hatten das volle Bewußtsein ihres Vorzugs und ihrer Würde und lebten nur unter einander auf einem Fuß der Gleichheit und gegenseitigen Anerkennung, während sie die ganze übrige Knabenschaft sehr von oben herab behandelten. Meine Gefährten ließen sich auch imponiren und nahmen es hin, als gehöre es sich so; ich aber betrachtete mir im Stillen diese Fürsten der Jugend mit großer Verwunderung; denn es war wirklich gar nichts Besonderes an ihnen und gar nicht zu begreifen, worin die allgemein anerkannte Ueberlegenheit eigentlich bestand. Auch sind alle die Knaben, die damals unter ihren Altersgenossen eine solche Geltung hatten, später verschollen ohne in der Welt oder auch nur in ihrer Provinz Epoche zu machen. Wer sie jetzt aufsuchen wollte, würde sie in höchst unbedeutenden Verhältnissen wiederfinden und erfahren, daß ihr ganzes Leben sich in ähnlichen Verhältnissen bewegt hat.

Der Jahrmarkt war beiläufig bemerkt eigentlich eine ziemlich seltsame Anstalt, denn Reval war als Handelsstadt gegen frühere Zeiten schon sehr gesunken, russisches Paßwesen erschwerte alle Verbindungen; die langen Kriege der Zeit hatten sie vollends unterbrochen; es kamen nur sehr wenige oder gar keine fremden Kaufleute hin, etwa einen Italiäner abgerechnet, der aus Petersburg kam und schlechte Kupferstiche feil bot. Im übrigen waren es die wohlbekannten Revalschen Kaufleute, die für einige Wochen aus allen Straßen der Stadt in Bretterbuden unter den alten Linden des ehemaligen Kirchhofs der Nikolaikirche übersiedelten und dort

verkauften, was auch sonst in ihrem gewöhnlichen Waarenlager zu haben war.

Gesellschaftlich war es damals für Reval eine sehr glänzende Zeit; der Erbprinz von Oldenburg repräsentirte als General-Gouverneur und gab in dem lange verödeten Ordensschlosse glänzende Feste. Mehrere reiche Leute, der Senateur Uexküll, Baron Dellingshausen, Graf Buxhöwden und noch andere gaben Bälle und Diners, und während der Saison wurden Besuche endlos hin und her gewechselt.

Natürlich sah ich von dem allen nichts, als hin und wieder ein paar Damen, die meiner Mutter Besuche machten, aber ich hörte von allen Bällen sprechen und eines Abends wurde meine Einsamkeit in unserem mittelalterlichen Hause gar seltsam gestört. Es war ein Ball im Schlosse bei dem Prinzen von Oldenburg, und als das Fest im schönsten Gange war, fand sich, daß man nicht Spieltische genug habe für Alle, die sich nach einer sogenannten Partie sehnten; die Diener des Prinzen sprangen in größter Eile durch die Straßen in die nächsten Häuser bekannter Herren vom Adel und baten um Spieltische. Auch zu mir kamen sie mit ihrem Anliegen, und ohne daß man sonderlich auf meine Entscheidung gewartet hätte, wurden drei oder vier Tische, die wirklich da waren, fortgetragen. Den einen davon, dessen grüne Decke einen bedenklichen Riß hatte, erkannte meine Mutter gewissermaßen auf dem Ball, nämlich sie wunderte sich in der Langeweile und Stille darüber, daß da ein gerade so übel zugerichteter Spieltisch stand, wie bei uns einer auf die bessernde Hand des Tischlers wartete.

Uebrigens habe ich die schöne Welt der Provinz dennoch vereinigt gesehen, nämlich auf einem Ball im adeligen Klub. Dorthin wurden Knaben meines Alters mitgenommen. Das war üblich. Da sah ich denn die gefeierten Schönheiten in glänzenden Toiletten, den Prinzen von Oldenburg, der nicht schön war und auch auf einem Fuß lahm ging, Garde- und Kavallerie-Offiziere ohne Zahl, Söhne des Landes, die auf Urlaub da waren und ihre glänzenden Uniformen zur Schau trugen. Es war mir schon im Theater und selbst in den Straßen aufgefallen, daß diese jungen Herren eigentlich immerfort

Modell standen. Es schien in ihrem Dasein gar keinen Augenblick zu geben, in dem sie nicht mit dem Gedanken an den Effect, den sie machen wollten oder sich zu machen einbildeten, beschäftigt wären. Sie hatten die wunderlichste Art von der Welt in das Theater, in einen Saal einzutreten, geräuschvoll und affectirt; und was für kriegerische Stellungen nahmen sie auf Treppen oder in der Vorhalle des Theaters an, um die Damen an sich vorbei defiliren zu lassen. Eine Sitte aber, die für meine Mutter als ein Zeugniß höchster Barbarei der Gegenstand unendlichen Spottes und wirklichen Unwillens war, ging vom Kaiser aus. Alexander I. war bekanntlich ein schöner Mann und hatte einen sehr entschiedenen Glauben an seine eigene bezaubernde Schönheit, selbst als er schon, wie Byron singt, ein ziemlich bejahrter Jüngling war; aber dieser schöne Mann hatte leider etwas schiefe und sehr dünne Beine. Dem zu entgehen und doch nicht in revolutionäre Pantalons zu verfallen, steckte er seine eigenen Beine und die der ganzen russischen Armee in gewaltige hohe Stiefeln, die auf keine Veranlassung den Schuhen und seidenen Strümpfen früherer, in den Augen meiner Mutter schönerer Tage wichen. Alles tanzte in großen Reiterstiefeln und Sporen. „A sight not matched since Orpheus and his brutes," wie Byron ausrief, als er auch in England Offiziere in spurs and boots tanzen sah.

Was das ganze Treiben von provinzieller Lächerlichkeit an sich haben mochte, hörte ich vielfach besprechen, denn Alexander Rennenkampff besuchte uns häufig und war noch weniger geneigt als meine Mutter, seine Landsleute zu schonen.

Von den Revalfahrten kehrten wir gern wieder heim nach Arroküll; was der Anstand gebot, dem war genügt; Genuß und Befriedigung konnte meine Mutter in einem Kreise, wo intellectuelle Auszeichnung wenig oder vielmehr gar nicht beachtet wurde, in dem kein Mensch sich um Kunst und Litteratur kümmerte, unmöglich finden. Es wurde kein vollständiger Winterfeldzug in die große Welt zu Reval unternommen, obgleich meine Mutter häufig auf kürzere Zeit in Reval gewesen ist.

Wir lebten weiter in Arroküll, wo sich unser Dasein eigentlich immer einsamer gestaltete; denn auch an der ländlichen Geselligkeit

nahm meine Mutter, nachdem die ersten Jahre vorüber waren, gerade nur soviel Antheil, als eben nöthig war. Befreundet war sie mit Niemanden; denn Niemand theilte ihre Interessen.

Unsere Einsamkeit wurde periodenweise dadurch noch vollständiger, daß mein Stiefvater häufiger und länger als früher abwesend war. Geschäfte nöthigten ihn vielfach zu verreisen. Dann war ich oft längere Zeit mit meiner Mutter allein.

Ungleich größeren Eindruck als die wechselnden Vorgänge der äußeren Umgebung machte mir der Umschwung, der sich um jene Zeit in den Anschauungen meiner Angehörigen vollzog und der mich um so lebhafter beschäftigte, als er mir unverständlich, ja räthselhaft blieb.

Eine leidenschaftliche Feindschaft gegen Napoleon und die Franzosen, ein durch den Napoleonischen Druck empörtes Gefühl war bisher durchaus die herrschende Stimmung in unserem Hause und in dem gesellschaftlichen Kreise meiner Mutter gewesen; so ausschließlich, daß kein dieser Richtung fremdes Element sich daneben geltend machen konnte. Die französische Revolution wurde mit Abscheu genannt als eine Kette grauenhafter Frevel und der Ursprung aller gegenwärtigen Uebel. Der alten Zustände wurde mit einer gewissen Pietät gedacht, man sah sie vielfach in romantischer Verklärung, und nur gewisse Dinge, die der persönlichen Stellung meiner Mutter nicht zusagten, wurden mit einiger Bitterkeit verurtheilt. Es handelte sich in den Augen meiner Eltern, wie zur Zeit in denen der allermeisten Menschen, lediglich darum Napoleons Herrschaft zu stürzen; weiter dachten sie nicht, und das ließ sich erklären, es lag theils im Zuge der Zeit, theils in der Persönlichkeit meiner Eltern. Mein Stiefvater war freilich einst gleich seinem jüngsten Bruder seiner Gesinnung nach Liberaler gewesen und hatte sich zu Meinungen bekannt, die in seinem Geist mit einem nicht unbedeutenden Adelsbewußtsein in einem etwas unklaren und wunderlichen Bündniß lebten. Vor der Hand aber fehlte der liberalen Gesinnung, wie die allgemeine Weltlage sich gestaltet hatte, jeder Gegenstand und jeder Anhaltspunkt. Was die französische Revolution einst verheißen hatte, war durch Napoleon auf das gründlichste beseitigt; es war verschwunden, und

aus jener großen Bewegung schien nichts hervorgegangen als ein rohes Glücksritterthum, das mit grenzenloser Anmaßung willkürlich herrschte. Dagegen empörte man sich, und das Widerstreben wurde der eigentliche, ausschließliche Inhalt des Lebens. Meine Mutter vollends war eine von Grund aus aristokratische Natur, aristokratische Formen waren ihr ein Lebensbedürfniß, und sie verlangte in der Gesellschaft und im Staat ganz entschiedene aristokratische Einrichtungen. Ihre Ansprüche, die Forderungen, die sie für ihre Aristokratie machte, gingen sogar sehr weit; nur daß sie die Grenzen dieser Aristokratie anders zog als die Geschichte. Jetzt aber fühlte sie sich von dem neuen Zug ergriffen, der durch die Zeit zu wehen begann, und ich mußte eine große, wenn auch nur theilweise Wandelung in ihren Ansichten erleben.

Meine Eltern waren nämlich mit dem Gebahren des Wiener Congresses sehr unzufrieden, obgleich sie nur sehr wenig davon erfuhren und natürlich in unserer abgelegenen Provinz, dem Schauplatze der Ereignisse fern, außer allen bedeutenden Verbindungen, gar keinen Maßstab für die Bedeutung der Erscheinungen hatten und sich diese sehr willkürlich, mitunter phantastisch deuteten. Ganz urplötzlich waren nun die eben beendeten Kriege nicht bloß ein Kampf gegen Napoleonische Weltherrschaft, sondern ein Kampf für politische Freiheit, für das Recht der Völker ihren Regierungen gegenüber gewesen: Dinge an die Beide, mein Stiefvater und meine Mutter, während der Ereignisse selbst nicht im entferntesten gedacht hatten.

Die Fürsten, hieß es, betrügen sich nun schändlich, hielten nicht Wort und betrögen die Völker. Es wurde ihrer nun mit dem Ausdruck des Hasses gedacht, und zugleich wurde von dem König von Preußen und dem Kaiser Franz mit Geringschätzung gesprochen, als von Menschen, denen selbst der gewöhnlichste Grad von Bildung und Einsichten fehle.

Wie willkürlich dabei die Ereignisse mitunter gedeutet wurden, davon ist mir ein merkwürdiges Beispiel im Gedächtniß geblieben. Meine Mutter fand eines Tages in der Zeitung einen kleinen Artikel, der besagte, das Schicksal des Lützow'schen Freicorps sei nun entschieden; es sei in ein preußisches Linien-Regiment umgewandelt worden.

Meine Mutter war ganz außer sich! Sie hatte sich eine überschwänglich ideale Vorstellung von dem Lützow'schen Corps gemacht und sah es im Geist aus lauter Theodor Körners zusammengesetzt. Und nun wurden diese interessanten jugendlichen Helden und Sänger „untergesteckt", wie meine Mutter das mit einem veralteten Kunstausdruck nannte. Man machte sie ungefragt zu gemeinen Soldaten des stehenden Heeres. Noch dazu stammten die Vorstellungen, welche meine Mutter von einem preußischen Soldaten hatte, aus der Zeit von 1806 her. Selbst der Sohn eines ordentlichen Handwerkers konnte nicht zum Soldaten hinab sinken, wenn er nicht vorher durch eine lange Reihe von Entwürdigungen gegangen war: und nun diese hochgebildeten Schöngeister und Helden! Es war eine tyrannische Niederträchtigkeit sondergleichen; meine Mutter war empört darüber, daß eine solche Abscheulichkeit mit solchem Gleichmuth in der Zeitung gemeldet wurde.

Als nun wieder ein großes Ereigniß erschütternd durch ganz Europa wiederhallte, Napoleon aus Elba entflohen und wieder Herr von Frankreich war, da nahmen meine Eltern in gewissem Sinn für Napoleon Partei; er stand nun nach ihrer Ansicht auf der Seite der Freiheit. Sie wünschten seinen Sieg und zweifelten eigentlich nicht daran; denn die Feldherren der Verbündeten wurden mit großer Geringschätzung besprochen. Blücher namentlich war nichts weiter als ein roher unwissender Husar, nur die Begeisterung der Völker hatte über Napoleon gesiegt, und die kam diesmal den Fürsten nicht zu Hülfe.

Ich hatte während dieser Kriegsjahre vielfach auch noch eine andere merkwürdige Erfahrung gemacht, deren eigentliche Bedeutung mir erst sehr viel später klar geworden ist. Wir hatten ziemlich viele Leute im Hause, die aus Deutschland her waren; die trugen natürlich alle großes Verlangen zu erfahren, was in der Welt vorging. Aber was man ihnen davon mittheilte, empfingen sie stets mit entschiedenem Mißtrauen und Unglauben. Wenn ich ihnen dann versicherte, diese oder jene Nachricht sei authentisch, stehe als eine authentische in der Zeitung, dann war es für diese Leute ausgemacht, daß kein wahres Wort daran sei. Papier ist geduldig, riefen sie

dann mit großer Verachtung aus, was in der Zeitung stand konnte nur erlogen sein und wurde mit der äußersten Geringschätzung behandelt. Dagegen suchten sie von Leuten, die den unteren Ständen angehörten, auf Umwegen, wie sie meinten, die Wahrheit zu erfahren, die man ihnen vorenthalte, und in dieser Beziehung spielte namentlich ein Ungar eine bedeutende Rolle bei ihnen. Er war eine Art von Thierarzt und kam jedes Frühjahr aus seiner fernen Heimath, aus den Pußten an der Theiß, bis nach Estland, um hier von Gut zu Gut zu wandern und alle nöthigen chirurgischen Operationen an Thieren auszuführen. Der wurde mit dem größten Interesse ausgefragt, und der konfuse Unsinn, den er in gebrochenem Deutsch erzählte, galt für ausgemachte Wahrheit. Alle Staatsgeheimnisse wurden klar. Ich erinnere mich noch, wie er in glorreicher Verwirrung berichtete, daß er auf seinen Wanderungen alles voll Soldaten gefunden habe, auch in Schlesien, Russen, Preußen, Oesterreicher, allerhand Volk; der Kammerdiener Franz Winkler sagte, wie im Nachdenken über bedeutende Nachrichten verloren: „Hm Hm, also die Oesterreicher haben Schlesien besetzt."

Meine Mutter war sehr verwundert, wenn sie dergleichen wahrnahm, und meinte, die Gesetze Englands, denen zu Folge ein jeder von seines Gleichen gerichtet werden müsse, seien doch sehr weise. Ein jeder glaube eben nur seines Gleichen.

In dieser Allgemeinheit möchte dem wohl nicht so sein, die Erscheinung mußte offenbar auf andere Weise erklärt werden, und die Erklärung ergiebt sich wohl, wenn man erwägt, daß dieser entschiedene Unglaube in Beziehung auf Alles, was von den höheren Ständen, oder vollends von der Regierung ausging, seither in Deutschland verschwunden ist. In jener guten alten Zeit, die mitunter in so seltsamer Weise verherrlicht wird, lebte das Volk sehr allgemein und keineswegs mit Unrecht in der Ueberzeugung, daß man es von Oben her in einem bestimmten Kreise von Vorstellungen zu erhalten, daß man es geflissentlich zu täuschen und ihm die Wahrheit vorzuenthalten suche. Das Wesen der guten alten Zeit war auch an solchen Zügen zu erkennen.

Merkwürdig war es aber wohl, welche Aufregung Napoleons

Rückkehr und das ganze Wesen der hundert Tage auch in Estland hervorrief. Jede unmittelbare Gefahr lag doch, Estlands nicht zu gedenken, für ganz Rußland unendlich fern; und dennoch beschäftigten sich nicht nur die Kreise des Adels, sondern auch die sogenannten deutschen Leute und die Kleinstädter auf das lebhafteste mit den Ereignissen des Tages. Hin und wieder reichte sogar eine dunkle Kunde von dem neuen Kriege bis in die Dorfschänken hinab, wo sie natürlich in sehr einfacher und zugleich sehr seltsamer Gestalt erschien. Das Pernausche Grenadier-Regiment brach auf nach Polen. Unser Pawlowsky erschien in unserer Gegend, um auch von uns Abschied zu nehmen, wo sich dann zeigte, daß er namentlich für mich eine gewisse Freundschaft hatte. Er war in einer sehr gehobenen Stimmung, Beförderungen und Orden schwebten ihm vor. Ich erinnere mich noch, wie er mir und dem kleinen Pastor Mickwitz vor dessen Hausthür verkündete, Kapitän werde er werden in diesem Feldzug und den Annen-Orden um den Hals werde er bekommen, das wisse er ganz gewiß. Und wie der Pastor, die Tabakspfeife im Munde, ihn dabei mit einem seltsamen Lächeln betrachtete, in dem sich die Theilnahme der Ueberlegenheit mit den Illusionen der Jugend aussprach!

Wir hatten, beiläufig bemerkt, inzwischen einen anderen Offizier im Hause gehabt, einen ziemlich alten Lieutenant, der von den großen Begebenheiten der jüngsten Vergangenheit so gut wie nichts erlebt hatte, denn er war immer bei den Depot- und Reserve-Bataillonen gewesen und nicht weiter gekommen als nach Polen. Ein sehr stilles Subjekt, mit dem gar nichts anzufangen war und dem es auch nicht einfiel, daß jemand darauf verfallen könnte mit ihm zu sprechen. Wenn man ihn hätte gewöhnen können, bei Tisch anständig und reinlich zu essen, wäre die Sache gar nicht so übel gewesen.

Die Pernauschen Grenadiere hatten in der Provinz einen so schlechten Ruf erworben, daß es kein geringes Aufsehen machte, als Stackelberg von Jürgensburg seinen ältesten Sohn Otto, einen der berühmtesten fixen Jungens des Landes, als Fahnenjunker mit diesem Regiment ausmarschiren ließ. In der großen Verwunderung, die man dem Vater von allen Seiten aussprach, gab sich die Miß-

billigung so deutlich kund, daß seine Unbefangenheit dabei für mich ein Gegenstand größter Verwunderung wurde. Stackelberg erklärte, die Offiziere von diesem Regiment kenne sein Sohn schon, solle er etwa mit ganz Fremden marschiren? Ich war verwundert, daß er uns nicht verstand; verwundert, daß irgend Jemand diese Offiziere als Wesen ansah, zu denen man gehören könne; verwundert, daß ein Mensch, der zu unserer Gesellschaft gehörte, sich mit seinen Ansprüchen auf einer so niedrigen Stufe hielt. Und doch war gerade dieser Stackelberg auch einmal in seinem Leben auf romantische Abwege gerathen. Als er seine erste Frau verloren hatte, war er in Verzweiflung, reiste in's Ausland, wenn auch nicht eigentlich, um sich zu trösten oder sich zu zerstreuen; er traf mit einem gewissen Kochius zusammen und fiel dem sehr beschwerlich durch häufige Anfälle thränenreicher Trauer. Dieser Kochius beschrieb es in seiner confusen Weise gar nicht übel, wie sie zusammen von Turin aus zur Superga hinaufgestiegen seien und Stackelberg da oben gleich wieder angefangen habe zu heulen. Stackelbergs Plan war, er wollte durch ganz Europa reisen und zuletzt nach Konstantinopel gehen, an den Bosporus, — das solle die schönste Gegend der Welt sein — da wollte er sich aus Verzweiflung in's Meer stürzen. Er kam aber nach einiger Zeit zu Hause, ohne in Konstantinopel gewesen zu sein, und heirathete ganz vernünftig eine zweite Frau.

Für meine Eltern war Napoleons Sieg in dem erneuten Kampf, wie gesagt, kaum zweifelhaft. Was waren das für Staatsmänner und Feldherren, die ihm gegenüber standen! Und wie wenig mußten die von den Fürsten betrogenen Völker für diesen Krieg begeistert sein!

Es kam anders; das neue französische Kaiserreich brach unter gewaltigen Schlägen der Preußen fast augenblicklich wieder zusammen. Man hätte glauben können, eine so unerwartete Wendung der Dinge hätte auf meine Eltern einen gewaltigen Eindruck machen und das Gefühl einer mächtigen Enttäuschung hervorrufen müssen. Nichts weniger als das. Blindes Glück hatte entschieden, man machte so wenig als möglich daraus und sprach darum nicht mit weniger Geringschätzung von Wellington oder besonders von dem rohen alten Blücher.

Napoleon aber wurde in sehr idealisirter Gestalt gesehen und

blieb in seiner Gefangenschaft der Gegenstand eines etwas sentimentalen Interesses. Auch war man sehr geneigt, so hoch auch die Tapferkeit der deutschen Freiwilligen angeschlagen wurde, vorzugsweise das für wahr zu halten, was die Franzosen über den Krieg erzählten, und wonach Ruhm und Preis ihnen, den Besiegten, oder eigentlich nicht Besiegten, ganz allein gebührte.

Mit welchem Interesse lasen meine Eltern das Manuscrit de Ste. Hélène, das für Napoleons Werk galt. Ganz Europa ließ sich durch das armselige kleine Heft täuschen, wie sollten meine Eltern eine Ausnahme machen!

Mir waren die Ereignisse gegenwärtiger als ihnen. Der unverzeihliche geschichtliche Irrthum, vermöge dessen die Ereignisse des Feldzugs 1807 unmittelbar an die des Jahres 1805 geknüpft wurden, als läge gar kein 1806 dazwischen, der fiel mir gar sehr auf und erregte mir großen Zweifel. Ich erwähnte des Umstandes; er war nicht bemerkt worden, meinen Stiefvater störte er auch nicht weiter, und meine Mutter wußte ihn sehr leicht zu erklären. Ohne Zweifel war das Manuscript aus Napoleons Gefängniß nur nach und nach auf geheimsten Wegen in ganz kleinen Fragmenten nach Europa gelangt, und eine ungeschickte Hand hatte es zusammengefügt.

Ich hatte natürlich nicht den Muth meinen Eltern gegenüber in entschiedener und bewußter Opposition aufzutreten, und ließ mir manches einreden ohne eigentliche Ueberlegung; aber nicht alles. Daß man Napoleon nach St. Helena gebracht hatte, wurde ein für allemal in meinen Augen keine Abscheulichkeit. Er hatte schon einmal sein Wort gebrochen, wie sollte und konnte man sich ein zweites Mal darauf verlassen? wie konnte er auch nur Anspruch darauf machen? Darauf kam ich immer zurück, so sehr auch meine Mutter sich darüber ärgerte und meine Ansicht in etwas leidenschaftlicher Weise als durchaus unedel verurtheilte.

Als sichtbarer endlicher Schluß der langen Kriege kehrten im späten Herbst die russischen Truppen wieder heim. Ein anderes Regiment, das erste Karabinier-Regiment, kam in unsere Gegend, das Hauptquartier desselben im Vorbeimarsch auch eine Nacht zu uns. Da kamen zwei Lieutenants als Quartier-Macher voraus und

begegneten bei uns dem Hakenrichter des Kreises, dem dicken Benckendorff, dessen seltene Korpulenz sie in Verwunderung zu setzen schien. Es kam der Regiments-Adjutant, den Arm noch in der Binde vom vergangenen Jahre her, der Hauptmann-Schatzmeister des Regiments. Die Regiments-Kasse stand bewacht im Hof, der Adjutant zeigte die silbernen Trompeten mit dem Georgen-Kreuz und erwartete sichtlich entschiedene Bewunderung. Endlich erschien der Oberst Freytag, ein Deutscher, der für einen sehr tüchtigen Offizier galt und in seinem Wesen allerdings etwas ruhig Bestimmtes hatte. Er ist später als General-Lieutenant bei dem Sturm von Brailow geblieben. Er brachte aber auch noch einen Major mit, einen ältlichen Mann, dessen Geist ganz ungemein langsam zu operiren schien, und an dem ich mit leiblichen Augen sehen sollte, wie weit die Russen davon entfernt sind, mit Ordenszeichen eine Idee von Ritterthum zu verbinden, von einer ritterlichen Brüderschaft, die ihre Hierarchie, ihre verschiedenen Grade hat. Ordenszeichen waren ihnen ein bloßer Schmuck, den ihnen der Kaiser verleiht; so etwas wie den Orientalen ein Ehrenpelz und ein reicher Turban. Bei der Verwirrung, die in den Kanzeleien herrschte, war es im Laufe der letzten Feldzüge nicht selten vorgekommen, daß einem Offizier ein und derselbe Orden zwei oder drei Mal verliehen wurde. Das mußte diesem Major begegnet sein, denn er trug mit großer Seelenruhe und vieler Würde den Wladimir-Orden 4. Klasse in zwei Exemplaren auf der Brust.

Die Offiziere setzten sich mit Schärpe und Degen zu Tisch, weil der Herr Obriste dabei war. Einer von ihnen, ein Deutscher, erklärte mir, das bringe der Dienst so mit sich. Wie sie nachher in den Zimmern herum standen, war mir besonders der Hauptmann-Schatzmeister auffallend. Er hörte sehr aufmerksam zu was gesprochen wurde, ja er vertiefte sich in das Zuhören. Da öffnete sich der Mund, das Kinn sank fast bis auf die Brust herab und die Kniee knickten ein, so daß er merklich kleiner wurde. Das seltsamste aber wurde dadurch herbeigeführt, daß er offenbar das Bewußtsein dieser bösen Gewohnheiten hatte; denn er besann sich von Zeit zu Zeit, dann schnappte der Mund ganz plötzlich zu und er fuhr um zwei Zoll in die Höhe, indem er die Kniee streckte.

Auch dies geräuschvolle Ereigniß war vorüber gegangen, und das Regiment im Lande einquartiert und eingerichtet. In seiner ganzen Haltung zeigte sich in sehr auffallender Weise, was namentlich in Rußland ein tüchtiger Obrister über seine Leute vermag. Das Regiment benahm sich ganz anders als das Pernauische. Es ging sehr ruhig, still und ordentlich darin her; und was dabei besonders bemerkenswerth war: man hörte weder von so häufigen noch von so grausamen körperlichen Strafen, als bei unserer früheren Einquartierung, wo stets rohe Vergehen und ebenso rohe Strafen mit einander wechselten. Auch die Offiziere schienen weniger verwildert. Sie waren meist anspruchslos und ruhig.

Hier wurde mir nun die Gelegenheit geboten, das Leben und Treiben eines russischen Offiziers kennen zu lernen, der ein sogenannter ordentlicher junger Mensch ist. Der Unterlieutenant Raschinski, bei uns einquartiert, war das Muster eines solchen. Vollkommen harmlos, er trübte kein Wasser, aber er that auch sonst auf der Welt nichts. Er war ein, wie es schien, für einen russischen Armee-Offizier wohlhabender junger Mann, sehr gut equipirt, immer in neuen sauberen Kleidern. Bei uns erschien er nur wenn er zu Tisch gerufen wurde, an Wochentagen im Ueberrock, an Sonn- und Feiertagen sehr gewissenhaft in der Uniform. Während des Essens sprach er kein Wort, sowie die Stühle gerückt wurden empfahl er sich, um es sich wieder in seiner Wohnung in einem Spencer und Pantoffeln bequem zu machen, und in dieser Gestalt ging er den ganzen Tag in seinem Zimmer auf und ab, außer daß er hin und wieder einmal eine Stunde lang oder so zum Fenster hinaus lehnte und in den leeren Hof schaute. Er machte selbst im Sommer diese regelmäßige Bewegung im Zimmer ab. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich ihn auf einem Spaziergang im Garten oder im Park gesehen hätte.

Auch mir gelang es nicht einen eigentlichen Verkehr mit ihm anzuknüpfen. Es war gar nichts mit ihm anzufangen. Der Bruder meines Stiefvaters wußte s e i n e n Lieutenant allerdings besser für die Belustigung der Nachbarschaft nützlich zu machen. Er hatte wenig zu thun und liebte gewagte Scherze, bei denen er häufig selbst ein

großes Talent als komischer Schauspieler entwickelte, eine Grazie der Komik und selbst des Burlesken, wie sie mir nicht leicht wieder vorgekommen ist. Neigung und Müßiggang machten es zu einer seiner Haupt-Ressourcen, seinen Lieutenant zum Narren zu haben. Der junge Held hieß Maßtalitoff und war schon in seinem Aeußeren nicht von der Natur begünstigt; das lange blasse Gesicht war durch verschiedene Warzen, kleine Geschwüre und dgl. ausgezeichnet, und das schwarze Haar schien stets in einer Empörung gegen Kamm und Bürste. Nun denke man sich dazu, wie ein russischer Offizier zur Zeit des Kaisers Alexander herausgeputzt war: eine wespenartig geschnürte Taille, hoch gepolsterte Brust, eng anliegende Beinkleider und gewaltige Stulpstiefel, die besser für Kürassiere als für leichte Infanterie gepaßt hätten, machten jede Gestalt zu einer wunderlichen. Diesem unglücklichen jungen Mann machte Gotthard Knorring unter anderm weiß, daß er ganz vorzüglich tanze, und brachte es dahin, daß sie beide mit einander, wo sich zahlreiche Gesellschaften versammelten, zu allgemeiner Erbauung große pas de deux ausführten: ein pas cosaque. Knorring, ein ausgezeichneter Schüler des großen Vestris, trieb dabei die anmuthigsten Possen. Maßtalitoff sah so ernsthaft drein, als hätte er die Welt zu beherrschen, und machte, beide Arme in die Hüften gestemmt, in seinen großen Kurier-Stiefeln die abenteuerlichsten und ungeschicktesten Kapriolen, die je ein menschliches Auge gesehen hat.

Einmal wurde unser einförmiges Leben dadurch unterbrochen, daß wir abermals, wenn auch nur für wenige Tage, zur Saison nach Reval reisten. Für mich brachte der Aufenthalt dort keinen großen Gewinn. Nur war ich bei dieser Gelegenheit als ein sehr gewissenhafter Reisender thätig. Durch Küttners Reisen in England, von denen ich in unserer Bibliothek ein paar verlorene Hefte gefunden hatte, dazu begeistert, beschrieb ich mit großem Eifer in einem genau und umständlich geführten Tagebuch alles, was sich meinem Auge zeigte, schon auf dem öden Hinweg, so wie alles, was in Reval irgend bemerkenswerth sein konnte. Als ob ich ein vielseitiger Tourist in fremden Landen wäre, hatte ich schon daheim in Arroküll den landüblichen Pflug und Plan und Aufrisse von Bauernhäusern gezeichnet.

Von diesen Unterbrechungen abgesehen trug unser ländliches Dasein den Charakter des Stilllebens. Ein besonderes Interesse erhielt dasselbe, wenn der alte General Gotthard Knorring aus Dorpat auf das Land kam, um nachzusehen, was auf seinen Gütern vorging. Er wohnte dann bei uns, bestellte seine Geschäftsleute dorthin zu sich und fuhr von Arroküll aus auf Stunden auf seine Güter. Er war uns allen ein sehr lieber verehrter Gast, und ihm selbst war Abends am Theetisch meiner Mutter sehr behaglich zu Muth. Er erzählte dann sehr gern Scenen aus seinem interessanten Lebenslauf, der ihn in mancherlei merkwürdige Lagen geführt hatte. Bald von seinem vertrauten Verkehr mit dem Kaiser Paul, als dieser noch Großfürst war, und besonders mit dessen Gemahlin, der nachherigen Kaiserin Maria Fedorowna; bald von dem Krieg gegen Gustav III. von Schweden, in welchem eigentlich er unter dem Namen des Grafen Puschkin die russische Armee kommandirt hatte; am liebsten von den Erinnerungen seiner Jugend, dem ersten Türkenkrieg der Kaiserin Katharina, den er als Adjutant des General Bauer mitgemacht hatte. Meine Mutter nahm den lebendigsten Antheil an seinen Erzählungen, ich hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und ich habe vieles davon in das Tagebuch aufgenommen, das ich — wie gesagt — schon damals führte.*)

Die langen Perioden der Einsamkeit trieb ich meine phantastischen Spiele und Beschäftigungen in der schon erwähnten Weise fort, nur daß, wie ich älter wurde, mehr Zusammenhang hinein kam. Im Winter mußten sie natürlich mehr auf das Zimmer beschränkt bleiben; doch wußte ich auch da Rath; ich las mit großem Eifer Tielkes Beiträge und Tempelhoffs siebenjährigen Krieg und spielte auf meinem Tisch mit papiernen Soldaten, die ich mir selber zeichnete, anmalte und ausschnitt, Scheusalen deren einige mir noch sehr lebendig vorschweben, den größten Theil des siebenjährigen Krieges durch; so gut es gehen wollte alle einzelnen Evolutionen der Schlachten. Ich erdachte auch ein Mittel mit Papierstreifen die tranchées vor der belagerten Festung darzustellen, und konnte ganze Tage in dieser Beschäftigung hinbringen. Ich muß dabei bemerken, daß ich von Befestigungen und dem Belage-

*) Vgl. Theodor von Bernhardis Vermischte Schriften, Bd. I, S. 57 ff. (Berlin 1878).

rungskrieg zuerst sehr nebelhafte Vorstellungen gewann. Ich hatte nämlich Belidors Versuche über Befestigungskunst und Artillerie mit dem größten Interesse gelesen. Es war das erste Buch der Art, das in meine Hände kam. Da ich aber keinen Begriff von Geometrie hatte, im Rechnen sogar nicht über die 4 Spezies hinausgekommen war, und da bei dem Werk keine Pläne sind, kann man sich ungefähr denken, wie unbestimmt und räthselhaft die Bilder und Vorstellungen bleiben mußten, die ich mir daraus entnahm.

Mich selbst ergriff nach und nach das Verlangen zu lernen, das Bedürfniß des Fleißes und der Arbeit. Ich wußte, daß man die alten Sprachen wissen müsse; das verstand sich von selbst. Ja man hatte mir gelehrt, mit Geringschätzung auf die Jugend des Landes herabzusehen, die nicht Latein konnte. Auch besaß ich Bröders lateinische Grammatik, und es schien vorausgesetzt zu werden, daß ich mich damit beschäftigte. Ob ich es wirklich that und in welcher Weise, dem fragte Niemand nach. Ich that es aber zuletzt aus eigenem Antrieb und arbeitete nun, wie das Interesse für die Sache wuchs, eine Reihe von Jahren mit einem leidenschaftlichen und zugleich ausdauernden Fleiß, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Wochenlang konnte man mich während dieser Jahre nicht zu einem Spaziergang in's Freie bewegen. Die Kenntnisse, die ich mir in dieser Weise erwarb, ohne alle Leitung, ganz mir selbst überlassen, waren natürlich sehr unregelmäßiger, zum Theil der seltsamsten Art. Ich lernte Latein, mit Hülfe jener elenden Grammatik, aber ohne sie in regelmäßiger Weise durchzuarbeiten. Nie habe ich schriftliche Uebersetzungen gemacht. Wer hätte sie auch durchsehen und corrigiren sollen?

Mit meinem leidenschaftlichen Interesse für die Sachen eilte ich zu dem Lesen der Autoren, lange ehe meine grammatischen Kenntnisse weit genug vorgerückt waren; und durch das Lesen gewann ich dann eine Uebung im Verständniß der Sprache, der das grammatische Studium und die auf ihm beruhende Einsicht nicht nachkommen konnte. Die natürliche Folge war, daß ich zwar dahin gelangte mit Leichtigkeit zu lesen, zu verstehen und zu übersetzen, daß aber meine Kenntniß der Sprache niemals in genügender Weise streng wissenschaftlich begründet war. Ich hätte nicht ohne Fehler Latein schreiben können

und scandirte falsch. Doch da ich auf meinem Wege rasch genug vorwärts kam, fühlte ich nicht, was mir fehlte. Der erste Autor, den ich las, als ich mir kaum die nothwendigsten grammatischen Formen eingeprägt hatte, war Eutrop. Ich fand ihn bei einem gewissen Löwe, einem sehr schwerfälligen Gesellen, der Hauslehrer in Sitz bei Wredes geworden war, sah hinein und glaubte zu bemerken, daß ich damit wohl zur Noth fertig werden könnte, obgleich das Verständniß des Textes in dieser Ausgabe nicht durch Anmerkungen erleichtert war. Ich erbat mir das Buch, nahm es mit nach Hause, und es ging über Erwartung gut. Der Inhalt interessirte mich auf das lebhafteste, in wenigen Tagen war ich damit zu Ende. Nun blieb ich im Zuge. Von dem Pastor Mickwitz borgte ich mir den Justin, eine schlechte Ausgabe aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, in der mich nebenher die deutschen Ueberschriften der Kapitel sehr ergötzten. In der That, der ganze Bildungsstand ihrer Zeit schien sich zu offenbaren, wenn man als Ueberschrift eines Abschnittes las: — „Die griechischen Städte gerathen einander in die Haare" oder, was mir besonders gegenwärtig geblieben ist: „Antigonus und Seleukus gerathen einander in die Haare; ersterer büßet aber häßlich ein."

Ein Terenz aus der Bibliothek meines Stiefvaters „Nach den Begriffen der Jugend endlich recht eingerichtet und an das Licht gestellet durch Emanuel Sincerum" war noch schöner. Da stand die vollständige Uebersetzung in den Anmerkungen, und was für eine! Wie wunderbar kam es mir vor, als ich da jucunda dies übersetzt fand durch „Ein Tag, welcher sich vor anderen durch Divertissements ausgezeichnet hat". Uebrigens waren mir diese Anmerkungen zuwider; ich las auch nur die Andria. Dagegen vollständig den Cornelius Nepos, Sallust und einen sehr großen Theil des Livius, und gleichzeitig mit diesem Virgils Aeneis, lauter Bücher, die ich mir selber wählte und verschaffte, indem ich sie mir von dem Pastor borgte.

Auch in das Griechische suchte ich mich später hineinzuarbeiten. Aber obgleich mir hier Buttmanns Grammatik zu Gebote stand, konnte es mir damit nicht so wie mit dem Lateinischen gelingen; denn ich konnte kein Lesebuch bekommen, dem ein Anfänger irgend gewachsen gewesen wäre, und so habe ich es denn erst zu einer spä-

teren Lebensperiode wenigstens so weit gebracht, daß ich den Xenophon und Homer mit Leichtigkeit lesen konnte.

Noch schlimmer ging es mir in Beziehung auf meine militärischen Studien. Sollte ich Soldat werden, so mußte ich natürlich den Krieg studiren; aber auch das sollte in genialer Weise von oben herab geschehen. Es kam darauf an den Geist des Krieges zu fassen. Daß ich mich mit technischen Einzelheiten kümmerlich abquälte, galt meiner Mutter für die ärgste Verkehrtheit. Namentlich war ihr zuwider, daß ich mir artilleristische Kenntnisse zu verschaffen suchte. Ich meinte, wenn man vom Krieg etwas begreifen wolle, müsse man vor allen Dingen die Waffen kennen lernen, mit denen gekämpft wird. Es bekam mir sehr übel, daß ich solche Ansichten aussprach. Meine Mutter bemerkte, daß ich artilleristische Zeichnungen machte. In ihrer Unzufriedenheit erfand sie das wegwerfende Wort die Karreten, und unendlichen Spott und Hohn habe ich ertragen müssen wegen der Karreten, die ich zeichnete, wie überhaupt wegen der Art und Weise, wie ich diese Studien mit Ernst und Ausdauer betrieb. Aber ich ließ mich nicht irre machen und blieb auf meinem Wege.

Unglaublich viel habe ich in diesen Jahren gelesen. Zum Theil in wunderlicher Unordnung, da mir keine große Wahl zu Gebote stand. Ich konnte nicht nach dem Besten greifen: was ich vorfand, damit mußte ich mich begnügen. An Ausdauer, an dem Sinn, der mühsame Arbeit nicht scheut, hat es mir dabei wahrlich nicht gefehlt.

Johannes Müller führte mich in die Weltgeschichte ein. Die Geschichte der alten Welt lernte ich durch den Justin kennen, die römische insbesondere aus dem Livius und Eutrop. In bunter Ordnung oder Unordnung reihte sich manches andere fragmentarisch an: namentlich ein Band einer Uebersetzung von Goldsmiths Geschichte von England, die Zeiten seit der Reformation umfassend, — Büschings Handbuch der neueren Geschichte und eine große Anzahl Bände der sogenannten Hallischen Weltgeschichte, besonders die Geschichte Dänemarks und der Niederlande und vor allen Dominicus Häberlins bändereiche Deutsche Reichsgeschichte. Der ausschließliche Standpunkt dieses in seiner Art verdienstvollen Reichshistorikers ist bekanntlich der publicistische: er hat einzig die Entwicklung der deutschen

Reichsverfassung, wie sie zu seiner Zeit war, im Auge, und mag daher wohl manchen Leser abschrecken, ja wahrscheinlich hat er jetzt überhaupt keine Leser mehr; ich kann aber vermöge einer jetzt selten gewordenen Kenntniß der Sache bezeugen, daß er seinen Gegenstand in seiner Weise nicht ohne Geschick und Talent behandelt. Nicht nur mit unermüdlichem Eifer, sondern mit lebendigem Interesse habe ich die Geschichte der Kammergerichtsvisitationen studirt, die jedes Mal einen halben Band einnimmt, und mit der höchsten Spannung folgte ich namentlich dem Gang der Grumbachischen Händel.

Für eine wirkliche Geduldsprobe kann es vielleicht gelten, daß ich Pufendorfs Geschichte des schwedischen Krieges in Deutschland, das heißt des dreißigjährigen Kriegs, die Unterhandlungen wegen des Waffenstillstandes und Friedens mit Polen und selbst die unabsehbaren Unterhandlungen zu Osnabrück und Münster gelesen habe, ohne etwas zu überschlagen.

Was die militärischen Studien betrifft, so war ihnen natürlich ein großer Theil meiner Zeit gewidmet. Zuerst gewann ich durch Struensees Anfangsgründe der Fortification eine gewisse Einsicht in das Wesen der Befestigungs-Kunst und des Festungs-Krieges. Dann machte sich die Anlage meines eigenen, wenn ich nicht irre ganz der Geschichte und dem Verständniß der Dinge vermöge ihrer Geschichte zugewendeten Wesens in eigenthümlicher Weise geltend. Ich wählte nicht den kürzesten Weg, aber meinen eigenen: es schien mir nämlich zweckmäßig, die Autoren, insofern sie mir zu Gebote standen, in chronologischer Folge zu lesen, und so gleichsam in derselben Stufenfolge vorzuschreiten, in der die Wissenschaft selbst sich entwickelt hatte.

So las ich zuerst Vauban De l'attaque des places, in dem die klare ruhige Darstellung mich wahrhaft entzückte; ich glaubte den Meister zu hören, der seinen Stoff beherrscht und seiner Sache gewiß ist. Bardet de Villeneuve folgte darauf, nämlich die Bände seiner Encyclopédie, die sich auf Artillerie und Fortification beziehen, und ich lernte so die vollkommen unwissenschaftliche Empirie des alten französischen sogenannten La Vallier'schen Artillerie-Systems recht aus dem Grund kennen. Dann kamen Belidors Essais, namentlich der Traité des mines, und das mehr methodische Werk von

Gaus über die Minen an die Reihe. Darauf nach zwei Richtungen die von Scheel gesammelten Streitschriften über die durch Gribeauval in der französischen Artillerie eingeführten Veränderungen und gleichzeitig nach einander Clairac Ingénieur de campagne, Marquarts Feldingenieur, Böhms Kriegsbaukunst, Tielke und Zach über Feldbefestigungskunst, sowie Scharnhorsts Handbuch. Die Geschichte der Belagerungen von Candia und Wien hatte ich an ihrer Stelle aus Rümplers Schriften eingefügt, und mit ganz besonderem Interesse studirte ich nach Tielke den Minenkrieg, der die Belagerung von Schweidnitz berühmt gemacht hat. —

Dabei führte ich eine Art zu lesen, die ich mir ausgedacht hatte und die gewiß auch ihren Nutzen hatte, aber die Arbeit nicht verminderte, mit großer Ausdauer durch. So oft ich nämlich ein angefangenes Buch wieder zur Hand nahm, wiederholte ich mir in Gedanken den ganzen Inhalt desselben bis zu dem Punkt, wo ich stehen geblieben war. Das that ich mit größter Gewissenhaftigkeit mit den Werken über den Krieg, die ich in chronologischer Folge las. Feuquières Memoiren eröffneten die Reihe, dann folgte Bardet de Villeneuves Taktik, aus der ich mit Verwunderung die Unbehülflichkeit der europäischen Heere zu Ludwigs XIV. Zeiten kennen lernte. Ein Traité de castramétation, in dem das Lager umständlich beschrieben war, welches Ludwig XIV. pour l'instruction de Monseigneur le dauphin bei Compiegne zusammen gezogen hatte. Darauf kam ich zu Puységur, dessen Werk mir im hohen Grade imponirte. Ich glaubte zu sehen, daß der Verfasser sehr viel höher stand als seine Zeit- und Standesgenossen, und ich freute mich, daß er immer auf Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe und der militärischen Berechnung dringt. Als Erläuterung der Geschichte war mir dabei in einem hohen Grade merkwürdig, daß überall, wo von den Feldzügen Turennes und Condés die Rede ist, die guerre d'Allemagne, der verhängnißvolle dreißigjährige Krieg, das unermeßliche Unheil unseres Vaterlandes, stets als ein Krieg von besonderem Charakter besprochen wird, dessen Führung mit keinem anderen, namentlich mit den gleichzeitigen Heerfahrten in Flandern und in Italien so gut wie nichts gemein habe, der eine eigene Theorie verlange,

ja ganz andere Soldaten voraussetze. Es wird darauf aufmerksam gemacht, wie der Soldat, der an den Krieg in Flandern, an regelmäßige Verpflegung in reichem Lande gewöhnt sei, sich in der armen Einöde nicht zu helfen wisse, in die unerhörter Frevel Deutschland verwandelt hatte. Ich las dann auch den Feldzug des Marschall von Créqui 1675 und glaubte die Feinheit seiner strategischen Berechnung zu verstehen.

Mit dem Studium der genialen Rêveries des Marschalls von Sachsen verband ich das seiner Feldzüge in Flandern nach d'Espagnac. Auch fielen mir ein paar vereinzelne Bände Friedrich des Großen in die Hände, aus denen ich die Geschichte der Feldzüge 1744 und 45 in Böhmen und Schlesien kennen lernte. Ein Auszug aus Folards Commentaire machte wenig Eindruck auf mich. Mit desto größerem Eifer studirte ich Tempelhoffs siebenjährigen Krieg und Tielkes Beiträge zu der Geschichte desselben. Ich besitze noch wunderliche Kritiken dieser Feldzüge und einzelner Operationen, die ich damals geschrieben habe. Ich that darin sehr altklug, und was sich am seltsamsten ausnimmt, ich war nach und nach nicht nur in Tempelhoffs Art zu argumentiren, sondern auch in seinen nichts weniger als gewählten Stil verfallen.

Salderns und Scharnhorsts Schriften, Drummond de Melfort, Motin de la Balme und Guibert machten mich mit den Einzelnheiten der Taktik bekannt. Peinlich aber blieb es mir, daß ich keine Möglichkeit fand, mich über die neueren Kriege seit der französischen Revolution in irgend ausreichender Weise zu unterrichten. Es kostete unendliche Mühe, mir Plathes Werk über die Befreiungs-Kriege, die ersten Jahrgänge des militärischen Taschenbuchs von Schütz und die militärischen Monographien zu verschaffen. Es bedurfte dazu sogar einer großen Beharrlichkeit, denn so oft ich darum bat und daran erinnerte, daß diese Bücher in Reval oder in Dorpat zu haben seien, es wurde wiederholte Male vergessen, ehe es dazu kam sie anzuschaffen. Die Bruchstücke der neueren Kriegsgeschichte, die ich so unzusammenhängend kennen lernte, versetzten mich in eine neue Welt; ich sah, daß der Maßstab, nach dem die Operationen des siebenjährigen Kriegs zu messen waren, hier nicht unbedingt anzuwenden sei, konnte aber nicht ohne weiteres

darüber in's Klare kommen, in wie fern die Grundsätze über Strategie als allgemein gültig zu betrachten seien, und was in Folge veränderter Bedingungen der Kriegführung keine Bedeutung mehr habe. Da fand ich in Sitz bei dem dortigen Hofmeister Gundlach Bülows Geist des neuen Kriegssystems, und dies Buch machte auf mich einen großen, aber sehr eigenthümlichen Eindruck. Seine Lehre von Basis und Operationslinien war mir sehr einleuchtend und ich glaubte damit den Schlüssel zu gar manchem Geheimniß in Händen zu haben. Dagegen schien mir fast alles Einzelne und Besondere, was Bülow aus den ersten Sätzen seines Systems folgert, in hohem Grade zweifelhaft und zum Theil sogar vollkommen abenteuerlich.

Eine neue Welt ging mir auf, als mir ein vereinzelter Band von Wolfs mathematischen Anfangsgründen in die Hände fiel. Glücklicher Weise war es der erste. Die Evidenz und Sicherheit der Euklidischen Beweise war ein Gegenstand meines Entzückens. Mit einem Gefühl beglückender Begeisterung machte ich die ganze Geometrie, so weit sie da mitgetheilt ist, in wenigen Wochen durch und fand mich um eine ganze Welt von neuen Anschauungen und Vorstellungen bereichert. Ich liebte das Buch so sehr, daß ich mich erinnere es mit zu Bett genommen und unter mein Kopfkissen gethan zu haben. Nachdem ich Wolf erschöpft hatte, fand ich in der Bibliothek auch Kestners Anfangsgründe und studirte sie, was ernsthafter wurde. Sie wurden mein Leitfaden in dem mathematischen Studium, bloß weil ich keinen anderen hatte.

So arbeitete ich mich allein durch Geometrie und die ebene Trigonometrie bis zur sphärischen, und natürlich in der Arithmetik von den vier Species, die man mir mehrere Jahre früher nothdürftig beigebracht hatte, durch Brüche und Decimalbrüche, Quadrat- und Kubik-Wurzeln bis zu Logarithmen und Buchstaben-Rechnung empor.

Aber meine Arbeiten umfaßten noch weit mehr. Ich wußte etwas französisch, das ich gleichsam in der Luft aufgeschnappt hatte. Nun borgte ich mir vom Pastor, der mir überhaupt vielfach aushelfen mußte, Meidingers Grammatik und suchte mit deren Hülfe zu einem geregelten Verständniß der Sprache zu gelangen. Aber

naturgemäß ging ich hier noch viel früher als im Lateinischen den grammatischen Studien voraus zu dem Lesen von Autoren über. In der Bibliothek zu Arroküll fanden sich einzelne Bände der Bibliothèque de campagne. Ein Roman, der darin enthalten war — la conjuration des Pazzi à Florence — war das erste französische Buch, das ich gelesen habe. Dann folgte ein anderer sehr unbedeutender Roman derselben Sammlung, der zur Zeit Franz' I. und an seinem Hof spielte. Gleich darauf ein Buch, das mit ungemeinem Talent geschrieben doch nicht eigentlich dem Knaben-Alter bestimmt ist: der Chevalier des Grieux. Die Gewalt dieses Buches ergriff mich mit Macht, und welch ein Bild der französischen Zustände unter Ludwig XIV. ging mir darin auf! Dann besaß Fabian Wrede eine Bibliothek französischer Klassiker, lauter kleine Sedez-Bände, kostbar gebunden, die ihm reiche Petersburger Freundinnen geschenkt hatten. Von ihm erhielt ich nach einander Boileau, Corneille, Racine, Molière und Regnard, sowie Voltaires Trauerspiele, deren Vorreden mir seltsamer Weise als der Ausdruck einer kaum wahrscheinlichen Flachheit erschienen.

Aber auch dabei blieb ich in meinen Sprachstudien nicht stehen. Ich trieb auch Italienisch auf meine eigene Hand, und habe Petrarca zum großen Theil, Dantes Hölle ganz gelesen. Die anderen Theile seines großen Gedichtes besaß ich leider nicht. Dazu kamen ein paar Novellen des Boccaccio, die in Idelers Handbuch stehen, und der Anfang des Ariost. Ich wagte mich sogar an das Spanische; meine Mutter sah es gern, wenn ich mich den Sprachen der romantischen Poesie zuwendete, und so habe ich denn Buchholz' Handbuch, die guerra civil de Granada und einige Novellen des Cervantes in der Ursprache gelesen.

Auf das, was seitdem vorzugsweise das Interesse meines Lebens geblieben ist, auf Geschichte und militärische Wissenschaften, hatte ich schon damals den größten Theil meiner Zeit und Kraft gewendet. Wenn dabei für mich die Schwierigkeiten in gewissem Sinn noch größer gewesen waren als auf jedem anderen Gebiete, so lag das daran, daß mir jede Leitung, jeder Rath, jede Stütze fehlte.

Da mein Stiefvater vielfach verreist war, brachten wir, nämlich meine Mutter und ich, wie schon gesagt, einen großen Theil unserer Zeit in tiefer Einsamkeit zu. Da habe ich denn manchen langen Winterabend mit meiner Mutter Schach gespielt, was mir nicht angenehm sein konnte, da ich, abgesehen davon, daß es mich in Studien störte, die mir wichtig waren, durchaus kein Talent für dieses Spiel hatte.

Als ich etwas älter wurde, knüpften sich an solchen Abenden lange Gespräche an das Spiel. Ich weiß nicht, ob meine Mutter den Gedanken damit verband, auf meine Bildung einzuwirken. Wahrscheinlich schwebte ihr hin und wieder eine solche Vorstellung vor, gleichsam zur Rechtfertigung dieser Gespräche. Diese waren jedoch zum Theil wenig geeignet, mir einen richtigen Begriff von der Welt und dem Leben zu geben, zum Theil sogar wäre das Gemüth eines Knaben, der sich eben zum Leben entwickelte, vielleicht besser damit verschont geblieben. Denn während mir auf der einen Seite eine ideale Welt als wirklich verheißen wurde, eröffneten diese Gespräche zugleich auf der anderen in mancher Beziehung eine sehr trübe, ja trostlose Aussicht in das Leben.

Als Gegensatz zu meiner Umgebung wurde mir eine andere Welt versprochen, die eigentlich überall anderswo zu finden sei, sobald man nur die Grenzen dieses geistigen Sibiriens überschritten habe, in die wir eigentlich gehörten, in der ich leben sollte, aus der wir gleichsam nur durch die Verhältnisse auf einige Zeit verbannt seien. Unser Zustand war ein Exil, das ertragen werden mußte.

Die Welt der Verheißung aber, die ich überall anderswo finden sollte, wurde mir in märchenhaften Farben ausgemalt. Es schien eine Welt allgemeiner höchster Bildung, in der kein Mensch irgend andere als ideale Interessen hätte, in der das ganze Leben sich in Schöngeisterei, in einem fortwährenden Schwelgen, in geistreichen Gesprächen und Beschäftigungen abspinnen werde.

Meine Mutter erzählte dann von ihrer eigenen Kindheit, von den geistreichen Schulgefährten ihrer Brüder, von Dichtung, Theater und dgl., die sie mit ihren Brüdern schon in der Kindheit getrieben hatte, von den späteren Verbindungen mit den Humboldts

und den Schlegels, mit der ganzen geistreichen Welt, in der sie gelebt hatte.

Solche Erzählungen führten dann ganz von selbst darauf, auch die Dinge selbst zu besprechen, die in ihren Kreisen stets das ausschließliche Interesse Aller in Anspruch genommen hatten: Kunst und Poesie. So wurde mir die Lehre der Romantiker in Beziehung auf diese Elemente der Bildung ausführlich vorgetragen, in so fern sie überhaupt Gegenstand einer bestimmten Mittheilung sein konnte. Das war nur innerhalb gewisser Grenzen möglich; über diese hinaus wurden Kunst und Poesie Sache einer schwärmenden Empfindung, und alles ging in einer etwas mystischen Gefühlswelt auf. So ehrfurchtsvoll ich bemüht war, was mir gesagt wurde, in mich aufzunehmen, blieb mir diese ganze Welt von Vorstellungen doch eigentlich immer fremd. Sie widerstrebte meiner innersten Natur, die auf geschichtliches Verständniß, auf Klarheit und Bestimmtheit gerichtet war. Wenn ich aber jetzt zurückblicke, ist es mir von großem Werth, daß die Anschauungen, von denen die romantische Schule ausging, in solcher Weise vor mir entfaltet worden sind. In unserer Zeit, die den ehemaligen Zuständen so weit entwachsen ist, müssen sie ohne Zweifel als sehr seltsam befremden. Sie konnten ihrer Natur nach eigentlich nur einem Geschlecht, dem das politische Leben, ein nationales Dasein fehlte, für Wahrheit gelten.

Kunst und Poesie wurden unendlich hoch gestellt; als die Blüthe nicht nur sondern in gewissem Sinn auch als der eigentliche Zweck des menschlichen Daseins. Oft hat meine Mutter mir wiederholt, die ganze gebildete Welt sei darüber einig, daß Kunst und Poesie das Höchste sei, was der Mensch erreichen könne. Sie verlangte eigentlich von jedem Menschen, daß er sich wesentlich nur mit Kunst und Poesie beschäftige, und alles, was er sonst als Staatsmann oder Landwirth, als Krieger oder Rechtsgelehrter in der Welt zu thun haben möchte, gleichsam nur nebenher abmache.

Wenn man aber dann die Dinge schärfer in das Auge faßte, so ergab sich, daß unter Kunst und Poesie eigentlich nichts weiter verstanden wurde als Schöngeisterei.

Der Gedanke, daß die Schöpfung großer und edler Werke der

Kunst eine Reihe von Thaten sei, in denen ein reges strebendes National-Leben sich kund giebt, der fehlte. Es war der ganzen Schule fremd, ein Werk der Kunst im Zusammenhange mit seiner Zeit zu denken und zu beurtheilen, in der Kunst und Litteratur einer Zeit, eines Volkes den Ausdruck seines eigentlichen Wesens zu sehen, in dem das schaffende Volk sich selbst spiegelt, in dessen Genuß das Geschlecht, dem die Schöpfung angehört, sich in seinem Wesen bestätigt und steigert.

Man sah in Werken der Kunst nur etwas ganz Allgemeingültiges, das unabhängig von allen geschichtlichen Bedingungen eines gegebenen National-Daseins gleichsam in Gottes freier Luft schwebte, und man verlangte am Ende auch gar nichts weiter von ihm als einen augenblicklichen Genuß. Die Werke der Kunst und Poesie waren am Ende nur Mittel sich Emotionen zu verschaffen, eine Aufregung, einen Nervenreiz, nicht viel anders als wie Menschen anderer Organisation sich dgl. wohl durch das Spiel oder durch Liebesintriguen zu verschaffen suchen.

Es ist wohl seltsam, daß die Werke der Kunst hoch über alles, was der Menschengeist sonst vermag, gestellt werden sollten, bloß weil sich ein solcher Mißbrauch mit ihnen treiben ließ.

Daß ein solches ästhetisches Treiben in sittlicher Beziehung nicht günstig wirken konnte, ist an sich einleuchtend, denn es mied eigentlich jede ernste Arbeit des Geistes, verfolgte keine Zwecke wirklicher Erweiterung des Verständnisses, und blieb allem fremd, was den Charakter stählen und erheben konnte. Es ging vollkommen principienlos in unbestimmte Weite einem entnervenden Genuß nach.

Dieser Mangel an Ernst, diese Grundsatzlosigkeit offenbarte sich auch in dem eigenen Leben mehr als eines Anhängers dieser Schule, und charakteristisch ist im Allgemeinen, daß Kants strenge Philosophie den sämmtlichen Jüngern der Romantik, als durchaus prosaisch, in hohem Grade zuwider war.

Natürlich offenbarte der Geist der Schule sich auch in der Kritik, die sie übte, und diese nahm in eigenthümlicher Weise eine Wendung, die eben nur im Zusammenhang mit dem gesammten geistigen Leben dieses Kreises verständlich werden kann. Alle Werke der Litteratur,

welche vergangene Zeiten hervorgebracht hatten, wurden ohne Unterschied genau so beurtheilt, wie Produkte der Gegenwart; ohne Rücksicht auf ihr Verhältniß zu der Zeit ihrer Entstehung oder darauf, was sie ihrer Natur nach, z. B. als Volkssage, als Volkslied oder uralte Tradition sein konnten oder sein mußten; ohne Rücksicht auf die Bedeutung, die sie ihrer Natur und Entstehung nach hatten, und auf das Verständniß einer verstehenswerthen Vergangenheit, das sie uns erschließen. Sie wurden ohne Unterschied beurtheilt als die Werke einer willkürlich spielenden Muse, die eigentlich durch alle Jahrhunderte und Völkerzustände hindurch immer dieselbe bleibt, oder doch von Rechtswegen bleiben müßte, und der Maßstab für das Urtheil lag natürlich darin, in wie fern sie geeignet waren, dem gegenwärtigen Geschlecht die gewünschten Emotionen zu verschaffen.

Mir ist das Wesen dieser Kritik in zwei merkwürdigen Fällen besonders klar entgegen getreten.

Zu den Dingen, welche die romantische Schule vorzugsweise verehrte, ja geradezu an die Spitze aller Schöpfungen des Genius zu stellen pflegte, gehörte vor allen auch Dantes großes Gedicht. Die sehr große Mehrzahl der Jünger dieser Schule verehrte den Ghibellinischen Sänger des vierzehnten Jahrhundert, aber ganz und gar auf Treu und Glauben; gelesen hatten sie ihn nicht; meine Mutter so wenig als z. B. Ludwig Tieck, der in seinem Zerbino meint, Dante habe „zur Glorie der katholischen Religion" gesungen. Ich las nun den Dante wirklich, so mühsam das für einen Jüngling war, der weder die mittelalterliche Geschichte Italiens noch die scholastische Philosophie hinlänglich kannte, um dem Dichter überall leicht zu folgen. Meine Mutter lernte den Inhalt des Gedichtes und einzelne Stellen durch mich kennen. Sie war sehr verwundert und nichts weniger als befriedigt. Daß Dante mit seinem Gedicht die Absicht verband, in großartiger Weise auf sein Volk und seine Zeit zu wirken; daß er sich mit titanischer Macht gegen die weltliche Herrschaft des Papstes erhebt und gegen den geistigen Druck, der auf seinem Jahrhundert lastet; daß es ihm um eine Weltordnung zu thun ist, die er gegründet zu sehen hofft, daran wurde nicht entfernt gedacht. Von einzelnen berühmten Stellen: Francesco e Paola, dem Untergange

des Ugolino u. dgl. hatte meine Mutter schon früher gehört, und diese wurden auch jetzt in ihrer Schönheit anerkannt. Im Allgemeinen aber wurde sehr getadelt, daß das phantastische Spiel, wofür das Gedicht gelten sollte, nicht großartiger und interessanter angelegt war. Man bemerkte mit Verwunderung, daß der Dichter eigentlich nur Gestalten aus seiner Zeit und seiner nächsten Umgebung einführt, obscure Wesen, wie meine Mutter meinte, die Niemanden etwas angehen, und für die man sich nicht interessiren könne. Sie kam sehr oft darauf zurück, er hätte die Helden des Homer einführen müssen, allenfalls die Helden des historischen Alterthums, das wäre der Mühe werth gewesen und hätte wirklich schön sein können.

Die andere kaum weniger charakteristische Erfahrung wurde durch Hagens Uebersetzung der Wilkina- und Nephlunga-Sage herbeigeführt, von der sich ein Exemplar seltsamer Weise nach Estland hin verloren hatte. Meine Mutter las das Werk vor, wobei es etwas eigenthümlich herzugehen pflegte. Ich mußte zuhören, wenn mir das auch nicht immer erwünscht war. Mein Stiefvater aber legte sich nicht selten bequem auf einem Sopha zurecht, und ließ den Strom der Poesie über sich ergehen. Dies Mal hörte er aber wirklich zu, denn die Erwartungen waren sehr hoch gespannt. Man war gewohnt, die Dichtungen des Mittelalters sehr hoch zu stellen und wunderbare Schönheiten darin zu sehen. So erwartete man denn auch von dieser Lectüre großen Genuß, ging mit großer Begeisterung an die Sache und erfreute sich im Anfang wirklich an den Heldengestalten. Doch mußte man sehr bald gewahr werden, daß die Sache gar sehr in das Abenteuerliche ging und nicht frei von Rohheit blieb. Man rügte in der Sage Fehler der Composition, als ob von einem Kunstepos oder von einem in den letzten Wochen erschienenen Roman die Rede sei. So wurde namentlich, wie mir noch gegenwärtig ist, als aller Wahrscheinlichkeit, ja aller Vernunft in der Composition Hohn sprechend energisch getadelt, daß Wittich sich vierzehn Winter in einem Walde verbirgt, um zuletzt seine Gegner zu überfallen. Meinem Stiefvater war unter anderem auch anstößig, daß die Schwerter, die Mime schmiedet, so hoch gefeiert werden, daß z. B. ein Held sich zu kämpfen weigert, wenn er Mimmung in der Hand des Gegners weiß. Von den Edda-

liedern war sehr viel die Rede; wie weit man sie wirklich kannte, weiß ich nicht zu sagen, aber es zeigte sich, daß man in Mime und Wieland nicht mythologische Gestalten sah, sondern Schmiede dieser Welt. Mein Stiefvater meinte einfach, wenn auf das Schwert und die Waffen so viel ankomme, dann verlören die Heldenthaten ihren Werth. Die Wilkina-Sage wurde nach und nach ein Gegenstand des Spottes, und endlich wurde sie als ein ganz verfehltes absurdes Machwerk bei Seite gelegt, ohne daß man sie auch nur ganz durchgelesen hätte.

Gar viele Erscheinungen der Kunst und Litteratur wurden in unseren Abendunterhaltungen im einzelnen besprochen, und da war es merkwürdig, daß eigentlich keine Größe außer Shakespeare und allenfalls Cervantes unbedingt anerkannt wurde. Eigenthümlich war besonders die Art, wie von Goethe gesprochen wurde. Er hatte sich gegen die Ueberschwenglichkeiten der jugendlichen und zum Theil etwas unreifen Romantiker einigermaßen ablehnend verhalten. Das mochte Einfluß auf das Urtheil über ihn geübt haben. Man sprach von ihm als von einem Manne, aus dem allerdings etwas hätte werden können, da er in der Jugend sehr viel versprach. Die Werke seiner Jugendzeit, Werther, Götz und Faust wurden sehr bewundert; später aber war er nach der Ansicht dieser Schule auf Abwege gerathen, und so schloß das Urtheil mit einem seltsamen nicht gerade hochachtenden Bedauern, daß in ihm ein schönes Talent doch am Ende verloren gegangen sei. Schiller galt eigentlich gar nicht für einen Dichter. Zwar sprach man mit Bewunderung von dem titanischen Talent, das sich in den Räubern kund giebt. Man erkannte im Wallenstein und Tell noch manches Schöne, aber man meinte doch, daß er eigentlich zu Grunde gegangen sei. Er habe, indem er sich um eine philosophische Bildung bemühte, seine Rohheit abstreifen wollen, anstatt dessen aber die Macht seines Genius gebrochen.

Das eigentlich Bedenkliche in diesen Ansichten lag wohl darin, daß ihnen etwas Wahres zum Grunde lag, daß aber Irrthum und Befangenheit diese Wahrheit nicht allein zu ihren Gunsten gelten machen wollten, sondern auch bis zu solcher Uebertreibung steigerten, daß sie zur Unwahrheit wurde.

Am seltsamsten war es vielleicht, daß Alles, was Lessing, Herder, Goethe und Schiller uns gegeben hatten, noch gar nicht für Litteratur gelten sollte. Das Alles sollte nur als eine Reihe von Anfängen und Versuchen angesehen werden, durch welche die Aussicht auf eine dereinstige deutsche Litteratur eröffnet werde. Die Litteratur selbst aber mußte noch kommen.

Die Romantiker hatten es eben versucht, Goethe und Schiller zu überbieten und womöglich weit hinter sich zu lassen, und dabei war nun das Eigenthümliche, daß ein jeder von ihnen, so eifrig sie auch alle zusammen arbeiteten, doch eigentlich die Ohnmacht des Anderen sehr wohl durchschaute. So sprach meine Mutter zwar von Novalis mit Verehrung, die Reimereien seiner Brüder dagegen wurden als sehr unbedeutend abgefertigt. Fouqué war ein Gegenstand des Spottes, für die Schwächen und Verkehrtheiten Friedrich Schlegels hatte man ein sehr scharfes Auge, und selbst Ludwig Tieck wurde viel und streng getadelt. So wurde der Kreis dessen, woran man sich ohne Einschränkung erfreuen konnte, eigentlich sehr eng; man konnte sich mitunter zweifelnd fragen, was denn am Ende wirklich übrig bleibe.

Vielfach gingen unsere Gespräche über das Gebiet der Kunst und Litteratur hinaus auf das Leben selbst über, auf die Schule der Erfahrung. Der Einfluß der Zeit, in der meine Mutter aufgewachsen war, machte sich nämlich in dem Bilde des Lebens und seiner unvermeidlichen Bedingungen, das sie nicht selten entwarf, mehr als billig geltend. Friedrich Wilhelm II. hatte in Berlin zu seiner Zeit Leichtsinn und Verderbtheit um sich verbreitet. Diese Zustände wurden nun als der Lauf der Welt ganz im Allgemeinen geschildert. Es wurde mir gesagt, daß ich mich darauf gefaßt machen müßte, überall im Innern der Familien höchst unglückliche Verhältnisse zu sehen, die überall zu Tage kämen, sobald man die Menschen näher kennen lerne: brutale Männer, die ihre Frauen mißhandelten, und Frauen, die sich durch Untreue rächten, Unfrieden und Zwietracht. Mir waren diese Vorstellungen unerträglich. Wenn ich aber, auf's äußerste dadurch geplagt und gequält, unwillig erklärte, daß ich mit solchen Familienverhältnissen überhaupt nichts zu thun

haben wolle, antwortete meine Mutter: „du wirst keine anderen finden.“ Sie suchte dann meiner widerstrebenden Natur Lebensklugheit beizubringen, — eine Nachsicht mit dem Lauf der Welt, wie er nun einmal ist, die jeden sittlichen Ernst ausschließt. Sie ging gelegentlich wohl so weit, mir auseinander zu setzen, durch wieviel Umstände manches an sich nicht Löbliche erklärt und damit auch in gewissem Sinn entschuldigt wäre. Ich erinnere mich namentlich, wieviel wir über Molières Georges Dandin gestritten haben. Ich war empört über die Unsittlichkeit des Stücks und nahm sehr entschieden Partei für den armen betrogenen Georges Dandin. Meine Mutter wollte darin eine gewisse Rohheit sehen, erklärte mir, dieser plumpe Gesell verdiene kein anderes Schicksal; seine graziöse junge Frau sei zu beklagen und zu entschuldigen, die Handlung aber eine sehr lustige.

Eine andere Reihe von Vorstellungen, die häufig zum Vorschein kam, wenn meine Mutter sich in einem gewissen Behagen in ihren Erinnerungen erging, war meiner Natur nicht weniger widerstrebend. Die Jugendepoche meiner Mutter war nämlich in die Zeit gefallen, wo am preußischen Hofe mit geheimen Orden, Rosenkreuzerei und Geisterseherei, mit Visionen, die man einem schwachen König vorgaukelte, ein arger Unfug getrieben wurde. Die geistreichen Kreise Berlins hatten an diesem Treiben Antheil genommen, und während es für die Leute vom Hof gewissermaßen zu ihren Dienstpflichten gehörte sich anzustellen, als glaubten sie, daß hinter dem geheimnißvollen Wesen der Abenteurer und Betrüger, die damals am Hof ihre Rolle spielten, wirklich ein Geheimniß stecke, während das für die vornehme Welt zum guten Ton gehörte, lag es den Romantikern natürlich nahe, ganz ehrlich, wenn auch in schwankender Weise, gleichsam nur halb und halb daran zu glauben.

Wenn Cagliostro und seines Gleichen, die Leute, die sich im vorigen Jahrhundert vorzugsweise in der ungläubigsten Gesellschaft, die es je gegeben hat, als Wunderthäter gelten zu machen wußten, ganz einfach Abenteurer und freche Betrüger genannt wurden, so war meine Mutter zu Zeiten wohl geneigt das sehr übel zu nehmen. Es wurde besprochen wie eine Täuschung, der nur eine hoffnungslos trostlose Prosa verfallen könne, nur ein Geist, dem der Sinn für

das poetisch Geheimnißvolle in der Natur durchaus fehle. Es gehörte zu den Dingen, die an Goethe getadelt wurden, daß er sich diesen Dingen gegenüber so durchaus ablehnend verhalten hatte; daß er namentlich Cagliostros niedrige Herkunft in Sicilien ermittelt hatte. Auch glaubte man, daß er sich in der Sache habe täuschen lassen; aus solchen Verhältnissen konnte Cagliostro nicht hervorgegangen sein; man gefiel sich darin, die Herkunft dieses geheimnißvollen Mannes für ein unaufgeklärtes Geheimniß zu halten. Der Groß-Cophta vollends wurde Goethen gar nicht verziehen. Wie hatte der ehemals größte deutsche Dichter so tief sinken und glauben können, daß Cagliostro ein ganz gemeiner Betrüger gewesen sei!

Wie meine Mutter von allen Wundern des thierischen Magnetismus gläubig überzeugt war, glaubte sie auch, daß Mesmer, Cagliostro u. s. w. wirklich in Besitz wichtiger Geheimnisse der Natur gewesen seien.

Dieser Begriff „Geheimnisse der Natur" war sehr dehnbar. In gewissen Stimmungen war meine Mutter nicht abgeneigt an Zauberei zu glauben. Nur sollte man sich etwas Poetisches dabei denken. Sie glaubte, daß in den alchemistischen und kabbalistischen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts eine tiefe verborgene Weisheit stecke, die unserer armseligen prosaischen Zeit verloren gegangen sei. Gerade wie Jakob Böhme für den größten aller Philosophen galt, oder vielmehr in gewissem Sinn für den einzigen Philosophen, den es je gegeben habe, und neben Thomas a Kempis auch die Herzensergießungen der Frau de la Mothe-Guyon erhaben geachtet wurden, hatten meine Eltern auch eine lange Reihe alchemistischer und kabbalistischer Schriften angeschafft. Sie begann mit dem Theophrast und Picus von Mirandola, woran sich vieles Andere in bunter Reihe schloß.

Es war merkwürdig, wie vieles Erhabene in diesen Kreis von Vorstellungen gezogen wurde, und wie man dann auch wieder nicht verschmähte, ganz Triviales zu Hülfe zu nehmen. So glaubte meine Mutter eines Abends in Shakespeare wegen der Scene in der Hexenküche im Macbeth einen tiefeingeweihten Adepten dieser Weisheit zu erkennen, und eine ähnliche Bemerkung machte sie über Andreas Gryphius, als dessen Cardenio und Zelinde gelesen wurde. Da-

neben wußte sie denn auch allerhand Geschichten von den Berliner Wunderthätern ihrer Jugendzeit. Diese waren aber nicht alle so wichtig, als sie genommen wurden. Einer der Herren z. B., der aus der Stadt verwiesen wurde, hatte das Kunststück gemacht, anscheinend zu allen Thoren Berlins zu gleicher Zeit hinaus zu fahren. Ein Anderer machte dem König seine Aufwartung in einem rothen Rock, der, als er sich zum Abschied verbeugte, ein blauer geworden war.

In einem gewissen Zusammenhang mit dieser Vorstellung von den Geheimnissen, in deren Besitz diese geheimnißvollen Leute waren, wurde dann zu Zeiten auch den geheimen Gesellschaften eine Bedeutung beigelegt, die so ziemlich alles zu umfassen schien, was die Menschheit überhaupt interessiren kann, namentlich erschien dann die französische Revolution als das Werk geheimer Gesellschaften, und nicht bloß dies große Weltereigniß selbst, sondern alle Umwälzungen und Veränderungen, die weiter aus ihr hervor gingen, wurden in demselben Sinn gedeutet. In ihnen trat das fortgesetzte Wirken eines die Welt beherrschenden geheimen Bundes sichtbar zu Tage. Meine Mutter sprach dann die Ueberzeugung aus, daß die Siege der Franzosen, und namentlich Preußens Sturz 1806 dadurch herbeigeführt waren, daß die Bundesbrüder in Preußen den Weisungen der Häupter des Ordens folgten und absichtlich die Niederlagen herbeiführten, die den Zwecken der geheimen Gesellschaft dienen sollten. Es wurden eine Menge kleiner Züge und Einzelheiten angeführt, die das beweisen sollten. Im Verlauf des Gesprächs wurde dann weiter ausgeführt, wie dergleichen möglich sei. Ich wurde belehrt, daß überhaupt kein Mensch im politischen Leben empor und an eine bedeutende Stelle kommt, als eben nur in so fern er durch eine mächtige geheime Verbindung gehoben wird. Die Freimaurer hatten dieser Schilderung zu Folge überall ein wachsames Auge, bemerkten jeden bedeutenden jungen Mann und suchten ihn in ihre Kreise zu ziehen oder doch zu benützen. Beiläufig erwähnte meine Mutter dann, wie man sich an verschiedenen Orten wiederholt um meinen Stiefvater bemüht und gesucht habe, ihn für einen geheimen Orden anzuwerben. So erschien schließlich ein jeder Mensch, der eine bedeutende Rolle in der Welt gespielt hatte, als das bloße eigentlich

willenlose Werkzeug eines geheimen Bundes, dessen Zwecke er vielleicht nicht einmal kannte, und es wurde angedeutet, daß andere Individuen, die sich mehr im Hintergrunde hielten, „sehr tief eingeweiht seien" und eigentlich das sichtbare Schauspiel der Weltgeschichte veranlaßten und lenkten. Dem Abt Sieyès, in dem man einen der geheimen Oberen des Ordens vermuthete, wurde in dieser Weise eine ganz abenteuerliche Bedeutung beigelegt. Zuweilen wollte es scheinen, als ob neben ihm auch Napoleon verhältnißmäßig unbedeutend werde; der war natürlich durch die Freimaurer gehoben worden und ihr Werkzeug. Dann aber schien er sich den Zwecken des Bundes untreu gezeigt zu haben, und das hatte wahrscheinlich seinen Sturz herbeigeführt. Man hatte dunkel von einem Bund der Philadelphen gehört, der sich in der französischen Armee gegen Napoleon gebildet habe. Ein junger Oberster, den man zu nennen wußte, und der bei Wagram geblieben war, sollte das Haupt dieses Zweiges der Freimaurerei gewesen sein. Es ging die Sage, Napoleon habe diesen jungen Mann im Getümmel der Schlacht erschießen lassen.

Ich hatte das Bedürfniß, in einer durchsichtigen Atmosphäre vollkommener Klarheit zu leben; da versetzten mich diese Darstellungen nicht selten in einen fast unerträglichen Zustand. Der Gedanke, daß die Erscheinungen des Lebens nie wirklich das sein sollten, wofür sie sich ausgeben, immer leerer Schein, der das wahre Wesen der Dinge dem Blick entzog und uns anstatt dessen eine allgemein geglaubte Lüge vorspiegelte, verursachte mir wahre Seelenqualen. Wie sollte man in der Welt leben, wenn sie so eine Welt des Scheins und Trugs war, woran sich halten, wenn alle Helden und bedeutenden Männer bloß die Werkzeuge versteckter Gaukler waren, welche Aussicht blieb auf eigene Selbständigkeit und Bedeutung im Leben, wenn man entweder unbedeutend bleiben oder auch das Werkzeug irgend eines geheimen Bundes werden mußte? Das waren mir Schreckbilder, und ich suchte mich ihrer zu erwehren.

Uebrigens trat diese ganze Reihe von Vorstellungen bei meiner Mutter auch nur dann hervor, wenn irgend ein besonderer Umstand, eine Wendung des Gesprächs, irgend eine Zufälligkeit sie gleichsam erweckte. Zu Zeiten konnte sie dann auch wieder die Ereignisse der

politischen Welt besprechen, als seien sie wirklich das, was sie scheinen: ein Kampf der offen zu Tage liegenden Interessen, die That der Menschen, in deren Händen die Leitung der öffentlichen Angelegenheit liegt.

Gewisse Ereignisse, über die sie genau unterrichtet war, behandelte sie sogar immer in dieser tageshellen historischen Manier, ohne jenen mystischen Hintergrund geheimer Gesellschaften. Dazu gehörte manches, das sie durch Herrn von Brinckmann erfahren hatte, den bekannten schwedischen Diplomaten, der jahrelang zu den Berliner geistreichen Kreisen gehört hat. Sie wußte den Sturz Struensees in Dänemark, die Ermordung Gustavs III. in Schweden und die Flucht Ludwigs XVI. mit allen Einzelheiten zu erzählen und diesen Begebenheiten alles Interesse zu verleihen, das sie selber daran genommen hatte. Diesen Erzählungen folgte auch ich mit großer Theilnahme, und sie sind mir sehr gegenwärtig geblieben. Auch manche Berliner Begebenheit, wie z. B. die Geschichte einer bekannten Giftmischerin aus den höheren Ständen wußte sie mit derselben Lebendigkeit darzustellen.

Diese Gespräche waren für mich um so merkwürdiger, als meine Mutter, mit einer Fülle von Geist und einer seltenen Gewandtheit begabt, ihre Sätze in solcher Weise durchführte, daß ein Knabe der Discussion nicht gewachsen sein konnte. Es ist überhaupt nicht leicht einen Begriff von einem so glänzenden und reichen Geist zu geben, wie der meiner Mutter war. Der funkelnde Glanz war ein solcher, daß sie in weiten Kreisen für eine gelehrte Frau galt, während es ihr im Gegentheil an Kenntnissen fehlte. Sie hatte eigentlich nie zusammenhängend gearbeitet, in ihrer Lektüre nie einen bestimmten Zweck verfolgt, immer nur aufgenommen, was ihr gefiel und zusagte, und wie einerseits die romantische Richtung, der mangelnde Sinn für die Realität, hatte andrerseits wohl auch dieser Mangel an Kenntnissen dahin geführt, daß sie sich eine solche willkürliche Welt der Phantasie schuf, in der sie lebte.

Diese Periode der Abgeschiedenheit wurde durch ein Ereigniß unterbrochen, das auf unsere und insbesondere meine Existenz bestimmender und folgenreicher einwirken sollte: durch das Erscheinen eines bedeutenden Menschen, der in unsern Kreis trat.

Der Weltumsegler Krusenstern*) hatte sich in unserer entfernteren Nachbarschaft angesiedelt. Er hatte das Gut Aß gekauft, ein altes Schloß, wo ich auch sonst schon gewesen war. Wir erfuhren, daß er den Wunsch geäußert hätte, meine Mutter kennen zu lernen; die Bekanntschaft wurde eines Tages zu Löwenwolde vermittelt, und es folgten gegenseitige Besuche, aus denen nach und nach eine Freundschaft beider Familien erwuchs.

Krusenstern selbst entsprach durchaus nicht dem banalen Bilde, das man sich von seemännischer Derbheit zu machen pflegt. Er war im Gegentheil ein Mann vom besten Ton im edelsten Sinn des Worts, der feine Anstand, die ruhige und bescheidene Würde seines Benehmens waren nicht eine bloß äußerliche Politur, wie man sie so häufig an sogenannten Leuten von Welt wahrnimmt; sein Be-

*) Heute ziemlich allgemein vergessen war der „Weltumsegler" Admiral Adam Johann von Krusenstern seiner Zeit nicht nur eine estländische oder russische, sondern eine europäische Berühmtheit und ein in der That höchst ausgezeichneter und verdienter Mann. Im Jahre 1770 zu Haggud in Estland geboren und auf der Revaler Dom- und Ritterschule gründlich vorgebildet, trat K. in die russische und sodann seiner Ausbildung wegen in die englische Marine, der er mehrere Jahre angehörte, um nach beendeter Lehrzeit nach Rußland zurückzukehren. Im Anfange des neuen Jahrhunderts zum Kapitän zur See befördert, wurde Krusenstern einige Jahre später (1802) mit einer Expedition zur Umschiffung der Erde beauftragt. Am 7. August 1803 von Kronstadt abgesegelt, kehrte er genau drei Jahre später mit den beiden Expeditionsschiffen Nadeshda und Newa in den nämlichen Hafen zurück. Die Ergebnisse dieser in wissenschaftlicher wie in nautischer Rücksicht außerordentlich wichtigen und ausgiebigen Reise legte er in dem zweibändigen, wiederholt aufgelegten, deutsch, russisch und englisch erschienenen Werke „Reise um die Welt in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1806" nieder. Außer einer größeren Anzahl geographischer und nautischer Schriften verfaßte er die Instruction, nach welcher sein ehemaliger Reisegefährte Otto von Kotzebue die (durch die Theilnahme Chamissos bekannt gewordene) Weltumsegelung der Jahre 1815 bis 1818 ausführte.

Von der Universität Dorpat zum Doctor der Philosophie h. c. und von zahlreichen gelehrten Gesellschaften zu deren Ehrenmitgliede ernannt, zum Admiral, zweiten Director der Marine-Kadettenschule, Ritter des preußischen Ordens pour le mérite u. s. w. befördert, starb Krusenstern am 12. August 1846 auf seinem Landgute Aß in Estland. An dem nämlichen Tage heirathete Bernhardi die älteste Tochter des Admirals, Charlotte. Eine interessante, die Geheimgeschichte der Expedition von 1803 umfassende Biographie Krusensterns findet sich im ersten Bande von Bernhardis „Vermischen Schriften" (Berlin 1879, 2 Bände). Nach K.s Tode hat Rußland seinen ersten Weltumsegler dadurch geehrt, daß ihm in Petersburg vor dem Seekorps ein ehernes Standbild errichtet worden ist.

tragen ging vielmehr aus einer wirklichen Bildung des Geistes und Gemüths, aus sittlicher Reinheit und Würde hervor. So waren seine Formen, sein Umgang im hohen Grade ansprechend und wohlthuend.

Die Eigenthümlichkeit seines Wesens war größtentheils dadurch bestimmt worden, daß England das Land war, dem er seine Bildung verdankte, und daß er sie dort in seiner Berufsthätigkeit ausschließlich in dem Umgang mit Männern erworben hatte, deren Thätigkeit dem unmittelbar Praktischen zugewendet war. So war seine Bildung mehr eine in sich vollendete als vielseitige und umfassende geworden. Bei der größten Achtung vor jeder geistigen Thätigkeit, vor jedem auf idealen Motiven beruhenden Streben, war er doch geneigt in abstrakter Auffassung den Maßstab eines Engländers des vorigen Jahrhunderts an die Dinge zu legen. Es konnte dann selbstverständlich erscheinen, daß der Erfinder der Dampfmaschine höher gestellt werden müsse, als ein großer Dichter und Maler. Seine eigene Thätigkeit war durchaus auf das allgemein Nützliche gewendet. Auf diesem Gebiet erkannte er die Ziele seines Strebens. So äußerte sich das poetische Element seines Wesens nicht in seinen Leistungen, nicht in dem, was er that und der Welt geben wollte, sondern in den durchaus idealen Motiven, die ihn dabei beseelten. Da konnte der unbefangene Beobachter gar wohl wahrnehmen, daß dies poetische Element ihm unbewußt ein sehr mächtiges war, und das zeigte sich auch in dem großen Eindruck, den Dichtungen Shakespeares und Goethes auf ihn machten, wenn sie ihm näher traten. Doch wurden das unter den Menschen, die ihn umgaben, nur wenige gewahr, so hoch man ihn allgemein achtete. Während die meisten seiner Landsleute Rußland ziemlich gleichgültig betrachteten, von einem Vaterlande überhaupt nicht wußten und ausschließlich in provinziellen Standesinteressen lebten, war Krusenstern Patriot aus Pflichtgefühl, nicht nur zu jedem Opfer bereit für den Staat, dem er einmal angehörte, sondern auch bereit diese Opfer mit Begeisterung zu bringen. Er liebte auch den Russen aus dem Volk, den russischen Matrosen und Soldaten. Charakter und Wesen der vornehmen Russen dagegen war und blieb ihm auf das äußerste zuwider, und nicht minder das schmutzige Leben und Treiben des kleinen slavischen Beamten-Adels.

Mit begeisterter Liebe hing er an England, dem Vaterlande seiner Bildung. Jeden Engländer war er bereit als Freund zu empfangen; alles was den Stempel englischen Wesens an sich trug, war ihm homogen und lieb. Sein Gefühl für dieses Land war ein so unbedingtes und von solcher Wärme, daß er stets bereit war, für jedes Interesse, für jede Forderung, für jeden Anspruch Englands entschieden einzutreten; denn daß die Politik Englands immer und überall edel, großartig, gerecht und uneigennützig sei, daran hatte er nie gezweifelt. Selbst die Ansprüche Rußlands waren in seinen Augen unberechtigt, wo sie mit denen Englands in Konflikt kamen, wie an der Nordwestküste von Amerika. Dennoch aber hatte er aus Pflichtgefühl alle Anerbietungen, unter sehr vortheilhaften Bedingungen in den Dienst Englands überzutreten, abgelehnt. Der Gedanke, seine Dienste einem anderen Lande zu weihen als demjenigen, dem er angehörte, war für ihn vollkommen undenkbar. Er konnte seine Heimath nicht anders wohin verlegen; ebenso unmöglich aber wäre es ihm gewesen, in dem eigentlichen Rußland unter Russen, z. B. in Moskau zu leben. Nichts konnte seiner Natur in einem höheren Grade widerstreben.

So gab es denn für ihn nur die eine im engeren Sinn heimathliche Provinz, in der er sich ansiedeln konnte. Wie ihn auf der einen Seite die Abneigung gegen slavisches Leben und Wesen auf dieses halbdeutsche Land verwies, zog ihn auf der anderen auch noch ein besonderer engerer Patriotismus dahin: es war das Land seiner Väter, das Land, in dem seine Familie lebte; er hatte das Gefühl, daß er dahin gehöre, und doch war er auch hier nicht eigentlich befriedigt. Die Beschränktheit der provinziellen und Standesinteressen, der Mangel an Gemeinsinn verletzten ihn und ließen kaum irgend welche Berührungspunkte übrig. Selbst die äußeren Formen des Lebens waren ihm, dem an englische Sitte gewöhnten, durchaus unangenehm. Nichts konnte ihn z. B. mehr anwidern, als wenn er in einem befreundeten Hause etwa den Hausherrn in landesüblicher Weise mit zahlreichen Nachbarn und Gästen in Schlafröcken und mit langen Tabakspfeifen am Kaffeetisch sehen mußte, ohne daß die Gegenwart der Damen dabei gestört hätte.

So stand er allein in seinem engsten Heimathlande, wo ihn eigentlich niemand verstand, und er schloß sich auch in gewissem Sinn gegen seine Landsleute ab. Entferntere Freunde und Verwandte besuchten gelegentlich sein Haus auf eine Reihe von Tagen; der landüblichen Gastlichkeit aber war sein Haus verschlossen. Die Nachbarn waren nie bei ihm zu festlichen Gelagen versammelt, ja er hatte sich nicht ohne Berechnung schon dadurch von ihrem Leben und Treiben abgesondert, daß der Tag bei ihm anders eingetheilt war als im Lande üblich war. Man speiste z. B. zu einer späten Stunde, und schon dadurch war der gewöhnliche gesellige Verkehr so gut wie unmöglich gemacht. Auch imponirte sein Wesen den Nachbarn in der Weise, daß sie eigentlich nicht daran dachten ihn in ihre Kreise zu ziehen.

Daß sich das Leben des Hauses in dieser Weise gestaltete, war besonders auch Frau von Krusenstern sehr genehm. Sie war sehr geeignet in der Gesellschaft mit glänzendem Erfolg aufzutreten; denn sie war schön, in heiterer Stimmung hinreißend liebenswürdig, der anmuthigste graziöseste Witz stand ihr zu Gebot und bewegte sich doch immer wohlwollend in harmlosen Spielen, selbst wo er die komischen Seiten der Menschen und des Lebens berührte, aber eben nur für die wirklich gute Gesellschaft war sie geschaffen; denn auch ihre Bildung war eine echte, die Geist und Gemüth veredelnd durchdrungen hatte. Für das gesellige Leben des Landadels fehlte ihr jede Fähigkeit der Theilnahme, und das eigentliche Bedürfniß ihres ganzen Wesens führte sie unwiderstehlich darauf, sich auf den wirklichen Verkehr, auf das Zusammenleben mit wenigen Menschen zu beschränken, die in einer oder anderer Weise ausgezeichnet und ihrem Herzen theuer waren. Glücklicherweise gehörte meine Mutter bald zu diesem Kreise.

Von einem liebenden Vater und einem sehr würdigen vielseitig gebildeten Geistlichen erzogen, war Frau von Krusenstern früh auf das Echte in dem geistigen und sittlichen Inhalt des Lebens gerichtet worden. Der Bildung jener Zeit entsprechend, in die ihre Jugend fiel, war ihr selbst die Kantische Philosophie nicht fremd geblieben; ihr geistlicher Lehrer hatte sie mit der Anschauungsweise und den Grundsätzen des Königsberger Weisen bekannt zu machen gesucht.

Sie liebte Litteratur und Kunst und verstand ihre Schöpfungen zu genießen. Doch aber waren die Interessen des Gemüths in dem Grade überwiegend, daß Litteratur und Kunst ihr mehr als Schmuck des Lebens galten. Was sie wirklich in Anspruch nahm und ernst und ausdauernd beschäftigte, das war die Sorge für die Gegenwart und Zukunft ihrer Kinder, die ernste Theilnahme für ihre Freunde und für Alle, die durch die Verhältnisse auf sie angewiesen schienen. Darin ging ihr Leben auf. Sie hatte täglich stundenlang mit Leuten aus dem Dorfe zu sprechen, hörte stundenlang mit einem unermüdeten Antheil zu, wenn arme alte Frauen aus dem Dorf von ihren Zuständen und Sorgen sprachen.

Der älteste Sohn des Hauses war genau mein Altersgenosse; wir wurden von unseren beiderseitigen Eltern darauf angewiesen, ein gutes Verhältniß zu einander zu haben, und bei gutem Willen von seiner Seite, bei dem allerbesten von der meinigen, waren wir denn auch gute Freunde, obgleich unser Streben und Wesen nach ganz verschiedenen Seiten sehr weit auseinander ging. Er wollte Russe sein, und wie das Menschen zu geschehen pflegt, die sich von ihrer eigentlichen Nationalität lossagen, um sich einer fremden anzuschließen, schuf er sich willkürlich Ansichten und Täuschungen, die geeignet schienen ihn zu rechtfertigen. Er gefiel sich in der Vorstellung, daß in Rußland und nur dort die Menschheit auf ihrer Höhe stehe, außerhalb Rußlands aber die Welt im Argen liege. Bei einem jungen Menschen, der eigentlich noch dem Knaben näher stand als dem Jüngling, ergingen sich dergleichen Ansichten natürlich in bloßen Behauptungen, denen gar keine wirkliche Anschauung, gar keine wirklich durchgemachte Arbeit des Geistes zu Grunde lag. Er wußte nicht, worauf er sich berufen sollte und wurde eben deshalb sehr heftig, wenn über diese Vorliebe und Abneigung und ihre Gründe gestritten wurde. Es war im Grunde auch in ihm, dem der Patriotismus ein Bedürfniß war, der Zwiespalt, den die Stellung der Deutschen in jenen Provinzen im Menschen hervorruft, und den er auf seine Weise zu lösen suchte. Zum Mißfallen seines Vaters war er zu ernsten und mühsamen Studien nicht sehr geneigt. Er wäre gern ein glänzender Garde-Reiter-Offizier gewesen. Was uns aber trotz aller Verschiedenheit

auf einem Fuß der Freundschaft erhielt, war, daß ihn die Natur zu einem guten Menschen gemacht hatte.

Seine Brüder Julius und Paul waren bedeutend jünger, eigentlich nicht unsere Gefährten. Eben der Unterschied des Alters machte den ältesten Bruder Otto zu einem sehr bedeutenden Mann in ihren Augen. Sein Wesen, die Art, wie er sich für unternehmend gab, imponirten ihnen gar sehr, so daß er ihnen für das galt, was man im Englischen herkömmlich einen „Riesentödter" nennt, für einen Mann, der gleich dem Helden eines Ritterromans ohne Ausnahme alles und jedes kann.

Der jüngste Sohn Emil gehörte noch der Kinderstube an und verkehrte wenig mit uns. Er wurde für kränklich angesehen und zart behandelt. Als Hauslehrer gehörte unserem Kreise ein liebenswürdiger junger Mann, ein Genfer Namens Ponzay an. Er ertheilte Unterricht nach dem Maßstabe, der auf französischen Lyceen herkömmlich ist, war aber so jung, daß er sich im übrigen ganz zu einem Gefährten für heranwachsende Knaben eignete; selbst da, wo es Unternehmungen galt, die noch ganz dem Knabenalter angehörten, stand er nicht selten leitend an der Spitze.

Ein junger Meyendorff, der eine Zeit lang als Mitschüler im Hause war, machte nicht Epoche in unserem Leben. Merkwürdig und ein Gegenstand der Achtung und Zuneigung war mir dagegen wie Allen ein alter Diener des Hauses, ein Matrose Namens Taraß Gledianoff.

Er hatte mit Krusenstern die Reise um die Welt gemacht und sich seitdem seinem Capitän mit der eisernen Treue eines Gemüths von seltener Biederkeit fest oder vielmehr unlösbar angeschlossen. Schon über fünfzig Jahre hinaus, hager, mit Zügen, die auf Festigkeit deuteten, hellblauen Augen und grauem Haar war er das Bild der Zuverlässigkeit. Seinem Capitän gegenüber behielt er immer die strenge dienstliche Haltung bei, aber seine Augen hatten einen besonderen Glanz, und es belebte überhaupt ein eigenthümlicher Ausdruck seine Züge, wenn er mit seinem Herrn sprach. Natürlich war er ein Vertrauensmann im Hause. Für die Kinder war Taraß ein Mann, dem Liebe und Verehrung gebührte, und Krusenstern selbst sorgte wie der treueste Freund für ihn. Er pflegte zu sagen,

daß er immer nur einen Streit mit Taraß habe: er glaube nicht genug für ihn zu thun, und Taraß behaupte, er thue zu viel. Im übrigen sah Taraß mit einem gewissen Stolz als ein erfahrener Mann auf seine bedeutenden Erlebnisse zurück und hatte eine gewisse Freude an Merkwürdigkeiten, die auch er für seine Person von der Reise um die Welt mitgebracht hatte. Später heirathete er ein estnisches Bauernmädchen, und da lebte er dann mit seiner Familie auf einem kleinen Vorwerk, das ihm Krusenstern pachtfrei überließ. Da war dann alles im Hause und umher streng in Ordnung gehalten wie an Bord eines Schiffes.

Aber wie alle menschlichen Verhältnisse wandelbar sind und das Leben zu einem beständigen Werden gestalten, das immerdar in ein Vergehen hinüber gleitet, war auch das Leben in Aß nach kurzer Zeit wieder wesentlich verändert. Krusensterns Söhne wurden mit Ausnahme des jüngsten nach Petersburg gebracht. Der älteste mußte gegen seinen Wunsch in das sogenannte Corps der Wassercommunikation, d. h. in die Bildungsanstalt für Civil-Ingenieure eintreten. Die beiden anderen Julius und Paul kamen in das neugegründete Lyceum zu Zarskoje-Selo, Meyendorff verließ natürlich das Haus, Ponzay verschwand, und seine weiteren Schicksale sind mir unbekannt geblieben.

So hatten denn die Tage, die ich mit meinen Eltern hin und wieder in Aß zubrachte, fortan einen veränderten Charakter. Ich blieb dort wie daheim viele Stunden mir selbst überlassen und brachte diese dann meist in der Bibliothek zu, in einer mir weniger bekannten Region des Wissens, die eben darum für mich den Reiz der Neuheit hatte. Krusensterns Bibliothek bestand nämlich zumeist aus sehr kostbaren Werken und umfaßte namentlich eine schöne Sammlung von Reisebeschreibungen. Halbe Tage lang sah ich die Atlanten der berühmten Seefahrer durch, verfolgte auf den Karten den Weg der Schiffe, und suchte mir von den Entdeckungen des einen und des anderen Rechenschaft zu geben. Auch den Text suchte ich zu verstehen soweit ich konnte, indem ich mich bemühte den Sinn mancher Seiten in Cooks oder Ansons Reisen zu entziffrn. Mehre las ich natürlich in den Berichten der Franzosen Laperouse, d'Entre-

casteaux, und es wurde mir manches neue Interesse eröffnet. — Dazwischen kamen lange Spaziergänge mit Krusenstern, der seine Wirthschaft musterte oder die Fortschritte neuer Anlagen besichtigen wollte. Auch mein Stiefvater ging dann mit, und diese Spaziergänge waren stets erfreulich, da in allem, was Krusenstern anordnete und that, auch auf seinen Gütern stets eine einfache Zweckmäßigkeit, ein seltener Sinn für Ordnung, ein richtiges Verhältniß zwischen Zweck und Mitteln sehr sichtbar hervortraten. Bei Tisch und wenn man Abends sich in geselligem Kreise zusammenfand, erzählte Krusenstern hin und wieder frühere Erlebnisse, oder Züge aus England, die besonders auch meine Mutter höchlich interessirten. Es waren schöne ruhige Tage, die in solcher Weise vergingen.

Der jüngste Sohn des Hauses konnte natürlich um so weniger eine Gesellschaft für mich sein, je mehr ich zum Jüngling heranwuchs. Sehr gern aber fand ich mich gelegentlich mit Krusensterns Tochter zusammen. Sie war damals ein Mädchen mit großen blauen Augen und schweren braunen Locken, das, als ich sie zuerst sah, noch nicht ordentlich sprechen konnte. Ich behandelte sie mit großer Aufmerksamkeit, wenn wir zusammentrafen; für sie war ein allerliebster Hund, den Krusenstern aus England mitgebracht hatte, seines Standes ein sehr schöner Spaniel, der Charles genannt wurde, ein Hauptinteresse im Leben. An einem unfreundlichen Herbsttage war einst vor dem Kaminfeuer von Bernadotte die Rede und von seiner Frau, die ihn als Lieutenant geheirathet hatte und dadurch Königin von Schweden geworden war. Krusenstern äußerte: „Wer weiß, was noch aus unserem Lottchen wird, sie heirathet vielleicht auch einen Offizier.“ — Erst Frau von Krusensterns Worte: „Ach lieber Krusenstern! Sie lassen Ihre Augen schweifen,“ — machten mich darauf aufmerksam, daß er mich dabei fest in das Auge gefaßt hatte. Gar oft im Leben habe ich mich dieser kleinen Scene erinnert, dieser Prophezeiung, die in Erfüllung gegangen ist!

Natürlich wurde in Folge des schönen Verhältnisses, das sich gebildet hatte, Krusensterns Reise um die Welt für unser ganzes Haus ein Gegenstand des größten Interesses. Wir lasen sie alle, ich glaube auch mein Stiefvater, und es begegnete mir hier wieder

das Allerseltsamste von romantischer Beurtheilung der Dinge. Meine Mutter hatte das Buch mit den größten Erwartungen in die Hand genommen und fühlte sich am Ende außerordentlich enttäuscht. Wozu eine solche Reise unternommen wird, was dabei bezweckt wird, welche Bedeutung die Erweiterung der geographischen Kenntnisse, die Feststellung und Regelung der Wege des Welthandels hat, das waren Dinge, von denen sie sich nicht Rechenschaft zu geben wußte. Schöngeisterei war für sie in allen Dingen zuletzt das allein berechtigte Interesse, und auch eine Entdeckungsreise mußte ihrer Ansicht nach von Schöngeisterei ausgehen und geleitet werden. Auf Poesien, die sich vielleicht bei den Wilden der Südsee-Inseln vorfanden, auf poetische Vorstellungen, die sie wahrscheinlich von Göttern, Welt und Natur hatten, auf wunderbare Sagen, die sich bei ihnen oder in Japan vorfanden, mußte es dabei ankommen. Bei aller Verehrung für Krusenstern kam sie doch sehr bald zu dem Schluß, daß eine solche Reise um die Welt ein ziemlich unnützes Unternehmen sei. Mein schwacher Widerspruch wurde sehr kurz zurückgewiesen. „Man sieht", erklärte meine Mutter, „er hat es hauptsächlich darauf angelegt Anderen nach ihm die Reise um die Welt zu erleichtern, aber wozu soll das unnütze Herumrutschen, was kommt dabei heraus, wenn einer nach dem anderen um die Erde rutscht."

War nun aber auch die im Lande gewöhnliche Gastlichkeit dem Krusenstern'schen Hause fremd, so fehlte es dagegen nicht an gelegentlichen Besuchen aus größerer Entfernung. So führte Krusenstern eines Tages den Professor **Morgenstern***) aus Dorpat als seinen Gast

*) **Karl Morgenstern** (geb. 1770 zu Magdeburg, gest. zu Dorpat), Schüler F. A. Wolfs, 1797 und 1798 Professor in Halle, 1798 bis 1802 Professor bei dem Athenäum zu Danzig, wurde im Jahre 1802 als Professor der Beredsamkeit, altklassischen Philologie, Litteratur und Kunst an die neubegründete Universität Dorpat berufen, der er bis zu seinem Tode angehörte. Mit einer großen Zahl ausgezeichneter Männer seiner Zeit (Kanzler Niemeyer, Johannes von Müller, J. D. Falck, H. A. Eberhard u. A.) in nähere Beziehung getreten, an neun Gelehrten-Gesellschaften als Mitglied und Correspondent betheiligt, als Verfasser gelehrter und schönwissenschaftlicher Schriften, Dichter, Reisender, Reisebeschreiber, Bibliothekar u. s. w. unermüdlich thätig, gehörte Morgenstern zu den bekanntesten Gelehrten seiner Zeit. Das in dem Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon für Liv-, Est- und Kurland (Bd. III, S. 252 ff. und „Nachträge" Bd. II, S. 51 ff.) abgedruckte Ver-

zu uns nach Arroküll. Sein Besuch war angekündigt, meine Eltern hatten Morgenstern vor Zeiten in Deutschland gekannt, und die Aussicht ihn wieder zu sehen wurde gar sehr willkommen geheißen. Doch bemerkte meine Mutter dabei: „Das hätte ich auch nicht gedacht, daß ich mich jemals nach Morgenstern sehnen würde." — In dem Kreise der Romantiker, in dem meine Mutter gelebt hatte, wurden nämlich gewisse Persönlichkeiten, die sich verehrend anzuschließen suchten, ziemlich schonungslos behandelt, und zu diesen gehörte unter anderen auch Morgenstern. Fast alle Menschen, mit denen er in Berührung gekommen war, wußten mehr oder weniger wunderliche Dinge von ihm zu erzählen. Aus früherer Zeit war von ihm bekannt, daß er in dem Glauben, dem Christus des Leonardo da Vinci ähnlich zu sehen, ohne Halstuch und mit langem wallendem Haar, sobald er sich setzte, die Stellung jenes Christusbildes anzunehmen suchte. In dem nordischen Klima hatte er sich nun allerdings bequemt ein Halstuch zu tragen gleich anderen Sterblichen; aber ich wußte doch, als ich ihn zuerst sah, was die zur Linken geneigte Haltung des Kopfes bedeuten sollte, die er sich angewöhnt hatte. Wirklich auffallend aber war Eins an ihm. Er war bis zum Unglaublichen weitläufig im Leben nicht nur sondern auch im Sprechen. Er hatte seinen Stil nach Cicero gebildet, wie er meinte, und sprach, wie er schrieb, d. h. in Phrasen, deren Ende gar nicht abzusehen war, mit Zwischensätzen, in die wieder andere eingeschachtelt waren. Im wesentlichen aber war sein Streben sehr achtungswerth, und es mußte unter den dortigen Bedingungen einen wohlthuenden Eindruck machen, daß im Gespräch mit ihm das Gewöhnliche, Alltägliche gar nicht vorkam. Der Tag, den er und Krusenstern in Arroküll zubrachten, ließ mir den Eindruck zurück, als sei ich in ein anderes Land, in eine andere Atmosphäre versetzt gewesen. Ich las infolge dieses Besuchs auch die Dörptschen Beiträge, die er herausgab und meiner Mutter ver-

zeichniß seiner auf die verschiedensten Gebiete bezüglichen Schriften und Abhandlungen nimmt nahezu einen Druckbogen ein, nennt aber kein einziges Werk von bleibender Bedeutung. Um die Universität Dorpat und das Bildungswesen der Provinzen Liv-, Est- und Kurland wohlverdient hatte der eitle aber fleißige und wohlgesinnte Mann außerordentliche Popularität und gesellschaftliche Beliebtheit in seinem zweiten Vaterlande erworben.

ehrte, — namentlich Morgensterns eigene Reise durch die Schweiz und Italien, und war etwas verwundert über die mühselige Art zu reisen und seines Lebens überhaupt froh zu werden, die hier zu Tage trat; über diese Art sich nicht etwa bloß in jeder Stunde, sondern man könnte sagen in jeder einzelnen Secunde Rechenschaft davon zu geben, was man eigentlich in dieser Secunde gerade genießt. Ich bekam eine Anschauung davon, wie wichtig es einem Mann, der arbeitend ein beschränktes Leben führt, vorkommen kann, wenn er, gerade er auch einmal etwas erlebt. Solches Wesen war mir neu, da meine Eltern im Gegentheil gewöhnt waren, alle Dinge sehr im Großen, und Ganzen zu behandeln und eine arbeitslose Unabhängigkeit als die natürliche Bedingung des Lebens vorauszusetzen. Doch lag in dieser Weise zu reisen, zu sehen und zu beschreiben etwas, das mir sehr zusagte, da meine eigene Natur mich darauf anwies, mir genau und wo möglich erschöpfend von den Dingen Rechenschaft zu geben.

Bald nachdem sich in Aß für meine Eltern und für mich in dieser Weise ein neuer Kreis gebildet hatte, kamen wir auch nach einer anderen Seite hin in neue Berührungen. Die Veranlassung dazu gaben die geschäftlichen Verhältnisse meiner Eltern.

Damit sah es in Wahrheit nicht zum besten aus. Die Verwirrung der Gutsverwaltung wurde immer größer, die Schuldenlast, die auf den Gütern meines Stiefvaters lastete, desgleichen. Meine Eltern wußten nie mit Bestimmtheit, wie groß diese Last eigentlich sei. Meine Mutter hätte gern einen Geschäftsmann gefunden, der ihr diese Sorge abgenommen. Sie empfand es als ein Unrecht, das ihr widerfuhr, daß sich in der dienenden Region ein solches aufopferndes Wesen nicht finden wollte.

Natürlich fühlte man das Bedürfniß aus diesem Wesen heraus zu kommen, und niemals war es die Absicht meiner Mutter gewesen, ihr eigentliches Leben in Estland zu verbringen oder dort heimisch zu werden. Nach Deutschland und Italien, in ihre Welt, in die litterarischen Kreise wollte sie früher oder später, ja sobald als möglich zurückkehren. Man war nur gleichsam einstweilen hier im Lande, um das Vermögen zu ordnen. Wenn das gelungen war, sollte der

neue Aufschwung in das alte Leben genommen werden. Aber man kam immer weiter ab von dem Ziel, und endlich zu dem leidenschaftlichen Verlangen, ohne daß der Zweck erreicht gewesen wäre, den verdrießlichen Verwicklungen zu entfliehen, nach Deutschland zu eilen; aber die Güter zu verkaufen oder einfach zu verpachten, daran durfte nicht gedacht werden. Dazu war der rechte Augenblick noch nicht gekommen. Es sollten erst noch Verbesserungen eingeführt, neue Vorwerke und mancher Neubau vollendet werden. Meine Eltern suchten einen Freund, der ihnen die ganze Last der Geschäfte abnehme, und der die Kenntnisse besaß. Sie glaubten diesen Freund bald in einem Herrn Latrobe*) gefunden zu haben, einem Engländer, den ein etwas wunderliches Schicksal nach Estland geführt hatte.

Er war, soviel ich weiß, der Sohn eines Landgeistlichen in England, aber, ich weiß nicht warum, in Deutschland, d. h. bei den Herrnhutern zu Gnadenfrei in der Lausitz, erzogen. Dann hatte er in Jena gegen Neigung und Beruf Medizin studirt, eigentlich aber gab er sich für einen Musiker und Componisten; das war sein Talent, sein Interesse. Die Landwirthschaft trieb er nebenher, theils als Nothwendigkeit, theils als untergeordnete Liebhaberei; denn als echtem Engländer schwebte ihm die Existenz eines country gentleman als

---

*) Um die Bildung und Kunstentwickelung Liv- und Estlands hat sich J. F. de Latrobe (geb. 1769, gest. 1845) nicht unerhebliche Verdienste erworben, insbesondere Compositionen hinterlassen, die ihrer Zeit viel beliebt und weit verbreitet waren. Nach beendeten Studien hatte Latrobe einige Zeit in Berlin gelebt und daselbst mit Zelter dauernde Beziehungen angeknüpft. Durch seinen Universitätsfreund, den Bürgermeister Hans Schwarz, zur Uebersiedelung nach Livland bestimmt (1793), gehörte Latrobe daselbst einem Kreise freisinniger und „aufgeklärter" junger Männer an, in welchem die Zeitideen, insbesondere die Nothwendigkeit einer Besserung der Lage des Landvolks vielfach und nicht ohne Wirkung discutirt wurden. Diesem Kreise (dessen Mittelpunkt ein frühverstorbener Schüler Kants, Friedrich von Meck, bildete) gehörten u. A. Garlieb Merkel, der spätere kaiserlich russische Leibarzt Geheimrath Dr. Beck, sowie der Maler und Dichter Carl Graß an. In einem Briefe des letzteren, der die Feier des Weihnachtsfestes von 1794 beschreibt, finden sich über Latrobe nachstehende charakteristische Zeilen:

„Krause, Beck und ein vortrefflicher Mann Latrobe — ein junger Engländer, mit dem ich zusammen studirte, ein Mann von seltenen Eigenschaften und Talenten, waren bei mir. Wir sangen Schillers 'Lied an die Freude' und Sie hätten bei diesem Gesang allen Mißmuth vergessen, wie wir ihn vergaßen."

die eigentlich normale Form des Daseins vor. Er erklärte mir eines Tags, das habe auch Goethe eingesehen, denn der eigentliche Sinn des Wilhelm Meister liege darin, daß der Held des Romans zuletzt durch seine Heirath ein country gentleman wird. Goethe habe damit sagen wollen, das sei die eigentlich wünschenswerthe Existenz. Er selbst hatte seinen Wunsch für seine Person erfüllt gesehen. Ein wohlhabender Engländer hatte nämlich ein Gut (Pagus) in Livland gekauft, das er sonst nicht brauchte, um es Herrn Latrobe zur Bewirthschaftung zu überlassen. Außerdem war ihm eine große und schöne Besitzung anvertraut, die der Familie von Bock gehört. Mein Stiefvater war dadurch mit ihm in Verbindung gekommen, daß diese Güter ihren Holzbedarf seinen Wäldern entnahmen.

Latrobe war ein großer starker Mann, der Brillen trug, sehr entschieden englisch und etwas derb aussah, auch das Deutsche mit einem sehr merkbaren englischen Accent sprach; er war gescheit, hatte vielerlei Interessen und sprach besonders immer mit der größten Begeisterung von Goethe, mit dem er als Jenenser Student in Berührung gekommen war, und der ihn mit Güte behandelt hatte. Etwas derbe Manieren mußte man sich gefallen lassen, er rauchte namentlich ganz erschrecklich viel Tabak, scherzte selber darüber, nannte diese Gewohnheit sein Laster und klagte sich gelegentlich auch anderer Untugenden an. Das Gespräch mit ihm bei Tisch und am Theetisch, wenn er, wie das fortan häufig vorkam, mehrere Tage bei uns verweilte um seine Anordnungen zu treffen, drehte sich meist immer um ganz interessante Dinge; doch war er eigentlich nicht über die Bildung der sogenannten Aufklärungsperiode hinaus gekommen und natürlich traf sein Urtheil selten mit dem meiner Mutter überein, da alle Romantik in seinen Augen eine Art von Verrücktheit war. Auf dem Gebiete der Philosophie bekannte er sich zum Materialismus. Ich habe ihn einmal sarkastisch erklären hören, er glaube auch an ein ewiges Dasein, seine eigene Nase sei ohne Zweifel ewig, aber sie werde vielleicht dereinst in den Pasteln (Sandalen) eines Bauernweibes stecken. Der Zweck des menschlichen Daseins, das letzte Ziel alles Strebens war ihm zu Folge eine gute Polizei; es gab nichts Höheres. Das wollte mir nicht zu Sinn, ich habe viel mit ihm darüber disputirt; denn wir

hatte jeden Abend noch sehr lange Gespräche für uns allein. Er hatte nämlich die Gewohnheit Abends im Bett noch sehr lange zu rauchen, ehe er einschlief, und da man ihm ein Zimmer neben dem meinigen einräumte, disputirten wir stundenlang von unseren Betten her aus einem Zimmer in das andere.

So wenig Erfahrung und Urtheil ich aber auch hatte, wurde mir doch sehr bald klar, daß er von Landwirthschaft, von der Verwaltung, von der Benutzung eines Landguts richtige Begriffe nicht hatte. Daß er sich um die wirthschaftliche Grundlage des Landbaus nie bekümmert hatte, konnte ich einigermaßen beurtheilen: denn ich hatte Thaers rationelle Landwirthschaft und einige Schriften von Arthur Young gelesen. Nie hatte sich Latrobe mit dergleichen abgegeben. Er hatte die Dreifelder-Wirthschaft, wie sie im Lande üblich war, durch Sehen und Redenhören ungefähr so kennen gelernt, wie sie die Bauern kannten, und hatte keinen rechten Glauben daran, daß es vernünftiger Weise irgend eine andere Art von Landbau geben könne. Wenn er je von einem anderen System reden hörte, so dachte er sich, das seien unpraktische Abenteuerlichkeiten, die Stubengelehrte sich ausgedacht hätten, und nichts weiter.

Mit Verwunderung blätterte er eines Tags in Thaer und Arthur Young herum, die er bei mir fand, und meinte dann, das sei Büchermacherei. Aber auch die landesübliche kunstlose Landwirthschaft wußte er keineswegs mit der Einsicht und dem praktischen Sinn zu handhaben, die zu günstigen Ergebnissen führen konnte und die so manchem Edelmann im Lande den Ruf eines guten Landwirths gewonnen hatten.

Wurde ich schon durch den Zuschnitt unseres Lebens mehrfach in meinen Studien gestört, die ich doch als die eigentliche Aufgabe der Lebensperiode betrachtete, in der ich eben stand, so sollte bald ein Ereigniß der peinlichsten und bedenklichsten Art solchen Beschäftigungen auf längere Zeit vollends einen gänzlichen Stillstand gebieten.

Es war ein böser Schrecken, als eines Abends in der Johanni-Zeit d. h. Anfang Juli (im Jahre 1816 oder 1817) die Nachricht an meine Mutter gelangte, der große Podmiek-Wald stehe in Flammen. Ein ewig betrunkener Kutscher, der uns wiederholt um-

geworfen und mir einmal zu einer gefährlichen Verwundung verholfen hatte, war seitdem, wie man dort sagt, als Buschwächter d. h. als Waldhüter angestellt worden. Er hatte Feuer im Walde angemacht und hatte es brennen lassen, als er weg ging. Mein Stiefvater war nicht daheim. Er war zur Johanni-Geschäftszeit in Reval. Meiner Mutter sank der Muth, als sie diese Nachricht erhielt. Sie sah den Wald in Asche gelegt, einen großen Reichthum vernichtet, auf den man vor allem zu hoffen gewöhnt war. Ich war ermüdet, wie man es am Abend eines langen Sommertages auf dem Lande ist; aber natürlich mußte ich hineilen. Ich ritt, von einem Stallknecht begleitet, der mir die Wege wies, durch die Nacht nach dem drei Meilen entfernten Försterhause unweit des Bachs und der Grenze von Livland. Der Ritt auf schmalen sumpfigen Wegen durch den Wald war eigenthümlich. Noch vor Sonnenaufgang war ich an Ort und Stelle. Morgennebel lagen auf Wald und Wiese, als ich an die Thüre des kleinen Försterhauses klopfte, wo alles schlief. Es waren ziemlich viel Leute in dem Walde, denn die Wiesen des Gutes lagen dort am Bach und es war eben die Heuzeit; alles was das Gebiet an Frohnarbeitern zu stellen hatte war da, aber für den Augenblick herrschte die Stille der Einsamkeit rund umher, denn die Leute schliefen in mehr oder weniger entfernten Scheunen. Der Förster, Umblia mit Namen, und einige andere Individuen erschienen nach und nach und berichteten, das Feuer sei erloschen. Ein großer langer Mann, ein Handwerker, der sich da eingefunden hatte, ich weiß nicht warum, ging von zwei anderen Leuten begleitet nach der Brandstätte um noch einmal zu ermitteln wie es dort stand. Er kam bald zurück und erklärte, eine kurze Tabakspfeife im Munde, mit wunderlicher biblischer Salbung: „Lob und Dank dem Herrn“, das Feuer sei aus, „ganz aus“. Ich glaubte wirklich, ich hätte nichts weiter da zu thun, als meine Pferde ausruhen zu lassen, sobald es hell geworden sei den Schaden zu übersehen und dann nach Hause zu reiten.

Die Dämmerung wurde lichter, die leichten Nebel fielen, und immer deutlicher trat die Landschaft in Dämmerung und Nebel hervor. Sie war für die dortige Region ganz hübsch zu nennen.

Das Försterhaus lag am Saum eines Nadelholzwaldes, und eine schöne Wiesenfläche, auf der einzelne Birken zerstreut standen, senkte sich davor sanft abgedacht zum Bach hinunter. Jenseit des Wassers bedeckte wildes Gestrüpp eine öde Landstrecke. Wie die Sonne am Horizont die Gegend wagrecht erleuchtete, wollten sich einige Leute aus der nächsten Scheune zur Arbeit in die Wiesen auf den Weg machen. Aber kaum waren die Nebel überwunden und noch schwebten dicke Thautropfen auf dem Grase, da brachen plötzlich wieder in unserem Rücken die Flammen im Walde empor. Es zeigte sich, daß Thau und Nebel den Brand eben nur die Nacht über niedergehalten hatten. Mit dem Tage erwachte auch das zerstörende Element wieder und griff reißend um sich im Walde. Alles was an Arbeitern in der Nähe war eilte hin um der Flamme zu wehren. Ich ließ mir Bauerklepper einfangen und ritt auf ihnen den Tag über im wilden Walde umher, begleitet von Herrn Kaspersen, dem Verwalter, den Latrobe angestellt hatte. Ich ritt aus Vorsicht auf der Decke und ohne Steigbügel und that wohl daran; denn bei dem Versuch über ein paar Stämme Windbruch hinweg zu setzen, die mir im Wege lagen, stürzte ich wirklich einmal, aber ohne Schaden zu nehmen. Die Hitze an dem heißen Tage im brennenden Walde war fürchterlich. Von Allen, die da waren, hatte ich vielleicht allein gehört, wie man einen Wald löscht. Ich wußte wohl, daß an ein eigentliches Löschen nicht zu denken ist, daß man die brennende Region isoliren muß, indem man im Kreise umher die Bäume in angemessener Breite fällt und so den brennenden Theil durch einen freien Raum von dem übrigen Walde trennt, aber das war einleuchtender Weise in diesem Falle unmöglich; dazu reichten die vorhandenen Kräfte bei weitem nicht aus, die Brandstätte war zu groß, der Menschen zu wenig. Es blieb nichts übrig als ein unmittelbarer Kampf mit den Flammen, denen man entgegen trat, denen man so viel als möglich zu wehren suchte, wo sie weiter in den noch unberührten Theil des Waldes hineingreifen wollten. Da wurden eilig die Bäume gefällt, die zu brennen begannen, Sträuche abgehackt und ausgerissen, beginnendes Feuer noch am Boden niedergetreten und gelöscht. Am Abend, wo vorauszusehen war, daß die Flammen sich für die Nacht wieder legen würden,

ritt ich wieder nach Hause, um zu veranlassen, daß vor allen Dingen mehr Menschen hingesendet würden.

Nachdem ich vierundzwanzig Stunden fast ohne Unterbrechung zu Pferde gewesen war, konnte ich kaum meiner Mutter die nöthige Auskunft geben, die sie ängstlich erwartete. Ein Mahl, das für mich bereit stand, blieb unberührt; ich schlief unwiderstehlich ein. Das Nächste, was nun gethan werden mußte und wirklich geschah, war, daß so viele Menschen als man irgend auftreiben konnte in den Wald geschickt wurden um zu löschen. Der Brand dauerte ein paar Wochen, ich war noch ein paar Mal dort, und verweilte, besser ausgerüstet, mit einigen Lebensmitteln versehen, jedesmal ein paar Tage dort. Es war da im Walde ein wunderliches Leben entstanden. Mit vieler Bereitwilligkeit, die man kaum erwarten durfte, und die des Dankes und der Anerkennung werth waren, nahm die Nachbarschaft theil an den Bemühungen des Brandes Herr zu werden. Die Besitzer einiger Güter, die an den Wald grenzten, schickten ihre Leute und Verwalter zum Löschen. So fand ich deren ziemlich viele im Walde. Außerdem hatten sich denn auch noch mehrere sogenannte „deutsche Leute",*) ziemlich unnütze Individuen eingefunden, junge Wirthschaftsbeamte, die für den Augenblick keine Anstellung hatten und dgl. Leute, die nicht recht wußten, was sie mit sich anfangen sollten und die Sache als ein interessantes Ereigniß, das Treiben im Walde als eine partie de plaisir behandelten. Es war schwer in dieser bunten Menschenmenge eine Disciplin zu handhaben oder irgend eine folgerichtige Methode in den Gang der Arbeiten zu bringen. Die Leute thaten am Ende doch gruppenweise nach eigenem Ermessen, was sie wollten. Alles ging, wenn auch in größerem Maßstab, doch immer in der schon beschriebenen Weise weiter und alle Bemühungen konnten keinen weiteren Erfolg haben, als daß die Flammen einigermaßen in Schranken gehalten wurden. Doch ergriffen sie hin und wieder einen neuen Theil des Waldes, wo man denn Noth hatte ihnen zu wehren. Es war ein heißer Sommer, der leichte hin und wieder in Torf-Moor übergehende Boden stellenweise ganz ausgetrocknet, so daß die

*) D. h. der herrschenden Race, nicht aber der herrschenden Klasse angehörige deutsche Landbewohner.

Wurzeln verdorrter Baumstumpen unter dem leichten Rasen weiter brannten. Es war eine peinliche Ueberraschung, wenn man am Saum des Brandes bemüht war das Feuer zum Stehen zu bringen, und es schlugen dann plötzlich in unserem Rücken in der Waldregion, die wir zu schützen hofften, Flammen empor, eine Gluth, die sich unter dem Rasen weitergeschlichen hatte und dann unerwartet in offenen Flammen sichtbar wurde. Da von Abgraben und dgl. nicht die Rede sein konnte, fanden es die Leute zunächst am wirksamsten in großen Fässern Wasser in den Wald zu fahren und auf die Gluth zu schütten. Ich glaubte auch auf diese Weise keine Hülfe bringen zu sehen, denn es hätte einer gewaltigen Masse Wassers bedurft, um den ganzen brennenden Bereich damit zu tränken, und wie schnell verdampfte die Feuchtigkeit wieder unter der Einwirkung einer doppelten Gluth. Schon die Wahrnehmung, daß der bereits übermäßig ausgebeutete Wald weder von einem solchen unermeßlichen Umfang noch von einem solchen Holzreichthum sei, als meine Eltern wähnten, war nicht ermuthigend gewesen, und nun konnte ich mir nicht ableugnen, daß das Unheil trotz aller Bemühungen eigentlich wuchs; die Arbeit schien hoffnungslos zu sein, und da war meine Stimmung natürlich nicht die heiterste. Die deutschen Leute um mich her genossen das Leben wie auf einem Jahrmarkt oder dgl. Bei den Mahlzeiten entwickelte sich unter ihnen nicht selten eine dumme Lustigkeit, ein armseliger Witz oder, was dafür gelten sollte, machte sich breit. Die verschiedenen Wirthschaftsbeamten foppten sich unter einander; ein junger unerfahrener Gesell unter ihnen wurde gehänselt mit wenig Witz und viel Behagen. Das Treiben wollte nicht sogleich aufhören, selbst wenn man sich des Abends zur Ruhe legte, was gemeinschaftlich geschah, da das Heu unter dem halb abgedeckten Dach einer Scheune Vielen zum Lager dienen mußte.

Ein Ende ergab sich zuletzt ohne unser Zuthun in nicht gehoffter Weise. Ein Gewitter nämlich brachte in meiner Abwesenheit einen gewaltigen Landregen, der ein paar Tage anhielt, und die Gluth erlosch in dem erfrischten Wald.

Ich hatte der Natur indessen zuviel zugemuthet. Uebermäßige Anstrengung zu geistiger Arbeit, wenig Schlaf und mancherlei Fehler der

Lebensweise bei raschem Wachsthum hatten meine Gesundheit sehr ernstlich untergraben. Nach längerem Mißbehagen entwickelte sich plötzlich eine Brustentzündung, die so heftig auftrat, daß ich den ersten Tag der Krankheit nicht zu überleben glaubte. Weit und breit war kein Arzt, und diejenigen Aerzte, die man allenfalls aus einer Entfernung von 5—6 Meilen herbeirufen konnte, wurden in unserem Hause so gründlich verachtet, daß gar nicht davon die Rede sein konnte sie zu Rathe zu ziehen. So mußte denn meine Hoffnung zunächst auf Latrobe beschränkt bleiben, der in seiner Jugend auch einmal Medizin studirt hatte und gerade am Abend dieses Tages zusammt meinem Stiefvater bei uns erwartet wurde.

Er kam, erklärte sich selbst für eine sehr morsche Stütze in solchen Fällen, verordnete aber doch ein und anderes, namentlich Fußbäder in heißer Aschenlauge, und verwies vor allem auf einen Arzt, den er sehr empfahl, einen Doctor Robs, der in Oberpahlen und Woisek auf den Gütern des Grafen Bobrinsky und der Herren von Bock angestellt war.

Eilig wurde nach ihm geschickt und er erschien am folgenden Tage. Ich brauche eigentlich nur wenig über ihn zu sagen, da er in dem Roman meiner Mutter (Evremont) verewigt ist. Doch trifft das Portrait nicht ganz zu. Er war nicht mehr ein so junger Mann, wie der Arzt des Romans, und manche Wunderlichkeiten seines Benehmens sind mit Stillschweigen übergangen. So namentlich die, daß er von den tagtäglichen Begebenheiten des Lebens gern in Diminutiven sprach und seinen Kranken von einem Sälbchen erzählte, das er ihnen bereiten wolle, oder von Tröpfchen, die er ihnen verschreiben werde. Wenn er dann aber die wichtigsten Momente und Glanz-Epochen seines eigenen Lebens erzählte, befleißigte er sich einer hochtrabenden theatralischen Declamation. Man konnte es auf dem schlechtesten Theater nicht schöner sehen. Das nahm sich um so eigenthümlicher aus, da die Natur ihn in seinem Aeußeren nicht gerade vortheilhaft ausgestattet hatte.

Doch fehlte es ihm nicht an ärztlicher Einsicht. Er behandelte mich sehr verständig, verschrieb mir Mittel, die mir wohlthaten, ließ mich namentlich viel isländisches Moos brauchen, und half mir in

der That zu einer Convalescenz, die zwar bald eintrat, dann aber nur langsame Fortschritte machte — und mich monatelang in einer trüben und matten Stimmung erhielt.

Studien wurden mir untersagt, ja wie die Aerzte eben immerdar Wunder von den Kranken verlangen, sollte ich mich durchaus gar nicht beschäftigen. Ich solle mich zerstreuen, womit, war aber eine schwer zu beantwortende Frage. Als ich wieder besser wurde, mußte ich dann auch halbe Tage lang in Fichtenwäldern spazieren reiten, aber wohl verstanden im Schritt — im Trab zu reiten hätte ich wohl auch nicht ertragen. Auch kam der Arzt, als ich erst so weit war, nicht mehr zu mir, ich mußte zu ihm nach Oberpahlen und Woisek fahren, und er behielt mich dann jedes Mal ein paar Tage bei sich, um mich auf seine etwas eigenthümliche Weise zu zerstreuen.

In Woisek sah ich denn bei solchen Gelegenheiten zweierlei, das in gewissem Sinne der Beachtung werth und mir neu war. Erstens eine gar seltsame Art, Arbeit und Arbeitskräfte, von deren Werth man im Lande damals keinen Begriff hatte, unfruchtbar zu verschleudern. Man ging schon in Estland sehr unwirthschaftlich mit den Frohntagen um, die den Gutsherren zur Verfügung standen, eigentlich nur weil man es nicht besser verstand, denn bei der Armuth des Landes und den beschränkten Vermögensverhältnissen des Adels hätte man wohl Ursache gehabt, damit sorgfältig, selbst ängstlich Haus zu halten.

In Livland waren alle Verhältnisse bedeutend bequemer. Das Land ist fruchtbarer und reicher, besser bevölkert als Estland, der Adel ist wohlhabender, das Verhältniß zwischen Bauern und Herren war besser geregelt, die Rittergutsverwaltungen waren so eingerichtet, daß die Wirthschaft mit einer gewissen Bequemlichkeit betrieben werden konnte. Da ging denn auch die Arbeitsverschwendung noch weiter als in Estland.

Im ganzen Lande muß man Wächter von Gärten haben, wenn nicht alle Früchte gestohlen werden sollen; denn die estnischen Bauern haben ein leidenschaftliches Verlangen nach den schlechten Früchten, die das rauhe Klima gedeihen läßt, aber keinem von ihnen fiel es ein, etwa einige Aepfelbäume und ein paar Johannisbeersträucher auf seinem Gehöft zu pflegen. Sie schlichen lieber bei Nacht meilenweit

nach dem Herrenhof, um da im Garten einige Johannisbeeren zu stehlen. Doch begnügt man sich in Estland, einen Gärtnerburschen, etwa von einem Hunde begleitet, die Nächte in einer Strohhütte im Garten zubringen zu lassen. In Woisek aber wurde die Sache großartiger betrieben. Ich sah da nicht ohne Verwunderung zwei rüstige Frohnarbeiter monatelang ausschließlich beauftragt den Garten zu bewachen, während ihre Pferde in der Nähe weideten. Das Mißverhältniß zwischen Zweck und Mittel konnte kaum seltsamer gedacht werden. Die wenigen sehr mittelmäßigen Aepfel schienen auf diese Weise sehr theuer erkauft.

Woisek ist eine sehr schöne Besitzung; es war da ein sehr stattliches Herrenhaus, wenn es auch nur aus einem hohen Erdgeschoß bestand. In dem Vorzimmer eine Galerie von Ahnenportraits, in der Herren in Allongenperücken und Damen en coeur frisirt um so erschrecklicher aussahen, da man sich wohl denken kann, was für Künstler es waren, deren Pinsel hier gewüthet hatte. Eine Menge anderer Gebäude lag umher, der Arzt Dr. Robs bewohnte allein ein eigenes Haus, hatte seinen eigenen Stall, und ich erstaunte nicht wenig, wie ich seinen besonderen Hühnerhof sah, die Heerden von Truthühnern, Enten und Gänsen. Der Verwalter, seines Zeichens ein Baumeister, war ungefähr ebenso eingerichtet und hielt sich eine eigene Heerde Schafe.

In solcher Umgebung bei dem Dr. Robs gastlich aufgenommen brachte ich nun hin und wieder einige Tage zu, und Dr. Robs zerstreute mich nach Kräften und Vermögen. Der Doctor war bei allen Wunderlichkeiten doch ein Mann von Bildung, man konnte über vielerlei mit ihm sprechen, und unsere Gespräche gingen in's Weite in dem Gebiet der Philosophie und Litteratur. Auch seine eigenen Lebensverhältnisse berührte Robs sehr gern, da sie ihm sehr merkwürdig vorkamen, und er gerieth dabei in das theatralische Pathos, das ihn so seltsam kleidete. So erklärte er mir eines Tags, während wir unser Mittagsmahl verzehrten, daß er selbst und Latrobe eigentlich ganz dieselben merkwürdigen Schicksale erlebt hätten. Er selbst sei ursprünglich Theologe gewesen, habe sich dabei sehr unglücklich gefühlt, sei in Trübsinn verfallen, da habe er sich dem Studium der

Medizin zugewendet, das habe ihn erfrischt und gerettet. Latrobe habe ursprünglich Medizin studirt, „sattelte um“ und wurde Landwirth. „Ich liebte,“ rief er aus, „ein gutes vortreffliches Mädchen, leider vornehmen Standes, sie wurde mir entrissen durch Vorurtheile,“ fügte er mit gehobener Stimme hinzu, indem er die Hand auf's Herz legte, dann ließ er die Stimme wieder sinken und sagte langsam mit Gewicht und Bedeutung — „und Latrobe dürfte ein ähnliches Schicksal erlebt haben.“ Mit dem gebrochenen Herzen konnte es so schlimm nicht gewesen sein; denn Robs hatte nachher eine andere junge Dame geheirathet, und war zur Zeit Wittwer.

Von Robs erfuhr ich, daß Woisek nicht lange vorher der Schauplatz eines eigenthümlichen Ereignisses gewesen, das lebhaft an die Frevel erinnerte, die im vorigen Jahrhundert so häufig verübt wurden, zur Zeit aber wohl nur noch unter Napoleons Herrschaft oder in Rußland möglich waren.

Der eine Mitbesitzer dieser Herrschaft, Oberst von Bock, war Flügeladjutant des Kaisers Alexander gewesen, und der Kaiser hatte einmal eine rührende Scene großen Vertrauens mit ihm aufgeführt. Er hatte ihn in ein Oratorium geführt, das zu seinen Gemächern gehörte, ihn dort vor dem Altar umarmt und ihm eröffnet, daß er ihn zu seinem Freund und Vertrauten erwählt habe. Von ihm verlange er unter allen Bedingungen die Wahrheit zu hören. Im Angesicht des Altars ließ er sich von Bock versprechen, daß er ihm stets die Wahrheit sagen wolle über alles, was er, der Kaiser, thue und namentlich dann, wenn die Wahrheit eine schmerzliche sein könnte.

Herr von Bock, sonst ein gescheiter geistreicher Mann, der in seinem Verhältniß als kaiserlicher Flügeladjutant auch hinlängliche Gelegenheit gehabt hatte, die Welt kennen zu lernen, war dennoch unbegreiflicher Weise so thöricht, diese Aufforderungen buchstäblich zu nehmen, sich nicht Rechenschaft davon zu geben, welche Art von Wahrheiten Fürsten in einem solchen Fall zu hören erwarten, und in welchen Fällen man mit einem Anschein von großer Strenge gegen sie auftreten darf, welche Seiten dagegen ein für allemal unberührt bleiben müßten. Er schrieb dem Kaiser ganz einfach von Woisek aus einen langen Brief, der wirkliche Wahrheiten enthielt. Die Folge war,

daß wenige Tage später ein Feldjäger vor der Thüre des Herrenhauses zu Woisek hielt und den Obersten von Bock abholte. Seitdem war er verschwunden.

Der Kaiser Alexander scheint selbst die Nothwendigkeit empfunden zu haben, diesen Schritt einigermaßen zu rechtfertigen, wenigstens wußte man, daß er dem General-Gouverneur Paulucci, indem er Bocks Verhaftung befahl, Stellen aus Bocks Brief mitgetheilt und die Worte hinzugefügt hatte: „un sujet doit-il écrire ainsi à son souverain?"

Das Räthsel, wo Herr von Bock geblieben war, wurde erst viele Jahre später gelöst. Nach dem Tode des Kaiser Alexander nämlich warf sich Frau von Bock dem Kaiser Nicolaus zu Füßen und bat um Gnade für ihren Mann. Der neue Kaiser gewährte ihre Bitte, aber dieser Act der Gnade war nicht ohne Schwierigkeiten zu verwirklichen, es fand sich nicht sogleich jemand, der Auskunft zu geben wußte, wo er geblieben sei. Den Commandanten der Festungen, in denen Staatsgefangene eingesperrt werden, sind die Namen der ihnen anvertrauten Gefangenen nicht bekannt. Die Gefangenen werden am Ort ihres Aufenthalts nach den Nummern der Casematten bezeichnet, die sie bewohnen. Erst nach längerer Zeit wurde aus den Acten des geheimen Cabinets ermittelt, daß Oberst Bock sich in Schlüsselburg befinde. Er wurde den Seinigen wiedergegeben, aber nach Jahren einsamer Gefangenschaft in einer engen Zelle, mit getrübtem, zerrüttetem Geist.

Er pflegte in späteren Jahren von einem Lande zu erzählen das er lange bewohnt habe, wo der Himmel so niedrig hänge, daß man nicht gerade stehen könne.

Doch diese Lösung gehört, wie gesagt, einer späteren Zeit an. Als ich in Woisek war, ruhte der Schleier des Geheimnisses auf diesem Ereigniß, und man war bemüht, so wenig wie möglich davon zu sprechen. — Uebrigens beschränkte sich Dr. Robs nicht ganz ausschließlich auf medizinische Journale und Krankengeschichten, um mich zu zerstreuen. Wir fuhren auch gelegentlich nach dem nahen Oberpalen, einem in der Geschichte Livlands sehr merkwürdigen Ort. Ich wußte, daß der dänische Prinz Magnus, als er sich nach dem

Untergang des Deutschen Ordens eine Zeitlang von Iwan dem Schrecklichen zum Schein unterstützt als König von Livland zu behaupten dachte, die alte Ordensburg Oberpalen zur Residenz ausersehen hatte. Dieses Königreich war wieder verschwunden, ohne je zur Wirklichkeit geworden zu sein. Das Schloß und die schönen weiten Besitzungen waren seitdem das Eigenthum manches bedeutenden Mannes geworden. Zur schwedischen Zeit, wenn ich mich recht entsinne, des berühmten Feldmarschalls Bannér. Dann war es in die Hände der russischen Armee gekommen, und zuletzt hatte es die Kaiserin Katharina II. dem Grafen Bobrinski geschenkt. Das Schloß war ziemlich erhalten, an die Ringmauern lehnten im Inneren die Wirthschaftsgebäude. Der Donjon, der an einer Ecke des Vierecks, dicht am Flusse liegt und einen kleinen viereckigen Hof einschließt, war nach den Verwüstungen der Kriege, in denen Peter der Große und Karl XII. sich bekämpften, wieder hergestellt und so weit möglich in ein modernes Schloß umgewandelt worden. Eine hohe Warte an der einen Ecke dieses modernisirten Gebäudes, am Wasser, gewährt noch heute eine weite Umsicht über das Land. Ein gewölbter Bau, der aus der Ringmauer vorspringt und zu jener alten kriegerischen Zeit als Pulvermagazin gedient haben soll, war zur Kirche eingerichtet worden. Gleichsam zu den Füßen des Schlosses, das das alte niedrige einstöckige Gebäude hoch überragt, hatte sich, in dem Maß wie das Land sich wieder von den Schrecken des Krieges und der Pest erholte, an der Stelle der verschwundenen Stadt ein kleiner Flecken gebildet — ein Hakelwerk, wie man das in Livland nennt. Im Inneren hatte das Schloß weite Säle mit gewaltig hohen Fenstern, während der Winterstürme nicht sehr wohnlich, wie man versicherte. Namentlich befand sich in dem obersten unbewohnten Stockwerk, zu dem zahlreiche Stufen hinan führten, ein sehr geräumiger Saal, dessen Wände mit röthlichem Gyps-Marmor bekleidet waren. Eine sehr ansehnliche Bibliothek, eine Rüstkammer, in der jedoch nur ein altes Panzerhemd an der Wand hing, neben einigen neueren Waffenstücken, deuteten darauf, daß dieses Schloß mit Absicht als Magnatensitz eingerichtet war. Der Pächter aber, Herr Wahl, der mit seiner zahlreichen Familie in den unteren Räumen hauste, war nicht der Mann

dazu, diese Schätze zu benutzen. Er wurde bei dieser Pacht um so leichter zum reichen Mann, als er eine verhältnißmäßig geringe Rente zahlte, — im übrigen aber war er weder sehr erleuchtet noch sehr gebildet.

Auf dem Wege zum Schloß Oberpalen, den ich häufig zurückzulegen hatte, lernte ich eine andere höchst seltsame Gesellschaft kennen. Ich konnte die sechs Meilen nach Oberpalen nicht in einem Futter zurücklegen, und mußte auf dem dazwischenliegenden Gute Banten auf den Hin- und Herfahrten Mittags-Station machen. Hier lebte eine nahe Verwandte meines Stiefvaters, die man einem nicht zur einheimischen Adelsgenossenschaft gehörigen, ehemaligen Kürassier-Offizier B. v. B. verheirathet hatte, um sie auf solche Weise in halbauskömmlicher, wenn auch nicht gerade standesgemäßer Art zu versorgen. Cousine B. v. B. war im Laufe der Jahre Mutter einer nicht eben besonders anziehenden Tochter Dorchen geworden, und diese sollte verheirathet werden. Napoleons Sturz hatte dieser Jungfrau einen Freier eigenthümlicher Art verschafft. Mit dem ersten russischen Karabinier-Regiment war ein Offizier in's Land gekommen, — ein abgelebter Fähnrich von vierzig Jahren, dem mehrere Zähne und noch mehr Haare fehlten. Dieser Herr gab sich für einen hannöverschen Edelmann, nannte sich Herr von Erschel, ein Name der glaube ich dem Reichsherold unbekannt war. Er hatte in seiner Weise merkwürdige Schicksale erlebt, d. h. er hatte, wie er wenigstens erzählte, erst in der hannöverschen Armee, dann in der englisch-deutschen Legion, endlich unter den Fahnen Dänemarks gedient, — möglicherweise auch bei ein paar anderen Armeeen. — Weiter als bis zum Fähnrich hatte ihn sein wechselvolles Schicksal nirgend gebracht. Mein Stiefvater meinte, er wäre der allerpassendste Adjutant für den Herzog von Wellington gewesen, ein europäischer Fähnrich bei einem europäischen Feldmarschall. Als er um Dorchens Hand warb, waren die Eltern ganz außer sich vor Erstaunen. Der Vater wollte die Heirath durchaus nicht zugeben. Meine Mutter dagegen war sehr entschieden und lebhaft dafür. Sie sagte: daß Dorchen nun einmal heirathen wolle, sei nicht zu bezweifeln, — dieser Herr von Erschel sei doch wenigstens ein anständiger Mann. — Die Sache

war dann auch zu Stande gekommen, wie gesagt. Dorchen und Erschel waren ein Paar, und die Eltern befanden sich nicht schlimmer dabei. Aus dem hoffnungslosen Dasein eines Fähnrichs erlöst, zeigte sich Erschel als harmloser Mann, mit dem man leben konnte. Zwar war er nicht ganz so ökonomisch als der alte B. v. B. wohl gewünscht hätte, denn er wollte zuweilen neue Stiefel haben, wenn der alte Herr meinte, die alten könnten noch gebessert werden; dagegen aber herrschte weniger Langeweile im Hause. Man war nun zu vieren, und konnte Abends Boston spielen, wobei es immer eifrig und lebhaft zuging. Sie spielten natürlich um nichts, stritten aber lebhaft über die gemachten Fehler, die sie einander zur Last legten.

Nur Eines konnte Erschel nicht lassen, auch als er mit Dorchen vermählt, und sein Zweck mithin erreicht war, als es demnach keinen Zweck mehr hatte. Er sprach von einem großen Vermögen, das er eigentlich in Hannover besitze, von dem er aber niemals etwas bekam. Es war nach seiner Darstellung in eine vormundschaftliche Verwirrung gerathen, die nie ein Ende nahm. Noch seltsamer nahm sich aus, daß er sich von einem angeblichen Freunde wunderliche Briefe schreiben ließ, die er natürlich selber anfertigte.

Dieser Freund machte ihm namentlich sehr ernste Vorwürfe darüber, daß er nicht die reizende junge Fürstin Sapieha geheirathet habe. Es war auch in der That befremdend, daß er Dorchen vorgezogen hatte. Erschel las diese Briefe vor, und versank dann in tiefes Sinnen. Die Voraussetzung, daß irgend jemand dergleichen glauben könnte, schien mir etwas kühn. Wie viel der alte B. v. B. davon geglaubt haben könnte, weiß ich nicht zu sagen. Er schwieg darüber. Im übrigen wurde viel darüber gelacht.

Ich verbrachte nun öfter mehrere Stunden in diesem Hause, wo ich mit Wohlwollen aufgenommen wurde und machte die Erfahrung, daß die Leute weit weniger langweilig waren, wenn man mit ihnen allein war, als in Gesellschaft. Es giebt eigentlich wenige Menschen, mit denen man nicht über irgend etwas sprechen könnte, wenn man mit ihnen allein ist. Nur wo unbedeutende Menschen sich massenhaft zusammenfinden und eine Gesellschaft bilden wollen, kann die Sache vollkommen unerträglich werden. Mit der Tante

war freilich wenig anzufangen, und mit Dorchen gar nichts; es kamen mitunter Wunderlichkeiten bei ihnen vor. Mit B. v. B. aber und mit Erschel konnte man über die Verhältnisse des Landes, über Landwirthschaft und frühere Erlebnisse sprechen. Ich kann nicht sagen, daß mir eine andere als eine ganz leidliche, fast angenehme Erinnerung von den Abenden, die ich dort allein mit den vier Insassen des Hauses verlebt habe, geblieben ist.

In solchen Hin- und Herreisen, gewissenhafter Befolgung ärztlicher Vorschriften, Pflege meiner selbst und leichter, fast spielender Beschäftigung gewann ich allmählich meine Gesundheit wieder, und fand mich zugleich der Kindheit entwachsen, in eine ernstere Lebensperiode eingetreten.

Studien- und Wanderzeit.

Zwischen den vorstehend wiedergegebenen Blättern aus der Kindheitsgeschichte Bernhardis und den in seinem Nachlaß gefundenen Tagebüchern liegt ein nahezu drei Jahrzehnte umfassender Zeitraum, über welchen zusammenhängende und ausführliche Berichte nicht vorhanden sind. Die Stelle derselben vertreten Briefschaften und gelegentliche Notizen, die dem Hauptinhalt nach intimer Natur sind, indessen eine Anzahl Daten umfassen, die zum einen Theil als Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Verfassers, zum andern Theil ihrer Beziehung zu bedeutenden Menschen wegen einiges Interesse in Anspruch nehmen.

Trotz der vieljährigen Dauer seines Aufenthalts in Estland und trotz des Umstandes, daß der Knabe und Jüngling die bestimmenden Eindrücke in diesem Lande empfangen hatte, fühlte Bernhardi sich bereits während dieser Periode seiner vielbewegten Existenz so ausgesprochen als Deutscher und Preuße, daß die Sehnsucht nach dem Geburtslande ihn nie verließ, und daß er aus diesem Grunde jede Gelegenheit wahrnahm, um mit den in Deutschland lebenden Verwandten seiner Mutter in Verbindung zu bleiben. In dem Nachlaß des Lieblingsbruders der Frau von Knorring, des Bildhauers Friedrich Tieck hat sich eine Anzahl an diesen gerichteter Briefe des Neffen gefunden, die für die geistige Frühreife und für die auf die Kriegswissenschaft gerichteten Neigungen des Sechzehnjährigen so bezeichnend sind, daß ihrer ausführliche Erwähnung geschehen darf. In einem Briefe aus dem Jahre 1818 heißt es u. A. wie folgt:

„Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich mich nach meinem lieben deutschen Vaterlande hinsehne! Weit und breit im Lande sind Krusensterns die einzigen Leute, bei denen ich gern bin, — aber auch sehr gern . . . Was meine Studien anlangt, die kann ich jetzt

nicht so betreiben, wie ich gern möchte, weil mir mancherlei Geschäfte aufgetragen sind. Komme ich aber nach Deutschland, was doch künftiges Jahr gewiß geschehen wird, dann soll es recht mit neuem Eifer anfangen. Leider habe ich bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, Griechisch zu treiben, mit dem Latein aber bin ich jetzt so weit gekommen, daß ich den Sallust und Livius lesen kann. — Du äußerst in Deinem letzten Brief Zweifel, ob ich im Stande sei den Macchiavell zu lesen, und bietest mir Deine Hilfe an. Ich hoffe aber, Du wirst sehen, daß ich ihn ohne Beistand lesen kann, da ich den Dante ohne anderer Leute Zuthun gelesen habe. Jetzt lese ich den Ariost, der mir, wie das natürlich ist, sehr gefällt. Aber Nestor im Zerbino hat ganz recht, daß er ein verflucht unmoralischer Bursche ist. Englisch kann ich auch lesen, aber nur langsam und mit Bedacht, auch möchte ich meine Aussprache nicht hören lassen. Ich werde aber ein Mal unsern Freund Latrobe, der geborener Engländer ist, bitten, irgend Etwas mit mir zu lesen und dann wird es schon gehen. Die Götter haben mich mit der Gabe beschenkt, daß ich auch bei trockenen Studien die Geduld nicht verliere."

Aus einem späteren Brief:

„Wie unendlich ich mich darauf gefreut habe Dich in diesem Sommer wiederzusehen, — und abermals war diese Freude umsonst, und abermals ist das Wiedersehen auf ein Jahr aufgeschoben .... Meine Studien treibe ich wieder eifrig fort, das ist aber auch das einzige Vergnügen, das ich habe. Ordentlich zuwider ist es mir, wenn ich in Gesellschaft muß, zwei oder drei Häuser, als z. B. Krusensterns, ausgenommen. Es wird einem auch ganz kläglich zu Muthe bei den hiesigen Gesellschaften, die Herren sprechen über die Landwirthschaft, zuweilen aber von Politik und Krieg. Das ist aber gerade das Unausstehlichste und kommt oft so verkehrt zum Vorschein, daß man sich schämen muß. Eine ganz eigenthümliche Gesellschaft, mit der man aber nur selten in Berührung kommt, sind die jungen Mädchen unter zwanzig Jahren. Aber auch bei diesen ist kein Trost zu holen, denn sie sind so schrecklich blöde, daß sie immer bis in die Fingerspitzen roth werden, wenn man sie anredet, und nur mit Mühe und Noth antworten sie „Ja" und „Nein" .... Wir

haben hier einige Cousinen, die recht hübsch und dabei Hofdamen sind, und die Dich für nichts mehr und nichts weniger als den berühmten van Dyk halten und behaupten, in der St. Petersburger Eremitage viele Sachen von Dir gesehen zu haben. Sie lassen sich auch von meiner Mutter nicht belehren, und werden ordentlich empfindlich, wenn man ihnen nicht glaubt. Dergleichen kleine Verwechselungen kommen hier bei den Gebildeten sehr häufig vor."

d. d. 3. November 1819.

„In meinem letzten Brief habe ich Dich um die Berliner militärische Wochenschrift gebeten. Ich glaube, Du wirst es mir nicht übel nehmen, wenn ich Dich wieder um einige militärische Schriften bitte. 1. Alles, was bis jetzt von der in Wien herauskommenden militärischen Monatsschrift erschienen ist. 2. Neue Bellona oder Beiträge zur Kriegskunst und Kriegswissenschaft, bearbeitet von einer Gesellschaft von Officiers und herausgegeben von Porbeck, 40 Stücke in 10 Bänden, Leipzig 1801 bis 1806. 3. Geschichte der vier ersten Feldzüge des französischen Revolutionskrieges von einem deutschen Officier. 4. Endlich die bei Pankuck in Paris erschienenen „Victoires des Français depuis 1792 jusqu'en 1815"."

Aus einem spätern Brief:

„Meine militärischen Studien mache ich jetzt nach älteren Werken von Ruf und Werth als Feuquières, Puiségur, Santa Cruz u. s. w., um dann mit der Wissenschaft gleichsam selbst fortzuschreiten. Neulich las ich einen Auszug aus einem Werk über die Kriegskunst, von Alberto Cignola, welches im Jahre 1583 in Venedig erschienen ist. Da sind so ungeheure Dummheiten, daß es ordentlich hübsch ist. Nachdem er — zum Nachweis, daß auch im schlechtesten Buche immer etwas Gutes steht — manches Gute über die Schwierigkeit des Manövrierens in verschiedenen Gegenden und über die Nothwendigkeit in allen Arten von Terrain zu üben gesagt hat, lehrt er — ohne Ursachen anzugeben — die Soldaten in Gestalt von Windmühlen, Schlangen, Schnecken u. s. w. aufzustellen. Allen diesen Aufstellungen aber zieht er diejenige in Form einer Lilie vor. Die angeführten Gründe sind: 1. Daß die Lilie eine sehr schöne Blume ist; 2. Weil sie gut riecht; 3. Weil Jedermann sie liebt und gern hat; 4. Weil das hohe

Haus, dem der Verfasser besonders gewogen ist, sie im Wappen führt. — Wenn man die Abgeschmacktheit so in's Große treibt, verdient auch das Verehrung. Uebrigens hoffe ich in Deutschland meine Studien eifriger fortzusetzen und von Dir das Zeichnen zu lernen, wovon ich bis jetzt noch gar nichts verstehe, — militärische Zeichnungen ausgenommen, die als Zeichnungen aber so gut wie keine sind."

Im Sommer 1820 war der Termin für die ersehnte Reise endlich eingetreten. Es scheint fast, als ob der am 1. Juni 1820 in Berlin erfolgte Tod August Ferdinand Bernhardis, des Vaters, den unmittelbaren Anstoß zu derselben gegeben habe. Gegen Ende August brach die Familie auf. Unter dem 27. dieses Monats des Jahres 1860 findet sich in Bernhardis Tagebuch die Notiz: „Heute vor vierzig Jahren brach ich auf, vollkommen heimathlos, zur Universität." Man legte die weite Reise im eignen Wagen und mit eignen Pferden zurück, indem man den Weg durch Livland, Kurland, Litthauen und Polen nahm. Am 20. September meldete Frau Sophie dem Bruder in Berlin aus Warschau: „Wir werden morgen von hier abreisen, in sieben Tagen in Breslau sein, dort einen Tag bleiben und dann in vier Tagen in Dresden eintreffen. Ich bitte Dich herzlich, sobald Du diesen Brief empfängst, nach Dresden zu reisen, damit ich Dich dort treffe. Da wir mit unseren neun Pferden nicht lange im Wirthshause bleiben können, so hast Du wohl die Güte uns ein Quartier im goldnen Engel zu bestellen." Von Dresden ging es durch Thüringen und Franken nach Heidelberg, wo Bernhardi als Student immatriculirt wurde und die nächsten drei Jahre seines Lebens verbrachte, während die Eltern bald wieder nach Estland zurückkehrten, wo Herrn von Knorring noch im Jahre 1820 das ansehnliche Familiengut Erwitha zugefallen war. Wäre es nach Bernhardis Wunsche und nicht nach demjenigen der Eltern gegangen, so hätte der eifrige Jünger der Kriegswissenschaften statt der wissenschaftlichen die militärische Laufbahn ergriffen und in einem preußischen Regimente Dienste genommen. Die Klage „Warum bin ich nicht im Jahre 1820 preußischer Lieutenant geworden" kehrt bis zum Ausgang der 50er Jahre in Bernhardis

Tagebüchern regelmäßig wieder und beweist, wie vollständig er sich seines wahren Berufes bewußt gewesen. Daß er denselben nicht ergriffen, lag an mehreren Umständen: durch den Tod des Vaters war der Sohn vollständig auf die Familie des Stiefvaters angewiesen worden. Herr von Korring, der den Sohn seiner Frau aufrichtig liebte und seine Absicht, ihn an Kindesstatt anzunehmen, nur wegen entgegenstehender gesetzlicher Hindernisse nach langen Bemühungen aufgeben mußte, wünschte das academische Studium, an welches sich der Eintritt in russische diplomatische Dienste und eine spätere Niederlassung in Estland schließen sollten. Seit frühester Kindheit der Heimath entrückt sah der junge Theodor sich als russischen Unterthanen an, galt für einen solchen und wurde erst in viel späterer Zeit über die der Adoption entgegenstehenden Hindernisse aufgeklärt. Die von dem leiblichen Vater eingesetzten Vormünder (einer derselben war der Dichter des „Zauberrings" und des „Thiodulf" Baron de la Motte Fouqué) scheinen auch ihrerseits dafür gestimmt zu haben, daß ihr Mündel den vom Stiefvater entworfenen Lebensplan befolge. Wie schwer es Bernhardi geworden, von seinem Lieblingswunsche Abschied zu nehmen, geht u. A. daraus hervor, daß er noch während der Heidelberger Studienzeit daran dachte, mit Hülfe eines hochgestellten Freundes deutscher Offizier zu werden. In einem an Friedrich Tieck gerichteten, anscheinend im Jahre 1822 geschriebenen Briefe berichtet der Heidelberger Student von Verhandlungen über seinen eventuellen Eintritt in die hessen-darmstädtische Armee, der ihm von dem Prinzen Emil von Hessen-Darmstadt vorgeschlagen worden, — Plänen die sich in der Folge indessen nicht verwirklichten und wegen der ungünstigen Avancementsverhältnisse und des unliebsamen Aufsehens, welches die Sache in den engen hessischen Verhältnissen zu erregen drohte, auch wenig verlockend erschienen. So behielt es bei dem academischen Studium sein Bewenden, zumal Bernhardi sich alsbald in dasselbe vertiefte und an der neuen Umgebung und den durch dieselbe gebotenen Anregungen außerordentlich viel Geschmack fand. „Es ist mir" — so heißt es in einem der ersten aus Heidelberg datirten Briefe — „so zu Muthe, als ob ich immer hier gelebt hätte. Den Wunsch, lange

hier zu bleiben, muß jeder Mensch hegen, der in dieser wunderherrlichen Natur lebt. Es ist schade, daß man die süße Gewohnheit des Daseins nur ein Menschenalter beibehalten kann — wäre es doch möglich, sie durch drei oder vier fortzusetzen." Das eigentliche Studentenleben scheint dem früh gereiften jungen Mann weniger Befriedigung geboten zu haben, als die Freude am Studium und an dem Verkehr mit den bedeutenden Menschen, die dem Umgangskreise seiner zeitweilig in Heidelberg lebenden Eltern angehörten. Ueber einige dieser Beziehungen giebt die nachstehende, im ersten Bande der Geschichte Rußlands abgedruckte Notiz bemerkenswerthe Auskunft.

„Einer kleinen Scene mag hier erwähnt werden, die sich in den zwanziger Jahren im Schloßgarten zu Hernsheim, dem alten Lehen der „Kämmerer von Worms, genannt Dalberg" zugetragen hat. Die schöne Herzogin von Dino erging sich mit der Frau vom Hause in Jugenderinnerungen an den glänzenden Napoleonischen Hof. Plötzlich rief Dalberg (der erste deutsche Reichsritter und zur Zeit Mitglied der liberalen Opposition in Frankreich) im Tone innigsten Bedauerns aus: „Ah, si cet homme n'avait pas entrepris cette malheureuse expédition de Russie, il pourrait régner encore." Man stimmte ein und es entstand eine Art von Wehklagen darüber, daß cet homme (der inzwischen gestorben war) nicht mehr regiere. Hans von Gagern und der Frankfurter Magnat Moritz von Bethmann waren dabei und widersprachen nicht. Nur ein neunzehnjähriger Heidelberger Student, der auch zugegen war, stellte im Stillen Betrachtungen darüber an, was es mit dem Liberalismus vielseitiger Staatsmänner mitunter für eine eigenthümliche Bewandtniß habe."

In die Kreise der Dalberg und Genossen war der „Heidelberger Student" durch die Großherzogin Stephanie (Nichte der Kaiserin Josephine) eingeführt worden, die zu den Gönnern seiner Eltern gehörte. Für die Aufmerksamkeit und Schärfe, mit welchen der „Neunzehnjährige" zu beobachten verstand, liegen in seinen Schriften, insbesondere in den Aufsätzen über den französischen Adel und in gelegentlichen Bemerkungen über den ehemals reichsunmittelbaren Adel, „der sich in seiner Mediatisirung sehr unbehaglich fühlte, — an dem, was in Wien

und in Frankreich vorging, lebhaften Antheil nahm, an den Zuständen Süddeutschlands dagegen nur um der eignen Unzufriedenheit Ausdruck zu geben, und der dem nördlichen Deutschland vollkommen fremd gegenüberstand" — aber noch andere beredte Zeugnisse vor. Die um die Großherzogin gruppirte Gesellschaft setzte sich vornehmlich aus französischen und ehemals reichsfürstlichen Elementen zusammen und mochte dem jungen Beobachter um so merkwürdiger erscheinen, als derselbe (vielleicht weil er in größeren Verhältnissen emporgekommen war) schon frühe die Kleinstaaterei als Hauptursache der deutschen Misère und als Verzerrung alles wirklichen staatlichen und nationalen Lebens erkannt hatte. Auch in das Wesen des französischen Legitimismus scheint der Verfasser der Abhandlung über das „Verhältniß des französischen Adels zur Revolution und zur Fusion" bereits als Jüngling lehrreiche Einblicke gethan zu haben. Die nachstehende, im zweiten Bande seines Hauptwerkes abgedruckte Schilderung eines Auftritts, der sich „unmittelbar vor der Eröffnung des Kongresses zu Verona (1822) und der Weinlese im Rheingau" auf dem Schlosse einer Gräfin zutrug, welche ihrer Zeit die Geliebte des letzten Kurfürsten von Mainz gewesen „und seither sehr fromm geworden war", hat den Verfasser (der seine Ferien ziemlich regelmäßig auf Fahrten durch den Rheingau zubrachte und über zahlreiche Empfehlungen zu verfügen hatte) offenbar zum Zeugen gehabt:

„Da die Gräfin aus früheren Zeiten selbst in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit vielerlei Verbindungen mit der großen Welt behalten hatte, war sie in mancher Beziehung sehr gut orientirt. U. A. wußte sie sehr genau Auskunft darüber zu geben, wie es nach vielfachen Bemühungen gelungen sei, dem Könige Ludwig XVIII. 'die Augen zu öffnen', und nicht nur zu seiner Zeit den bösen Decazes, sondern selbst neuerdings auch den Herzog von Richelieu und seine liberalisirende Halbheit zu beseitigen, und nun endlich die Regierung Frankreichs den rechten Händen anzuvertrauen. Sie schwärmte mit Thränen in den Augen für das enfant du miracle, den damals kleinen Herzog von Bordeaux (Chambord), und wußte es zu rühmen, mit welchem löblichen Eifer in Frankreich von Seiten der Behörden 'darauf gesehen werde', daß die Kirchen gehörig besucht würden.

Der Sonntag-Vormittag bis zur Stunde der solennen Messe war einsamer Andacht gewidmet; es durfte ihr dann Niemand gemeldet werden. Nach der Messe versammelte sich von Zeit zu Zeit eine nicht zahlreiche aber gewählte Gesellschaft von Standes- und Gesinnungsgenossen aus der Umgegend an ihrer gastlichen Tafel.

Eines Sonntags berichtete einer der Gäste über den bevorstehenden Kongreß zu Verona. Es war ein schon bejahrter Herr — **bien conservé pourtant**, der gepudertes Haar trug, ein Zöpfchen und an dem silbergrauen Frack noch immer sehr gewissenhaft die chur-mainzischen Kammerherrnknöpfe, seit wie lange Chur-Mainz auch verschollen sein mochte. Er erzählte, es sei nach Allem, was er erfahren, nunmehr gewiß, daß man gegen die Revolution in Spanien Ernst machen und sie mit Waffengewalt zu Boden werfen werde, wie das auch in Neapel geschehen sei ..... Aber, fuhr der Herr im grauen Frack fort, es sei möglich, ja wahrscheinlich, daß man die souveraine Gewalt in Spanien doch nicht wieder den Händen Ferdinands VII. anvertrauen werde. Der hohe Herr habe sich doch wirklich etwas schwach und unzuverlässig bewiesen, das könne man nicht leugnen; er habe die legitimen Interessen doch wirklich etwas leichten Kaufs preisgegeben. Da sei in dem Kreise bedeutender Staatsmänner der Gedanke erwacht, ob es nicht besser sei, seinen Bruder Don Carlos an die Stelle zu setzen; auf den könne man sich unbedingt verlassen.

'Ja damit bin ich ganz einverstanden', rief die Gräfin in gehobener Stimmung aus, in einer Art von Begeisterung, mit leuchtenden Augen und einer wahrhaft imponirenden Entschiedenheit. 'Wenn Einer nicht zu regieren versteht, — fort mit ihm.'

Die ganze Gesellschaft schien einverstanden. Hier war nun die Grenzlinie, bis zu welcher das göttliche Recht der legitimen Könige gelten sollte, mit unvergleichlicher Schärfe und Genauigkeit gezogen!"

Wichtiger als diese gelegentlichen Eindrücke waren die Studien, die der endlich in geregelte Bahnen gebrachte junge Autodidakt an der Heidelberger Hochschule trieb. Den wenig zahlreichen Briefen, die aus den Jahren 1820—1824 erhalten geblieben sind, läßt sich entnehmen, daß dieselben vornehmlich der Geschichte, dem Staatsrecht,

der Mathematik und der neueren Sprachen zugewendet waren. Mit besonderen Eifer wurden die Vorlesungen Schlossers und Creuzers (römische Antiquitäten) besucht, nebenbei körperliche Uebungen getrieben, und während der Sommer- und Herbstferien größere und kleinere Reisen unternommen, die u. A. zu Berührungen mit A. W. Schlegel, Ludwig Tieck und Goethe Gelegenheit boten. Charakteristischer Weise kam der Neffe Ludwig Tiecks bei diesem seinem berühmten Oheim sehr viel schlimmer an, als bei dem größten Deutschen seiner Zeit und bei Schlegel, obgleich dieser letztere mit Frau Sophie, der Freundin seiner Jugend, bereits seit längerer Zeit zerfallen war. In einem an Friedrich Tieck gerichteten Briefe vom 1. Sept. 1823 heißt es darüber, wie folgt:

„Den Rückweg von Franzensbad nahm ich über Teplitz, weil ich Lust hatte, den Onkel Ludwig Tieck zu sehen.

Leider habe ich das Unglück gehabt, ihm sehr zu mißfallen, und allerdings bin ich zum Theile selbst schuld daran. Wie ich es jetzt überlege, muß ich mein Betragen als unklug und unpolitisch anklagen, — nur war mir die Nothwendigkeit einer Politik zwischen Onkel und Neffe nicht eingefallen . . . Ich hatte gar keinen Plan für mein Betragen gegen ihn entworfen, um ihm von einer vortheilhaften Seite zu erscheinen. So that ich denn ziemlich unbefangen, was der Augenblick mir eingab und ich habe darauf das Unglück gehabt, ihm sehr zu mißfallen. Fast will mir es erscheinen, als habe der Onkel schon von früher ein Vorurtheil gegen mich gehabt, denn so mancherlei Reden, die er in halbem Scherze an mich richtete, deuteten darauf: 'da Du nun so sehr verzogen bist', 'da Du erzogen bist wie ein junger Lord u. s. w.' Das hätte mich aufklären sollen, auf mein Betragen Acht zu geben. Dann nahm es mich sehr Wunder, daß eigentlich gar keine Mittheilung zwischen uns stattfand, ja daß es nicht ein Mal zu einem ernsthaften Gespräch kommen wollte. Was mich in der letzten Zeit lebhaft angeregt hatte, warf er — so den Walter Scott als Lectüre — gleich so verächtlich weit weg, daß ich davon gar nicht mehr zu reden wagte. Wenn ich irgend eine Ansicht über Kunst und Leben aussprechen wollte, nahm er das Gespräch so wenig auf, daß ich nicht fortfahren konnte, da er immer nur die Hälfte

meines Satzes anhörte. Der Onkel Ludwig lebte sehr still und einsam zu Teplitz, ich dagegen fand unter den jungen Leuten eine Menge Bekannte, wurde durch sie mit hübschen jungen Damen bekannt und nahm ganz unbefangen an Bällen und Spazierfahrten Theil. So kam es denn, daß der Onkel sich am Ende 'negligirt' fand — ich fiel aus den Wolken, als ich das beim Abschied merkte. Hätte ich mir wohl je träumen lassen, daß zwischen Oheim und Neffe das Wort 'negligiren' vorkommen könne! Der Onkel hält mich für nüchtern, leer, vergnügungssüchtig und traut mir kein anderes Interesse zu, als für das nichtige Treiben der Welt. Ich kann Dir nicht sagen, in welchem Zustande der Niedergeschlagenheit ich von ihm schied ... Das Herz blutete mir. Mein größter Kummer war, ich könne wirklich so ein Lumpenkerl sein, wie der Onkel Ludwig meinte, und getröstet war ich erst, als ich mich nach mancher unglücklichen Stunde des Nachdenkens überzeugt hatte, daß dieses Urtheil die Folge unglücklicher Mißverständnisse sei. 'Du willst kein Herz haben, du verbannst alle Innigkeit' sagte er mir, und das bezog sich auf manchen Scherz, den ich mir über die sog. gebildeten Cirkel erlaubt hatte und über die Possen, die dort mit einer bequemen Art von Poesie und Gefühl getrieben werden, die man so leicht suspendiren kann, wenn sie irgend ein anderes Interesse kreuzen. Wer wirklich einen Funken des wahren Gefühls zu seinem Glück oder Unglück im Busen trägt, wird ihn still im Innern bergen und nicht unberufen Unberufenen aufschließen..... 'Freundschaft und Liebe sind Dir nichts' — ich hatte mir Späße erlaubt über das Reich der Täuschungen und über die Menschen, die darin leben, kleine Gefühle zusammenzubringen und sich dann einbilden, sie liebten sich .... 'Du hast keine Achtung vor den Gelehrten' — weil ich einmal gesagt hatte, daß das Leben des Gelehrten ein Märtyrerthum sei. Gering ist doch die Masse dessen, was die Menschen ergründet haben, gegen das Ganze der Natur und von der Masse des Wissens kann der Einzelne doch nur einen sehr kleinen Theil umfassen und um es zu ergreifen, muß er diesem einzelnen Zweige zu Liebe allem Andern entsagen, was ihn im reichen Kranze der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens anzieht. Nicht immer ist die Arbeit Genuß

. . . . . der Gelehrte bereitet mit eigener Aufopferung den Genuß Anderer vor."

Die Klage darüber „von Ludwig Tieck, der nicht nur mein Onkel, sondern in ganz Deutschland verehrt ist", als „Lumpenkerl" angesehen worden zu sein, geht noch mehrere Seiten fort und beruhigt sich erst, als der Briefsteller auf seine wenigen Tage später stattgehabte Begegnung mit Goethe kommt. „In Eger erfuhr ich, daß Goethe in Marienbad sei, — wenn ich das früher gewußt hätte, so würde ich Dich von Dresden oder Teplitz aus um ein paar Zeilen für ihn gebeten haben. So muß ich gestehen, daß ich mich einigermaßen vor ihm fürchtete. Nach seinen letzten Werken sowohl, als nach allen Beschreibungen dachte ich mir einen überaus vornehmen Minister, der alle Worte wie Orakel von sich giebt und sehr unzugänglich ist. Wie angenehm fand ich mich getäuscht! Ich brachte dem freundlichen Greise einen Gruß von Dir und ward sehr gut von ihm aufgenommen. Wenige Menschen habe ich noch getroffen, mit denen mir der Umgang so leicht geworden und mehrere Tage verlebten wir ganz miteinander. Es schmeichelte meiner edleren Eitelkeit, . . . daß er mich zuletzt recht herzlich zu sich nach Weimar einlud und ich füge hinzu, daß er mir ein milder Trost war und mich aufrichtete nach der Demüthigung, die ich dem Onkel Ludwig gegenüber empfunden hatte."

Dankbare Erinnerungen an die mit Goethe verbrachten Tage kehren an ungezählten Stellen der Bernhardischen Tagebücher aus den 50er und 60er Jahren wieder: als der längst zum gereiften Manne gewordene Reisende vom Jahre 1823 nahezu 30 Jahre später aus dem Munde Eckermanns erfuhr, daß der große Dichter seinen Namen genannt und seiner unter den Marienbader Bekanntschaften erwähnt habe, auf welche die Notiz vom 14. August 1823 (vgl. Gespräche Bd. I S. 34) sich bezieht, nahm er davon mit tiefer Rührung Act. Anlangend die — für beide Betheiligte höchst charakteristische — Ausführung über Ludwig Tieck darf gleich hier bemerkt werden, daß das Verhältniß zwischen Onkel und Neffe erst zu Anfang der 30er Jahre eine freundschaftliche Gestalt annahm. Daß Ludwig Tieck auch der eignen Schwester die Bewunderung für Walter Scott niemals

verziehen hat, geht aus Sophiens Briefen an Friedrich Tieck mit überraschender Deutlichkeit hervor und gehört unter die für den Dichter zahlreicher historischer Novellen bezeichnenden Züge.

Der Winter 1823—1824 führte den Heidelberger Studenten für einige Wochen nach Paris. Wie wenig derselbe sich durch den Glanz der damals auf dem Höhepunkt ihrer europäischen Bedeutung stehenden Weltstadt blenden ließ, geht aus den nachstehenden, abermals an Friedrich Tieck gerichteten Bemerkungen hervor (d. d. 15. Januar 1824):

„Seit einigen Tagen bin ich nun wirklich hier und fange an, mich einzugewöhnen. 'Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei' und da mag Gott ganz Recht gehabt haben. Wenn aber gar zu viele Menschen beisammen sind, das ist gewiß noch schlimmer. Wie seltsam da alle Verhältnisse bis zur Tollheit verkehrt, und die Begriffe von Familie, Freundschaft, ja selbst die geringeren von Umgang und Gesellschaft verrückt werden. Von eigentlichem Umgang und Kennenlernen kann wohl nicht die Rede sein, wo die Menschen tausendweise zusammenlaufen, sich auf die Füße treten und um Verzeihung bitten. So wenig ich immer unter solchen Verhältnissen leben möchte, so gut gefalle ich mir für den Augenblick hier, — theils weil ich die Gesellschaft selbst als Studium betrachte, theils weil ich beschäftigt bin. In der Quintessenz eines fremden Landes ist fast Alles interessant, ja manches kann man sich als ernste Beschäftigung anrechnen, wenn man sich von Zeit zu Zeit auf der Straße umhertreibt. Dann beschäftige ich mich viel mit der französischen Litteratur; den Aufzeichnungen meiner Tagebücher widme ich einige Zeit und übermorgen fangen meine englischen Stunden an ..... Das Théâtre-Français als das klassische der Franzosen ist mir relativ sehr interessant, und ich würde glauben, in der Kenntniß des Volks, seiner Kunst und Litteratur sehr fortgeschritten zu sein, wenn ich es dazu gebracht hätte, einzusehen, worin Talmas Vortrefflichkeit eigentlich liegt ... Ein höchst erbärmliches Treiben ist es, was die Franzosen Nationalität nennen und in diesem Theater entwickeln. Sie halten sich an die Worte, die groß klingen, ohne weiter zu untersuchen, ob sich auch dabei etwas denken läßt. Es braucht nur patrie,

— citoyen und besonders grandeur dans les revers zu heißen, da klatschen sie wie besessen. Mehr als einmal sind mir dabei Verse eingefallen, die zwar alt, aber schlagend witzig sind:

Le cocq français, c'est le cocq de la gloire,
Toujours chanter, c'est la grande vertu,
Il chante fort, s'il gagne la victoire!
Plus fort encore, — quand il est bien battu.

Kommen vollends mehrere solcher Trumpfkarten auf einander, da ist den Franzosen zu Muthe wie Jemand, der mehrere Ohrfeigen schnell hintereinander bekommt, sie wissen gar nicht mehr, wo ihnen der Kopf sitzt. Und was wird all' dies Volk thun, wenn es zur Sache kommt? Sie werden die Zeitungen mit Eifer lesen — weiter Nichts. Diese Ueberzeugung hat sich mir in der kurzen Zeit aufgedrängt."

Näheres über die Dauer von Bernhardis Pariser Aufenthalt hat sich nicht ermitteln lassen. Jedenfalls siedelte er schon im Jahre 1825, wesentlich aus Gründen, die die Verhältnisse seines Stiefvaters betrafen, nach Mailand über. Auch über die Beziehungen, die er in der französischen Hauptstadt anknüpfte, liegen ausführlichere Mittheilungen nicht vor. Es muß das um so lebhafter bedauert werden, als in das Jahr 1824 und wahrscheinlich in die Zeit des Pariser Aufenthalts eine Bekanntschaft gefallen ist, von welcher Bernhardi noch in späteren Jahren sprach, und die eines dauernden Gedächtnisses in der That werth war: die Bekanntschaft mit Peter Tschaadájew, — einem in Deutschland unbekannt gebliebenen Russen, der in der Litteraturgeschichte seines Vaterlandes eine wichtige Rolle gespielt hat, obgleich der bekannt gewordene Theil seiner litterarischen Thätigkeit sich auf zwei, noch dazu in französischer Sprache geschriebene Briefe beschränkte. Bernhardis Beziehung zu diesem um zehn Jahre älteren Manne erscheint um so merkwürdiger, als derselbe eine der seinigen entgegengesetzte Richtung verfolgte und außerdem für anspruchsvoll und schwer nahbar galt. Person und Sache sind eigenthümlich genug beschaffen, um eingehendere Erörterung zu verdienen.

Peter Tschaadájew gehörte der Generation vornehmer

Russen an, die während der liberalen Periode Alexanders empor gekommen waren und von den Erlebnissen der Jahre 1812 bis 1815 das entscheidende Gepräge ihrer Bildung und Geistesrichtung empfangen hatten. Als Sohn eines reichen altadeligen Geschlechts im Jahre 1793 geboren, von französischen und englischen Hofmeistern zum Europäer erzogen und mit einer Bildung ausgerüstet, die idealistische Neigungen direct begünstigte, war er im Jahre 1811 in ein St. Petersburger Garderegiment getreten, das für das gebildetste und strebsamste der Residenz galt, und in welchem „Prügeln und Schimpfen der Soldaten für ebenso gemein galten wie Schnapstrinken und Tabakrauchen". Mit dieser Truppe war Tschaadājew nach Deutschland (wo derselbe bei Kulm mit höchster Auszeichnung focht) und dann nach Frankreich gezogen. Den Einfluß, den der mehrjährige Aufenthalt in den Garnisonen dieses Landes auf die besseren Elemente des russischen Officiercorps übte, hat im russischen Leben Epoche gemacht und einem Genossen dieser Zeit die nachstehende begeisterte Schilderung eingegeben.*) „Inmitten von Verhältnissen, die das Gepräge höherer Civilisation trugen, unter dem Einfluß eines milden Himmels, sanfterer Sitten und humanerer Lebensanschauungen gewannen die jungen Officiere neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der heimischen Zustände. Ihnen, die den größten Theil des Lebens in der Einförmigkeit entfernter Provinzialstädte oder im bacchantischen Taumel der Feste St. Petersburgs verbracht hatten, ging am blühenden Strande der Loire eine neue, schönere Welt auf, deren Zauber sie sich mit Entzücken hingaben ... Die politischen Parteikämpfe, welche Frankreich erfüllten, fanden an den jungen Fremdlingen aufmerksame und gelehrige Zuschauer. Die strebsamen Elemente der russischen Garde sogen die Ideen von Bürgerthum, Freiheit und Verfassungsrecht mit Begeisterung ein und vertieften sich mit Leidenschaft und Bewunderung in das Leben des Volkes, zu dessen Bekämpfung sie aus dem fernen Osten herangezogen waren. In mehr als einer Brust lebte der Gedanke, ob denn nicht möglich sein werde, die ferne Heimath gleicher Wohlthaten theilhaft zu machen

*) Memoiren eines russischen Dekabristen. Leipzig, S. Hirzel, 1869.

und . . . Frankreich nach Rußland zu importiren." Aehnlich lautet Alexander Herzens Urtheil über die Generation, die an den Kämpfen der Freiheitskriege Theil genommen hatte. „Nachdem sie die Brust muthig feindlichen Kugeln ausgesetzt hatten, hörten diese Leute auf, knechtisch und unterwürfig zu sein. Es war kein Spaß, bei Eylau und Borodino gewesen zu sein, Paris in Moskau und Moskau in Paris gesehen zu haben . . . . Nach der Bluttaufe von 1812 war für Rußland ein neuer Abschnitt der Entwicklung angebrochen. Nach den Aufregungen des nationalen Krieges, des glorreichen Zuges durch ganz Europa und der Einnahme von Paris war es unmöglich, sogleich wieder zu der gemeinen Ruhe des Petersburger Despotismus zurückzukehren."

Das vorstehend Gesagte mußte von einem Manne wie Tschaadájew in hervorragendem Sinne gelten. Der gebildete und geistreiche junge Aristokrat war nach Beendigung der Feldzüge als frühgereifter, mit den wichtigsten Fragen der Zeit beschäftigter Mann nach Petersburg zurückgekehrt. Die vornehme Gesellschaft, welche er hier und in Moskau vorfand, war nicht mehr diejenige, die er verlassen hatte. Einem Theile derselben hatte sich die mystisch-religiöse, protestantisirende Richtung mitgetheilt, die den Kaiser Alexander und dessen nähere Freunde seit dem Jahre 1812 erfüllte, der andere Theil war unter den Einfluß des Jesuitenordens gerathen, der eben damals eine außerordentlich erfolgreiche Salonpropaganda zu entwickeln begonnen hatte. In aller Stille war eine Anzahl dem höchsten Adel angehöriger Männer und Frauen zur katholischen Kirche übergetreten, eine sehr viel größere Zahl von Personen mit dem Gedanken einer Wiedervereinigung der christlichen Kirchen vertraut gemacht worden. An diesen Sympathien der vornehmen Welt für die „große Kirche des Westens" war auch dadurch nichts geändert worden, daß der Kaiser die allzu kühn gewordenen Väter der Gesellschaft im Jahre 1816 aus Petersburg hatte ausweisen lassen. In den frondirenden Kreisen der Aristokratie blieb noch längere Zeit guter Ton, zu der Maßregel vom 20. Dec. 1815 (1. Jan. 1816) die Achsel zu zucken, und gerade diesen Kreisen schloß Tschaadájew, der vorher eifriger Freimaurer gewesen war, sich während der folgenden Jahre

an, und zwar aus doppelten Gründen: einmal, weil seine Sympathie für die Kirchengemeinschaft, welcher Mittelalter und Renaissanceperiode Europas wichtige Bildungseinflüsse zu danken gehabt, tiefer gegründet und ernster gemeint war als diejenige der von den eleganten Patres bezauberten Modehelden, und zweitens, weil sein im Jahre 1821 erfolgter Austritt aus dem Militärdienst ihn dem herrschenden System entfremdet und in den Generalschmollwinkel des russischen Adels — nach Moskau — gerückt hatte.

An die Spitze des Semenowschen Regiments (dem Tschaadájew damals nicht mehr angehörte) war auf Empfehlung des Großfürsten Michael im Jahre 1820 ein in russische Dienste getretener roher und brutaler Schweizer, Oberst Schwarz, gestellt worden, der alsbald zu Offizieren und Mannschaften seiner Truppe in ein höchst feindliches Verhältniß gerieth. Die aus Frankreich zurückgekehrten aristokratischen Herren, bei denen jeder Fluch, jedes unhöfliche Wort für einen unverzeihlichen Verstoß gegen den guten Ton galt, mußten sich eine Behandlung gefallen lassen, die allen Ueberlieferungen des „zweiten Regiments der Garde" zuwiderlief, die unglücklichen Soldaten aber wurden erbarmungslos geprügelt, nachdem jahrelang die Mannszucht unter ihnen fast ausschließlich durch Arrest- und Ehrenstrafen aufrecht erhalten worden war. Der lange verhaltene Unmuth kam zum Ausbruch, als Schwarz im October 1820 einem Soldaten, dessen Uniform Flecke zeigte, 50 Hiebe hatte ertheilen lassen: die Truppe verweigerte den Gehorsam, zog tumultuarisch aus der Kaserne und verlangte einen andern Befehlshaber, die Officiere aber, die an den Ordnungswidrigkeiten selbst keinen directen Antheil nahmen, hielten mit ihrem Urtheil über Schwarz nicht zurück und ließen durchblicken, daß sie die Sache noch aus anderm als dem rein disciplinaren Gesichtspunkte beurtheilten. Die Folge davon war, daß über das ganze Regiment ein schweres Strafgericht hereinbrach. In Abwesenheit des zu Troppau weilenden Kaisers wurden die Mannschaften nach Verbüßung harter Disciplinarstrafen in Strafcompagnien, die Officiere unter Verlust ihrer Gardevorrechte in entfernte Garnisonen gesteckt. Die Sache fand indessen sehr verschiedenartige Beurtheilungen. Während der Commandeur des Gardecorps, General Wassiltschikow,

die Partei des (übrigens vor ein Kriegsgericht gestellten) Obersten Schwarz nahm und durch Anklagen gegen die Officiere die Lässigkeit seines eigenen Verhaltens zu decken suchte, erklärte der Kriegsgouverneur Graf Miloradowitsch (ein von den Soldaten abgöttisch verehrter, wegen seines Freimuths und seiner ritterlichen Gesinnung und Tapferkeit allgemein beliebter Veteran der Freiheitskriege und besonderer Liebling des Kaisers) mit der ihm eigenthümlichen Rücksichtslosigkeit, daß der brutale Ausländer Schwarz der Hauptschuldige, Wassiltschikow aber dessen Mitschuldiger sei, daß die Soldaten in schändlicher Weise mißhandelt worden, und daß er, Miloradowitsch, den Kaiser um Begnadigung derselben bitten werde. Mit Ueberbringung der bezüglichen Berichte nach Troppau betraute Wassiltschikow seinen Adjutanten Tschaadájew, der dadurch in die schwierige Lage gerieth, entweder seinen Vorgesetzten bloßstellen oder zum Mitankläger seiner frühern Kameraden werden zu müssen.

Daß Tschaadájew sich des ihm gewordenen Auftrages durch wahrheitsgetreue Darlegung des Sachverhaltes in angemessener Weise entledigt habe, ist ohne Grund bestritten worden. Ebenso richtig ist aber, daß Tschaadájew verspätet in Troppau eintraf, daß der unliebsame Vorgang dem Kaiser bereits früher auf Grund österreichischer Gesandtschaftsberichte mitgetheilt worden war, daß Alexander das sehr übel vermerkt und Tschaadájew anfänglich einen übeln Empfang bereitet hatte. Dazu kam, daß Tschaadájews verspätetes Eintreffen in Troppau kein ganz unverschuldetes gewesen: er war Stutzer und pflegte auf seine äußere Erscheinung reichliche Zeit zu verwenden. Immerhin wurde der Zwischenfall so weit ausgeglichen, daß der Kaiser den verspäteten Boten nicht ganz ungnädig entließ: daß er demselben die gehoffte Beförderung zum Flügeladjutanten versprochen habe, ist dagegen nachweislich ein Irthum. Wassiltschikow hatte seinem Adjutanten diese Auszeichnung versprochen — mit Wassiltschikow aber zerfiel Tschaadájew unmittelbar nach seinem Wiedereintreffen in Petersburg. Daß dem so und nicht anders gewesen, und daß gekränkter Ehrgeiz (vielleicht auch Besorgnisse vor ungünstiger Beurtheilung durch die ehemaligen Kameraden) den reizbaren und Eitelkeiten keineswegs unzugänglichen Mann zur Einreichung

seines Abschieds bestimmt haben, geht aus seinen damals geschriebenen Briefen deutlich hervor.

Wann und wo Tschaadäjew mit Bernhardi bekannt geworden, läßt sich nicht mehr ermitteln. Den über Tschaadäjews Lebensgang veröffentlichten Notizen ist wenig mehr zu entnehmen, als daß er die Jahre 1821 bis 1826 „im Auslande zugebracht und während dieser Zeit Männer wie Humboldt, Cuvier, Schelling, Villemain u. s. w. kennen gelernt hatte". — Bernhardi hat nur einen, aber höchst charakteristischen Zug aus der Zeit seines Verhältnisses zu Tschaadäjew erzählt. Im Herbst des Jahres 1825 — sechs Monate vor Ausbruch der unter dem Namen „Dekabristenaufstand" bekannt gewordenen blutigen Militärrevolte gegen den Kaiser Nikolaus — erschien ein Officier des finländischen Garderegiments Oberst Mitkow bei dem inzwischen von Paris nach Mailand übergesiedelten jungen Bernhardi, um sich nach dem Aufenthalte Tschaadäjews zu erkundigen, „von dem man wisse, daß er mit Bernhardi intim befreundet sei." Bernhardi gab an, daß der Gesuchte bereits abgereist sei, und erfuhr sodann von Mitkow, daß dieser Tschaadäjew nachreisen wolle, um ihn zu sofortiger Rückkehr nach Rußland zu bestimmen. Auf die Einwendung, daß dieses Unternehmen aussichtlos sei, und daß Tschaadäjew die bestimmte Absicht ausgesprochen habe, noch zwei Jahre auf Reisen zu verbringen, gab Mitkow mit geheimnißvollem Lächeln zur Antwort: „wenn er und Nikolaus Turgenjew Herrn Tschaadäjew erst gesprochen haben würden, werde dieser keinen Anstand nehmen mit ihnen nach Rußland zu gehen." Wenige Monate später erfuhr Bernhardi aus den Zeitungen, daß Oberst Mitkow als Hauptheilnehmer des Aufstandes vom 14. (26.) December, Mitglied des „Bundes des Nordens" und „Staatsverbrecher zweiter Kategorie" zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit in Sibirien, — der „zur Zeit im Auslande weilende Staatsrath Nikolaus Turgenjew" aber in contumaciam zum Tode verurtheilt worden sei. Tschaadäjew hatte, als er im Jahre 1826 nach Rußland zurückkehrte, eine kurze Haft zu bestehen, wurde indessen auf das Vorwort des Großfürsten Constantin Pawlowitsch wieder auf freien Fuß gesetzt und ermächtigt, sich seinem Vorhaben gemäß in Moskau als Privat-

mann niederzulassen. Während des folgenden Jahrzehnts so gut wie verschollen, kam der Name Tschaadájew im Jahre 1836 plötzlich in aller Welt Mund. Ein neu begründetes Journal „Teleskop" hatte die russische Uebersetzung eines von Tschaadájew an eine Frau Panow gerichteten Briefes veröffentlicht, in welchem es u. A. wie folgt geheißen:

„Es steckt irgend etwas in unserm Blute, was jeden wahren Fortschritt unmöglich macht .... Wir (d. h. Russen) haben zum Fortschritte des menschlichen Geistes nicht das Geringste beigetragen, der menschlichen Gesellschaft keinen nützlichen oder großen Gedanken geliefert, wir haben alle uns überkommene Fortschritte zu Caricaturen verzerrt und eine Geschichte durchlebt, die lediglich eine Lücke in der menschlichen Einsicht, eine Europa ertheilte Lehre bedeutet. ... Wir gehören zu keiner der großen Familien der Menschheit, weder zum Occident, noch zum Orient, wir besitzen weder die einen, noch die anderen Traditionen. Wir scheinen gleichsam außerhalb der Zeit zu leben und die allgemeine Bildung des Menschengeschlechts hat uns nicht berührt .... Was andern Völkern längst in Fleisch und Blut übergegangen ist, lebt bei uns nur in der Theorie .... Wir leben, als wären wir Wanderer, Niemand von uns hat eine bestimmte Sphäre der Existenz — es giebt bei uns nichts Bleibendes, nichts Feststehendes, — Alles zieht an uns vorüber, ohne äußere oder innere Spuren zu hinterlassen ..... Wir sind wie uneheliche Kinder zur Welt gekommen, ohne Verbindung mit unseren Nebenmenschen. Was bei Anderen aus Instinkt oder aus Tradition geschieht, muß uns mit dem Hammer in den Kopf hineingeschlagen werden. Unser Gedächtniß reicht nur bis gestern zurück, — wir wachsen, aber wir reifen nicht, — wir rücken weiter vor, aber auf einer Linie, die nicht zum Ziele, sondern an demselben vorbeiführt .... Man könnte glauben, daß die allgemeinen Gesetze der Menschheit für uns nicht geschrieben worden seien."

Dieser Brief (der in der weiteren Folge durchsehen ließ, daß der Verfasser die Zugehörigkeit des russischen Volks zu der er-

starrten griechischen Kirche und die Absperrung derselben von der katholischen Welt unter die Ursachen der russischen Barbarei zähle) wurde durch Philipp Wigel (den Verf. des berüchtigten Pamphlets „La Russie envahie par les Allemands“) dem Metropoliten Seraphim von St. Petersburg in die Hände gespielt und von diesem zum Gegenstande einer Denunciation an den Chef der dritten Abtheilung (politischer Polizei) Grafen Benckendorff gemacht, die u. A. die nachstehenden Sätze enthält:

„Ew. Erlaucht brachten im Januar 1835 einen Willensact Sr. Majestät persönlich zu meiner Kenntniß, dahin gehend, daß ich mir in öffentlichen Druckschriften aufstoßende, dem Glauben, der Sittlichkeit und der öffentlichen Ordnung zuwiderlaufende oder schädliche Urtheile Ew. Erlaucht behufs Kenntnißgabe an Se. Majestät mittheilen sollte.

Indem ich auf dergleichen Gegenstände meine Aufmerksamkeit richtete, habe ich wahrgenommen, daß in dem 15. Hefte der in Moskau erscheinenden Zeitschrift „Teleskop“ zwei Aufsätze abgedruckt sind, in welchen alles, was uns Russen heilig ist, beschimpft, heruntergerissen, verleumdet und in einer kaum glaublichen frechen Weise mit Beleidigungen überschüttet wird, welche ebenso unsere nationale Ehre wie unsere Regierung und den von uns bekannten orthodoxen Glauben treffen. Die erste dieser Abhandlungen heißt „Philosophischer Brief“, ist nach Angabe des Herausgebers von einem unserer Landsleute französisch geschrieben und in's Russische übertragen worden und soll weiter fortgesetzt werden. Die in diesem abscheulichen Aufsatze über Rußland gefällten Urtheile sind beleidigend und in so hohem Grade falsch, unsinnig und verbrecherisch, daß ich es nicht über mich gewinnen kann, auch nur eines derselben als Beweisstück auszuschreiben. Diese Urtheile finden sich vornehmlich auf den Seiten 280, 281 u. s. w.“

Der Kaiser Nikolaus erließ auf Grund dieser Denunciation einen Befehl zu polizeilichem und gerichtlichem Vorgehen gegen Tschaadájew und dieser (der für den geistreichsten Mann Moskaus galt und unter der dortigen Aristokratie eine erhebliche Rolle spielte) wurde dem zu Folge für wahnsinnig erklärt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. — Daß Tschaadájew mit dieser — thatsächlich unwirksam gebliebenen — Strafe davon kam, erklärt sich aus der

Sichtbarkeit seiner gesellschaftlichen Stellung und aus dem Wohlwollen des Moskauer Generalgouverneurs gegen den vornehmen Ex-Gardeofficier, vornehmlich aber aus dem Umstande, daß der allmächtige „Chef der dritten Abtheilung", Graf Alexander Benckendorff, in der Stille selber katholisirenden Neigungen huldigte und bis an das Ende seines Lebens für einen mit mystischen Spielereien beschäftigten Kryptokatholiken galt. Danach liegt die Annahme nahe, der ehemalige Verehrer Franz von Baaders und der Frau von Krüdener habe sich gewisser Sympathien für die von Tschaadájew vorgetragenen Anschauungen nicht entschlagen können und an seinem Theile dazu beigetragen, das Loos eines Mannes zu mildern, der in politischer Rücksicht keinen Anstoß gegeben hatte und dessen religionsphilosophischen Standpunkt er theilte.

Nicht nur zur Verdeutlichung der Stellung, die Tschaadájew als Vorläufer der zwanzig Jahre später in Rußland herrschend gewordenen, heute schier vergessenen „westlichen Liberalen" (Sapadniki) eingenommen, — auch in Rücksicht auf den jugendlichen Bekannten des merkwürdigen Mannes ist die vorstehende Abschweifung unvermeidlich gewesen. Daß der anspruchsvolle, von seinen Landsleuten bereits damals als „Genie" angestaunte vornehme Herr den jugendlichen deutschen Studenten intimer Beziehungen würdigte und als nahen Freund behandelte, stellt der geistigen Frühreife Bernhardis ein bemerkenswerthes Zeugniß aus. Andererseits erscheint charakteristisch, daß Bernhardi trotz ausgesprochener Antipathien gegen katholische und katholisirende Tendenzen und gegen sog. geistreiches Wesen, gegen den verschwommenen russischen Liberalismus damaliger Zeit, — ja gegen alles slavische Wesen, der Bedeutung Tschaadájews gerecht zu werden und von dem Verkehr mit diesem immerhin geistreichen und originellen Denker zu vortheilen wußte. Geschärften Augen verräth die „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik" an mehr als einer Stelle, daß des Verfassers Verständniß und Kenntniß russischen Lebens aus Quellen geschöpft worden ist, die Nichtrussen unzugänglich zu sein pflegen: aus der russischen Gesellschafts-Tradition, die in mancher Rücksicht wichtiger ist, als die geschriebene Geschichte Rußlands. So weit es sich um actenmäßig festgestellte Thatsachen und um Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung handelt, dankte Bernhardi das

beste Theil seines Wissens deutsch-russischen Staatsmännern und Gelehrten, — wie Knorring, Toll, Krug, Fuß u. s. w.; Wesen und Ueberlieferung der russischen nationalen Gesellschaft mußten diesen von den Autochthonen bitter gehaßten Fremden dagegen fremd bleiben. In diese Lücke scheint die Bekanntschaft mit Tschaadájew getreten zu sein, der dem Mittelpunkte der Moskauer Fronde angehörte, zu Männern wie Puschkin und Gribojedow in naher Beziehung stand und als Sprosse eines alten Adelsgeschlechts um Dinge wußte, die vor Externen als nationale Geheimnisse gehütet wurden. Von Tschaadájew ist außerdem bekannt, daß er trotz sonstiger Abgeschlossenheit und ausgesprochener Schreibefaulheit im persönlichen Verkehr außerordentlich ausgiebig sein konnte und ein ausgezeichnetes Unterhaltungstalent besaß.

In Heidelberg hatte Bernhardi vornehmlich mit Liv-, Est- und Kurländern (namentlich mit einem aus Griechenland zurückgekehrten Philhellenen, dem späteren russischen Staatsrath Stoever) verkehrt; im Uebrigen wissen wir nur, daß verschiedene Staatsmänner und höhere Beamte (darunter der spätere österreichische Minister Graf Rechberg) zu seinen akademischen Zeitgenossen gehört hatten. Als Mailänder Freunde bezeichnete er vornehmlich einen Oesterreicher Baron Puteani, den berühmten Kunsthistoriker Schnaase und einen Engländer Charles Crosby, mit dem er bis zu dessen Tode in Briefwechsel blieb. Durch den Verkehr mit diesem Freunde erwarb er eine so vollständige Herrschaft über die englische Sprache, daß er (zu seiner eignen Verwunderung) von reisenden Engländern in der Regel für einen Landsmann gehalten wurde.

Gegen seinen Wunsch mußte Bernhardi, aus den schon angeführten Gründen, bis zum Ende des Jahres 1829 in Mailand verweilen. Er benutzte den Aufenthalt in dieser Stadt um zu einer genauen Bekanntschaft mit Sprache, Volksthum und Litteratur Italiens den Grund zu legen. Vor Allem studirte er auch Kunstgeschichte und erwarb nicht nur eine eingehende Kenntniß der geschichtlichen Entwickelung der bildenden Künste vornehmlich Italiens, sondern eignete sich auch eine Kennerschaft und ein kritisches Verständniß in Sache der Kunst an, das mit dilettantischem Urtheil nichts mehr gemein hatte.

Als er endlich nach Deutschland zurückkehrte, mußten die von

seinen Eltern früher entworfenen Pläne aufgegeben werden. Nicht nur hatten sich die Vermögens-Verhältnisse seines Stiefvaters in sehr ungünstiger Weise entwickelt, sondern auch sein eignes ihm von seinem Vater hinterlassenes Erbe, zu dem noch das Familiengut Seehausen gehörte, war — durch die Verhältnisse, in die er in Mailand verwickelt worden war — in Mitleidenschaft gezogen worden. Bernhardi beschloß in Berlin zu bleiben und die gegen seinen Willen unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. Mit seinem Onkel Friedrich Tieck zusammen bezog er eine Wohnung in der Berliner Altstadt, widmete sich ganz der Arbeit und vermied es sich in ausgedehntere gesellschaftliche Beziehungen zu verwickeln. Unter dem Einfluß Tiecks setzte er auch seine kunstgeschichtlichen und kunstkritischen Studien fort und bildete sich auch auf diesem Gebiet eine eigene und originelle Meinung. Eine geistreiche Kritik der Winckelmannschen Kunstgeschichte, die sich handschriftlich aus jener Zeit erhalten hat, legt Zeugniß für den Ernst und die Gründlichkeit dieser Studien ab und bezeichnet gewissermaßen in kunstphilosophischer Hinsicht den Abschluß der Studienjahre, wie einer anderen größeren Arbeit jener Zeit dieselbe Bedeutung bezüglich der politischen und historischen Bildung Bernhardis zugesprochen werden muß. Auf Wunsch der Eltern, die an dem Gedanken einer Laufbahn in Rußland festhielten, und angeregt durch die polnische Revolution, unternahm er hier in Berlin sein erstes größeres litterarisches Werk über die Beziehungen Rußlands zu Polen, das im Frühjahr 1834 erschien. Bernhardi erhoffte für dasselbe eine günstige Beurtheilung von allen unbefangen Denkenden, vor Allem auch in Rußland. Denn noch immer betrachtete er sich als russischen Unterthan und wurde auch in Berlin als solcher angesehen. Das Buch blieb auch wirklich, wie sich aus der gleichzeitigen Correspondenz Bernhardis ergiebt, nicht unbemerkt. Herr von Ribeaupierre, damals russischer Gesandter in Berlin, berichtete (wie sich aus einem Schreiben Bernhardis an den Admiral von Krusenstern vom 23. April 1834 ergiebt) aus eigenem Antriebe das Vortheilhafteste über das Buch nach Petersburg und schrieb sogar eigens wegen desselben an den Grafen Nesselrode, den damaligen leitenden Staatsmann Rußlands. In der „Allgemeinen preußischen Staatszeitung" ferner erschien

eine Kritik, über die der jugendliche Schriftsteller demselben väterlichen Freunde berichtete: „Der Fürst Dolgoruky reist nach Petersburg zurück, und Herr von Berg fordert mich auf diese Gelegenheit zu benützen, um Euer Excellenz das beiliegende Blatt der Staatszeitung zu übersenden; es enthält eine Recension meines Werkes. Sie ist, wie ich mit Bestimmtheit weiß, von einem Geheimrath Koppe, der, auch als Schriftsteller bekannt, im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt ist, und man versichert mir, daß sie unter dem Einfluß des Geheimraths Eichhorn*) geschrieben sei, der ebenfalls beim Ministerium des Auswärtigen angestellt ist, dort großen Einfluß übt und für einen der bedeutendsten Köpfe unter den höheren Staatsbeamten gehalten wird. Beide Herren sind mir persönlich nicht bekannt.“ Die in mancher Hinsicht interessante Kritik, die am 25. April unter den litterarischen Nachrichten der Nr. 114 der Staatszeitung erschienen ist, giebt zunächst den Titel und das Motto des Werkes, zu welchem Bernhardi den Vers des Horaz gewählt hatte „Vis consili expers mole ruit sua“ und fährt dann fort:

„Der Verfasser dieser historischen Skizze hat zweierlei zu beweisen unternommen. Erstlich die Thorheit der sogenannten Liberalen unserer Zeit, insofern sie Polens häufige Anstrengungen für die Unabhängigkeit mit einem Kampfe für bürgerliche Freiheit in ihrem Sinne zu verwechseln und eine Ausdehnung der Herrschaft liberaler Ideen und Institutionen davon zu erwarten schienen. Zweitens, daß Rußland seinen Theil von Polen mit Eroberungs-Recht besitze und dieses ein vollkommenes Recht sei wie jedes andere, besonders wenn, wie im vorliegenden Falle, die Eroberung keineswegs aus selbstsüchtiger Vergrößerung-Begierde, aus willkürlichem Mißbrauch der Stärke gegen die Schwäche hervorgegangen sei, sondern vielmehr aus wohlbefugter Selbstvertheidigung und als schließliches Resultat eines langen, nicht vom Eroberer begonnenen, gegenseitigen Vernichtungskampfes, also gleichsam ein Gottesurtheil, welches zum moralischen Rechte endlich auch die physische Uebermacht gefügt. Es

*) Eichhorn ist als Mitarbeiter Hardenbergs bekannt. Seit 1831 im preußischen auswärtigen Amt, besonders bei der Bildung des Zollvereins thätig, war er von 1840 an Minister der geistlichen Angelegenheiten und als solcher die Seele des damaligen preußischen Cabinets, das 1848 in Folge der März-Revolution abtrat.

ist begreiflich, daß zur Führung dieses doppelten Beweises der Verfasser sich veranlaßt finden mußte, auf die ältere Geschichte beider Völker zurückzugehen, und in dieser vorzugsweise seine Argumente aufzusuchen. Er verhehlt überhaupt nicht seine Vorliebe für altgeschichtliche Begründung oder Bestreitung moderner Thatsachen; er spottet über jene neueren „welche die Weltgeschichte, statt mit der Schöpfung nach 1. B. Mosis, mit Zerstörung der Bastille beginnen lassen!" Wir können diese Ansicht nur billigen; versteht sich mit Verwahrung gegen ihre Ausschweifung in ein entgegengesetztes Extrem.

Der Verfasser theilt seine Untersuchungen in zwei Abschnitte. Der erste behandelt Polens innere und äußere Geschichten vom 10. Jahrhundert bis zum Ende des 17. In einem kurzen Anhange werden dann noch einige Hauptmomente ihrer ferneren Entwickelung bis zum letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts mehr angedeutet als erörtert. Der zweite beschäftigt sich mit einem Abriß Russischer Geschichte von Rurik bis auf Peter den Großen; das Neuere wird auch hier auf wenigen Seiten, mehr reflektirend als erzählend, nachträglich abgefertigt. Der erste Abschnitt „la Pologne" ist dem Beweise gewidmet, daß Polen von jeher ein dunkles Chaos aristokratischer Feudal-Anarchie gewesen sei, unfähig einer ihm selbst oder dem übrigen Europa zum Heile gereichenden politischen Selbständigkeit; der zweite Abschnitt „la Russie" sucht vornehmlich festzustellen, daß Rußland gegen Polen von jeher im Stande gerechter Nothwehr sich befunden, in solchem Kampfe aber die nachherige Suprematie ehrlich gewonnen, und sie als vollkommen rechtsbegründet betrachtet zu sehen billigen Anspruch habe. Wir wollen unsern Lesern von des Verfassers Art und Weise dieser doppelten Beweisführung eine konzentrirte Uebersicht geben.

La Pologne. Nach flüchtigem Hinblick auf den dichten Nebel, welcher die älteste Slaven-Zeit bedeckt, finden wir (S. 1—12) eine kurze aber geistreiche Erörterung der Ursachen, welche, nachdem endlich Römisches und Byzantinisches Christenthum, in Polen unter Mieczyslas, in Rußland unter Wladimir, durch jene Nebel sich den Weg gebahnt hatte, eine ganz eigenthümlich verschiedene innere und äußere Ausbildung beider Länder vorbereiteten und be-

günstigten. Es wird gezeigt, wie in Polen die Lateinische Kirche, früher Zusammenhang mit dem Deutschen Kaiserthum, ja mit dem ganzen Römisch-christlichen Europa, und gleichzeitige Scheidung von Rußland durch das zwischenliegende bis zum 14. Jahrhundert heidnisch verbliebene Litthauen, die Feudal-Monarchie hervorriefen, während in Rußland patriarchalische Herrschaftsformen die Oberhand gewannen; wie aber jene Feudal-Monarchie, unter ganz anderen Zeiteinflüssen als diejenigen, welche sie in England zur constitutionellen Repräsentativform, in Frankreich zum Absolutismus, in Deutschland gleichsam zur Föderativ-Monarchie mit Ständischem Territorialismus allmälig ausbildeten, in Polen zur aristokratischen Monarchie ausartete, zügellos nach oben und bedrückend nach unten, gefährlich nach außen. Dies ist gleichsam der Text des ganzen Abschnittes, und dieser in seiner ganzen Ausdehnung nur ein fortlaufender Kommentar desselben, aus den zur klugen Auswahl für solchen Zweck nur allzureichlich vorhandenen historischen Thatsachen nicht ohne plastische Kunst gebildet. Schon im 11. Jahrhundert wird der Anfang solcher Entwickelung nachgewiesen an dem stürmischen, und selbst die gewonnene Kultur des Christenthums wieder in Frage stellenden Interregnum von Vertreibung des unmündigen Kasimir bis zu seiner Restauration; an der Niederlage des zweiten Boleslas unter Roms Bannstrahl: an der seinem Nachfolger Wladislas durch Klerus und Adel abgedrungenen Nachsicht gegen den rebellischen Bastard Zbigniev; an den nachherigen Kämpfen zwischen diesem und seinem Stiefbruder Boleslas III., zur Ungebühr verlängert durch Parteinahme aufrührerischer Großen. Noch schlimmer waren die fast zweihundertjährigen inneren Zerwürfnisse, welche nach dieses Boleslas Tode, und seiner Theilung des Reichs unter 4 Söhne, mit Ausschluß des fünften, über Polen hereinbrachen. Gleich Anfangs modificirte der von Wladislas II., dem ältesten Sohn, berufene Adel die Theilung durch ein hinzugefügtes Föderativ-Band, durch eine dem ältesten Bruder zugestandene Suprematie und Wiederherstellung des jüngsten in seinen eingebüßten Theilnahme-Rechten. In den darauf folgenden Unruhen, welche Wladislas Vertreibung und Boleslas IV. Ober-

herrschaft herbeiführten, fanden die mächtigen Vasallen vielfach Gelegenheit sich unentbehrlich zu machen und ihre Dienste für Concessionen zu verkaufen, und, als Boleslas starb (1173), fand sich der Grundsatz Königlichen Erbfolge-Rechts schon ohne alle Kraft. Denn nicht sein Sohn, dem der Thron danach gebührte, sondern sein Bruder Mieczyslas III. ward durch Vasallen-Willkür hinaufgesetzt; und die Thatsache der Einmischung des hohen Adels bei Wiederverleihung einer erledigten Krone wiederholte sich von jetzt an, bis sie zum regelrechten Wahlrechte ward. Mieczyslas regierte nur kurz, denn er suchte des Adels wachsende Macht zu brechen, ward aber durch dessen Empörung zur Flucht nach Schlesien genöthigt; sein Bruder Kasimir II. an seine Stelle gesetzt. Bald nach seiner Thronbesteigung finden wir den ersten regelmäßigen Reichstag zu Laneczyça versammelt (1180), aus den Bischöfen, dem hohen Adel und dem Ritterstande zusammengesetzt; zahlreiche zum Theil nützliche Gesetze wurden hier von den drei Ständen und dem Könige gemeinschaftlich unterzeichnet; von diesem Augenblicke an des Königthums faktische Abhängigkeit gegen eine constitutionelle vertauscht. Nach Kasimirs Tode (1194) dekretirte der Reichstag die Erblichkeit des Thrones; jedoch ward Kasimirs erbberechtigter Sohn Lesco erst nach langen Debatten durch Wahl anerkannt, zugleich festgesetzt, daß der König mit Vollmacht der Nation (des Adels) als ihr Stellvertreter regiere. Der minderjährige Lesco, durch Mieczyslas — den entthronten langjährigen Prätendenten — mit List und Gewalt des Thrones beraubt, sollte nach dessen Tode mittelst neuer Wahl und gegen Zugeständniß gewisser Bedingungen, Vorspiel künftiger pacta conventa, ihn wieder besteigen. Er verschmähte es zwar damals und ein Sohn des Mieczyslas trat an seine Stelle; aber im Jahre 1205 schon ward dieser wieder vertrieben und Lesco zurückgerufen. Bei seinem Tode (1227) succedirte sein minderjähriger Sohn Boleslas V. ohne Einwendung. Streitigkeiten über die Regentschaft schwächten die Königliche Macht auf deren Kosten, da jeder Prätendent sich Anhänger durch neue Concessionen zu erwerben suchte. Die lange Regierung dieses Fürsten und seiner nächsten Nachfolger war eine Kette von Unglücksfällen, bitterer innerer Zwietracht, schwacher Vertheidigung

gegen Einfälle der Barbaren. Schlesien und Pommern gingen jetzt definitiv verloren; zu Anfang des 14. Jahrhunderts war das Reich wenig größer als das heutige Polen, mehr Posen und Krakau. Im Innern blutige Fehde, tyrannische Unterdrückung; gänzlich mißlangen einige Versuche zur Bildung eines Bürgerstandes, eines geregelten Municipalwesens größerer Städte. Von Repräsentation derselben auf dem Reichstage war kaum die Rede; hingegen vermehrte sich hier Ansehn und Einfluß der kleinen Ritterschaft. Unter Kasimir des Großen übrigens glücklicher und wohlthätiger Regierung (1338—1370) wuchs ungemein die ständische Macht; das Recht der Königswahl, der Steuer-Bewilligung, der Entscheidung über Gebiets-Abtretungen, überhaupt der Gesetzgebung ward dem Reichstage verfassungsmäßig erworben. Nur durch sehr lästige Zugeständnisse erwarb Kasimir, mit welchem der Piastenstamm auf dem Throne erlosch, die Nachfolge Ludwigs von Ungarn; dieser, ein Erbrecht für seine Töchter, deren jüngste demnächst das Christenthum nach Litthauen und die Polnische Königskrone ans Geschlecht der Jagellonen brachte (1386).

Unter Wladislas, dem ersten Jagellonen, befestigte sich mehr und mehr die Prärogative der Aristokratie, theils durch die Schwäche des Königs, welcher selbst in Gegenständen der auswärtigen Politik ihr die Entscheidung einräumte, theils durch die neuen Zugeständnisse, mit welchen er des Sohnes Succession erkaufen mußte, wobei das Münzregal der Kontrolle des Reichstags unterworfen, völlige Steuerfreiheit des Adels und seine Besoldung in auswärtigen Kriegen ausgesprochen ward. Schlimmer noch gestaltete sich die Sache unter der Minderjährigkeit seines Sohnes und den Verwirrungen jener vielköpfigen vom Reichstag eingerichteten Regentschaft, über welche der Verfasser mit Recht bemerkt, daß die Geschichte fast kein Beispiel einer ähnlichen Organisation und der ihr zum Grunde gelegenen Ideen-Verwirrung aufzuweisen habe. Unter Kasimir IV. (1453) ward der Krone auch das Recht der Kriegserklärung durch den Reichstag entwunden und die Reichstägliche Repräsentation der kleinen Ritterschaft durch Landboten festgestellt; zugleich die Gewalt des Adels über seine Bauern, mit Widerruf früherer milderer Gesetze, ungemein geschärft; unter Johann

Albert (1492—1504) dem Adel, außer dem schon längst gehabten ausschließlichen Genuß aller Staats-Aemter, auch der der höheren kirchlichen Würden gesichert. Die Regierung seines Nachfolgers Alexander förderte das erste polnische Gesetzbuch zu Tage, eigentlich nur die schlecht geordnete Collection schon vorhandener Einzelnheiten, aber von unglücksschwangerer Bedeutung für Polen geworden durch die Klausel der Nothwendigkeit des „communis consensus“, woraus nachher der Unsinn des liberum veto entsprang. — Am Schlusse dieser, das Mittelalter von der neueren Geschichte scheidenden Periode, untersucht der Verfasser, ob Polens bisherige innere Entwickelung von der Art gewesen sei, um dessen Einführung und unabhängige Behauptung in Mitte des sich allmälig bildenden Europäischen Staatensystems mit günstigen Vorzeichen zu umgeben? Es kann nicht überraschen, wenn er die Frage verneint; aber auch die meisten Leser werden darin ihm unbedenklich beipflichten.

Das 16. Jahrhundert änderte wenig an diesem Zustande. Beide Sigismunde (1506—1572) waren nicht ohne gute, selbst glänzende Eigenschaften; aber ihre Kraft zersplitterte sich in vergeblichen Versuchen einiger Zurückgewinnung des schon zu tief untergrabenen Königlichen Ansehens. Dazu kamen die Händel der Reformation als neues Element innerer Zwietracht. Selbst die wichtige Incorporation des Herzogthums Litthauen steigerte mehr die königlichen Sorgen als die Königliche Macht. Neue Gefahr aber erwuchs für die letztere aus der mit Sigismund Augusts Tode eintretenden Erlöschung des Jagellonenstammes. Die Aristokratie, aller bisher noch genommenen Rücksichten auf die herrschende Dynastie und namentlich auf Litthauens durch sie wesentlich bedingten Gehorsam entbunden, befand sich jetzt im Vollbesitze der Souverainität. „Sie benutzte“, sagt der Verfasser, „diese dominirende Stellung, um die Krone zuvörderst in Masse dem für die Vortheile der Kaste Meistbietenden zu verkaufen; demnächst im Einzelnen noch über die individuellen Boten mit sich handeln zu lassen.“ Das Interregnum ward ein Zustand vollkommener Gesetzlosigkeit; es verlängerte sich durch heftigen Streit über die Frage, ob dem gewöhnlichen Reichstage oder einer Urversammlung des gesammten Adels die Wahl

gebühre. Die letztere Meinung siegte. Heinrich von Valois verdankte den vor vielen Mitbewerbern bei der Wahl erhaltenen Vorzug keineswegs größeren durch ihn für die Landespolitik zu hoffenden Vortheilen, sondern der Erwägung, daß er, Ausländer und ohne Anhang im Lande, weniger als ein anderer der aristokratischen Vormundschaft sich werde entziehen können. Für ihn unterzeichnete Monlüc die berüchtigten pacta conventa, an denen das Merkwürdigste ist, daß sie in Herabwürdigung des Königlichen Ansehens und Schmälerung des Königlichen Einkommens durch spätere in der Folge noch überboten werden konnten! Heinrichs Desertion von dem kaum bestiegenen Thron führte im Jahre 1575 schon das Interregnum zurück mit allen seinen Verwirrungen. In langen und stürmischen Wahlverhandlungen schwankte der Sieg zwischen dem Deutschen Maximilian und dem Siebenbürger Bathory. Stephan bestieg endlich den Thron, nachdem er alle Adels-Privilegien früherer Zeit und die pacta conventa seines Vorgängers beschworen, außerdem noch zu schweren pecuniären Opfern sich verstanden hatte. Nichtsdestoweniger hätte die große Persönlichkeit dieses Fürsten vielleicht vermocht, den Geschicken Polens eine andere Richtung zu geben; aber seiner kaum zehnjährigen Regierung gebrach die Zeit. „Nach seinem Tode (1586)“ — sagt der Verfasser — „hat Polen nicht mehr stillgestanden auf der Bahn, welche zum Abgrunde führte; es fiel von einer Verwirrung in die andere, und man muß nur sich wundern, daß so lange noch als unabhängiger Staat zu bestehen es fähig blieb.“ Schon die nächste Wahlversammlung (1587) glich mehr den Feldlagern mehrerer zum Bürgerkriege entflammter Parteien, als einem großen verfassungsmäßigen Nationalakt. Sigismund von Schweden erwarb endlich durch blindes Zugeständniß unerfüllbarer Versprechungen die Krone, und behauptete sie gegen Maximilian von Oesterreichs gewaffnete Einsprache durch Zamoyskis gutes Schwert. Aber seine Charakterschwäche, den Parteiungen des Inneren nicht gewachsen; seine Hingebung in jesuitischen Einfluß; seine beiden der Nation mißfälligen Vermählungen; seine Zerwürfnisse mit Schweden; wechselndes Kriegsglück; Alles dies machte eine lange Anarchie aus seiner langen Regierung, und je

länger von ihm getragen, desto ohnmächtiger und verächtlicher nur ward ein Königlicher Scepter in solcher Hand. Sein Sohn Wladislaw gelangte (1632) in Abwesenheit auswärtiger, jetzt durch den dreißigjährigen Krieg präoccupirter Thron-Kandidaten ziemlich ohne Widerspruch zur Nachfolge; doch war es nahe daran, daß Religionszwist das Wahlfeld von Wola blutig färbte. Seine Wahl-Capitulation bestätigte alle alten Adelsrechte und früheren pacta conventa mit Uebernahme neuer Lasten und Beschränkungen, z. B. des Festungsbaues aus eigenen Mitteln und der fast gänzlichen Abtretung des Münzregals. Später mußte er sogar dem Rechte entsagen, ohne Zustimmung „der Republik" auf eigene Kosten Krieg zu führen, oder auswärtige Bündnisse zu schließen. Uebrigens war seine 16-jährige Regierung zwischen theologischem Gezänke und Waffengeräusch getheilt, letzteres mehr in Bürger- als auswärtigen Kriegen. Der König starb (1648) im Augenblicke einer durch die empörten Ukraineschen Kosaken unter Bogdan Chmielnicky gegen den Kron-Feldherrn Potocky gewonnenen Hauptschlacht. Die daraus für die Republik sich ergebenden Gefahren beschleunigten die neue Königswahl. Johann Kasimir, Bruder des letzten Königs, aus Spanischem Condottiere Jesuit geworden, dann Kardinal, dann, mit Päpstlichem Dispens, König und Gemahl seiner verwittweten Schwägerin, unterzeichnete keine neue Capitulation, bestätigte aber alle früheren. Unter seiner Regierung, obgleich sie einiges politischen und Kriegsruhms, wenigstens im Anfange und gegen das Ende, nicht ganz entbehrte, erreichten dennoch die inneren Gebrechen der Polnischen Verfassung ihren Gipfelpunkt mit dem ersten unseligen Beispiel einer Auflösung des Reichstags durch Gebrauch des liberum veto; mit der darauf folgenden Sanction dieses Mißbrauchs durch authentische Interpretation der betreffenden Klausel des Alexanderschen Statuts in seinem Sinne; und mit der daraus hervorgegangenen Anmaßung eines Konföderationsrechts für die Majorität eines solchergestalt gebrochenen Reichstags. Es verdient beim Verfasser nachgelesen zu werden, was er über diesen Gegenstand sagt (S. 143—150); vorzüglich auch die daran geknüpfte Charakteristik der Polnischen Nation, d. h. des Polnischen Adels, dessen glänzenden Persönlichkeiten

er zwar Gerechtigkeit widerfahren läßt, nichtsdestoweniger aber seinen politischen Kasten-Egoismus, als wahre Quelle aller sein Vaterland überkommenen Mißgeschicke, als starren Gegensatz innerer Ordnung und Wohlfahrt, als unvermeidliche Klippe, woran später Polens Unabhängigkeit scheitern mußte, mit grellen jedoch treffenden Farben schildert. Schon unter Johann Kasimir stand eine Dismembration des Reichs durch Rußland und Schweden sehr nahe; nur die Eifersucht anderer Europäischer Mächte rettete es im Frieden von Oliva. Johann Kasimir, mit seinen sogenannten Unterthanen noch unzufriedener, als sie mit ihm, abdicirte im Jahre 1668, ward wieder Mönch und lebte von den in Gestalt reicher Pfründen bewilligten Almosen Ludwig XIV.; denn seine bei der Abdication ausbedungene Pension ward niemals ausgezahlt. — Unter blutigen Stürmen der Wahl-Versammlung des nächsten Jahres verdankte Michael I. den keineswegs von ihm begehrten Thron einem bloßen Zufalle und hatte ihn, von inneren und äußeren Verlegenheiten erdrückt, kaum zwei Jahre behauptet, als er starb. Auch seinen Nachfolger Johann Sobiesky erhob der Zufall, wiewohl diesmal unterstützt vom Verdienste. Seine pacta conventa bestätigten alle früheren, mit einigen dem Adel vortheilhaften, den Königlichen Finanzen verderblichen Zusätzen. Wie er nachher den langwierigen Kosaken-Krieg endigte, den Türken furchtbar ward, Wien aus ihren Händen rettete, all seinen auswärtigen Ruhm aber theuer bezahlen mußte im heimischen Verdrusse; wie seine Nation ihn überall im Stiche ließ und Reichstag auf Reichstag, einer stürmischer und blutiger wie der andere, sich erfolglos auflöste durch das von irgend einer elenden Intrigue hervorgerufene liberum veto; wie Sobiesky mehrmals zu abdiciren wünschte und wider seinen Willen an dieses Königthums Dornenkrone gefesselt ward, wie er endlich starb (1697), entmuthigt, lebenssatt, schlagender Beweis der Unverbesserlichkeit eines politischen Zustandes, dem selbst die glänzendsten persönlichen Eigenschaften nicht nützlich zu sein vermocht hatten; — solches wird (S. 165—174) in geistreicher Zusammendrängung sehr gut vom Verfasser erörtert; desto kürzer auf wenigen Seiten das 18. und der verstrichene Theil des 19. Jahrhunderts abgefertigt. Allerdings empfing auch bis 1791 die Pol-

nische Verfassung kaum noch eine wesentliche Modifikation und die Constitution von 1791 scheint der Verfasser geneigt als todtgebornes Kind zu übersehen; daß es aber in Polen keine Nation gab als den Adel, und daß der Geist dieses Adels zum Geiste des modernen Liberalismus den vollständigsten Gegensatz bildete, scheint eben aus der Geschichte früherer Jahrhunderte dem Verfasser hinlänglich erwiesen zu sein. Ueberhaupt vermeidet er wohl absichtlich den Boden neuerer Geschichte, über deren Thatsachen zu reden weniger in seinem Plane lag, als nothwendige Bestimmungsgründe derselben in der Vorzeit aufzusuchen.

La Russie. Dieser zweite Abschnitt ist einer historischen Beweisführung der Solidität und Moralität Russischen Eroberungs-Rechtes über Polen gewidmet. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß von den ältesten Zeiten an, in allen den langen und blutigen Fehden beider Reiche Polen stets der angreifende Theil, stets ein grausamer, hinterlistiger und schonungsloser Widersacher, ein bösartiger Förderer innerer Russischer Theilungen und Zwiste, kurz ein schlimmer Nachbar war, gegen dessen Praktiken nur der Vertilgungs-Krieg schließliche Aushülfe gewähren mochte. Es ist daher dieser Abriß Russischer Geschichten eigentlich nur ein langes Polnisches Sündenregister. Historische Verification desselben in seinen einzelnen Angaben und Posten möchte leicht weiterführen, als Ort und Raum uns zu gehen gestatten; ohne eine solche aber ein bloßer Auszug für unsere Leser unbefriedigend sein. Jedenfalls dürfen wir versichern, daß der Verfasser bei dieser Ausführung, wie in seinem ganzen Werke eine ausgebreitete historische Kenntniß, mit entschiedenem dialektischem Talent und fließendem angenehmem Vortrage, für seinen Zweck zu verarbeiten gewußt hat. Er verdient daher von allen Parteien gelesen und womöglich mit Unbefangenheit gewürdigt zu werden. Zuverlässig wird es seinem Werke, wie jeder oratio pro domo, nicht an Widersachern fehlen. Aber auch die hartnäckigsten derselben dürften ihm das Verdienst nicht absprechen, manches Neue, selbst ohne es zu nennen, aus Aelterem entwickelt und erläutert, für manchen Streit über historische Thatsachen geistreiche Argumente in die eine Wagschale geworfen — endlich selbst den bekanntesten Gegenständen neue

Ansichten mit überraschenden Beleuchtungs-Effekten nicht selten abgewonnen haben. K."

Wie aus vorstehender Kritik zu ersehen ist, war aus dem eleganten Pamphlet, das man aus Bernhardis Feder, wie seine Correspondenz ergiebt, erwartet hatte, eine ernste wissenschaftliche Studie geworden. Der Erfolg derselben entsprach jedoch wenigstens in einer Hinsicht nicht den gehegten Erwartungen. Die Gründlichkeit und sachliche Unbefangenheit der Schrift wirkte ebenso ungünstig, wie auf die deutschen Liberalen, welche Einblick in dieselbe genommen hatten, auch auf die maßgebenden russischen Staatsmänner. In einem aus diesem Grunde an seinen Stiefvater gerichteten ausführlichen Rechtfertigungs-Briefe heißt es darüber wie folgt:

„Ich hatte einen positiven und sehr wichtigen Grund auf die frühere Geschichte Polens zurückzugehen. Es ist den Liberalen nämlich gar bequem, anzunehmen, daß die Welt nur fünfzig Jahre alt sei, — fünfzig Jahre zurückzugehen, entschließen sie sich allenfalls, dann aber wird die Geschichte mit Brettern vernagelt. Wer sie weiter hinauf verfolgt, der kommt freilich in Versuchung über manche schöne und allerneueste Theorie mit Mephistopheles zu sagen: „Das ist für mich nicht eben neu, das kenn' ich schon seit hunderttausend Jahren," — der sieht, daß Vieles was für die neueste Wahrheit des Tages ausgegeben wird, weiter nichts ist, als ein schon seit Jahrtausenden abgenutzter Irrthum. So ist es auch ein beliebtes Kunststück der Liberalen, den Untergang des polnischen Reichs unabhängig von Allem, was voranging, als isolirtes Factum zu betrachten und ganz wunderbar rührende Declamationen daran zu knüpfen, was natürlich ein sehr schiefes Licht auf die ganze Geschichte wirft. Ich finde es keineswegs billig, diesen Leuten so gar leichtes Spiel zu gönnen, wie sie selbst wünschen. Ich wollte sie vielmehr in diese ältere Geschichte zurückführen, die sie mit großem Recht so sehr scheuen. Da zeigt es sich, daß die langen Händel zwischen Rußland und Polen durch höchst ungerechte Angriffe der Sarmaten ihren Anfang nahmen. Als dann später Rußland von den Tartaren überschwemmt wurde, waren die Polen weit entfernt gegen diesen Schwarm von Barbaren aufzutreten — im Gegentheil erschienen sie als Verbündete der Tataren, um

mit ihnen gemeinschaftlich das unglückliche Rußland zu verwüsten und zu berauben. Der schmählichste Theil ihrer Geschichte aber ist die Periode der falschen Demetrius, welche Polen immer von Neuem aufleben ließ, um Rußland im Innern zu zerfleischen und desto bequemer zu plündern. Daß so viele Unbillen am Ende eine Reaction hervorriefen, ist wohl sehr natürlich und man muß sich nur wundern, daß es nicht früher geschehen ist. Dann zeigt eine solche historische Untersuchung sehr klar, daß es der innere Zustand des polnischen Reichs war, der seinen Untergang herbeiführte, daß ein längeres Bestehen ganz unmöglich geworden war, und daß die sozialen Zustände, wie sie sich an der Weichsel herausgebildet hatten, dem Gedanken an eine mögliche Regeneration keinen Raum ließen." U. s. w.

In Deutschland konnte das Bernhardische Buch schon deswegen keine größere Verbreitung erlangen, weil es in französischer Sprache geschrieben ist. So hat über das weitere Geschick desselben Ausführlicheres nicht ermittelt werden können. Der erste die Geschichte Polens behandelnde Abschnitt ist offenbar der wesentlichere und bedeutendere Theil des Ganzen. Hier sehen wir ein wirklich eingehendes Verständniß für die Werdebedingungen des polnischen Staatswesens und dessen unheilvolle Entwickelung, während der zweite Abschnitt, wenn auch auf historischer Grundlage ruhend, doch einen mehr polemischen als objectiv historischen Charakter aufweist. So haben denn auch die Studien über die altpolnische Geschichte, die der Arbeit zu Grunde liegen, einen weit nachhaltigeren Einfluß auf die weitere Entwickelung Bernhardis geübt, als seine damals verfochtene Auffassung der russischen Verhältnisse: denn daß diese Jugendarbeit für die Beurtheilung des späteren Historikers von einiger Bedeutung ist, ergiebt sich schon aus den obigen Andeutungen über den Inhalt derselben. Der Auffassung, die der junge Gelehrte aus seinen damaligen eingehenden Studien über die maßgebenden Züge des polnischen Volks-Charakters und die historische Nothwendigkeit des politischen Untergangs des polnischen Staats erwarb, ist er sein ganzes Leben über treu geblieben, eben weil sie auf tiefgehender geschichtlicher Erkenntniß beruhte; durch die späteren Lebens-Aeußerungen des Polenthums hat er sie voll bestätigt gefunden.

Da die polnische Frage auch heute noch eine, wenigstens in mancher Hinsicht schwebende ist, möglicher Weise auch wieder einmal eine brennende werden könnte und immer noch geeignet erscheint sentimentale oder vom Partei-Interesse beherrschte Gemüther zu verwirren, so scheint es nicht ohne Interesse, sich das Urtheil eines so ausgezeichneten Kenners slavischer Verhältnisse, wie es Bernhardi gewesen ist, heute von Neuem zu vergegenwärtigen. Bernhardi weist zunächst in der Einleitung zu seiner „historischen Skizze" darauf hin, wie wichtig es bei allen politischen Fragen sei, sich ernstlich über das Wesen der Dinge Rechenschaft zu geben, und er kleidet diesen Hinweis in eine so verallgemeinernde Form, daß derselbe für alle Zeiten, und nicht am wenigsten für die heutige seine Bedeutung behält. Er schreibt: „Es ist für uns von wesentlicher Bedeutung uns von der Natur und den wahren Ursachen der Ereignisse Rechenschaft zu geben, die unser Erstaunen hervorgerufen haben;*) es ist das um so mehr von Wichtigkeit, als es sich hier nicht um abstracte Theorien handelt, um einen müßigen Streit, ein leeres Spiel des Geistes, dessen Entscheidung gleichgültig ist, weil sie auf das Geschick der Sterblichen keinen Einfluß übt. Falsche politische Ideen werden nur allzusehr thatsächlich verderblich, wenn sich die öffentliche Meinung ihrer bemächtigt; indem sie häufig zu Feindschaften und Irrungen Anlaß geben, beeinträchtigen sie nur allzusehr das Glück, die gesunde Entwickelung der Nationen; und oft erstreckt sich ihr verderblicher Einfluß selbst auf die kommenden Jahrhunderte und vererbt den späteren Generationen Leiden und schmerzliche Erinnerungen. Es zeigt das genugsam, wie wichtig es ist die Wahrheit zu erforschen. Wer auch nur einmal bedenkt, wie viel Blut und wie viel Thränen in Folge solcher Irrthümer vergossen werden können, der wird es sich gewiß nicht mehr erlauben, den eigenen Neigungen oder Leidenschaften Gehör zu geben, und die Dinge auf Grund jener banalen Phrasen zu entscheiden, an denen die Parteien sich erkennen lassen; er wird nur noch nüchterner Erwägung zu folgen wagen." Nachdem

*) Diese Worte beziehen sich auf die damals erst kürzlich überwundene polnische Revolution.

mit diesen Worten alle jene seichten Urtheile zurück gewiesen worden sind, mit denen Parteimänner gewohnt sind, die Augen der Masse zu blenden, geht der Verfasser zu der historischen Erörterung selbst über. Er entwickelt den Satz, daß der Charakter des Volks und die innere Entwickelung des Staatswesens sich gegenseitig bedingten und zu Grunde richteten; er zeigt, wie eigentlich schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts, zu der Zeit als das berüchtigte „liberum veto" zum ersten Mal zu praktischer Anwendung kam (1652), eine Regeneration des polnischen Volkes nicht mehr möglich war, und wie sich die Verhältnisse, die eine solche Wiedergeburt schon damals unmöglich machten, seitdem fortdauernd in ungünstigem Sinne weiter entwickelt haben.

„Man könnte," schreibt er, „von Polen sagen, daß es überhaupt kein Staat mehr war, sondern ein weitläufiger Bund unzähliger kleiner Despoten, die untereinander gegen den König und das Volk verschworen waren. Dieser ganze merkwürdige gesetzliche Zustand aber, diese verwickelte Organisation, die darauf berechnet war, daß alle Räder der Staatsmaschine sich gegenseitig zum Stillstehen bringen mußten, scheint einzig und allein erfunden zu sein, um das Bestehen einer centralen Regierung, einer regelnden Kraft unmöglich zu machen. . . . . . Die Polen waren stolz auf diese Freiheit, sie rühmten sich ihrer und erkannten die Gefahren eines solchen Zustandes nicht; und doch gehörte keine allzu große Geistesanstrengung dazu, um sich zu sagen, daß man der Geschichte nicht halt gebieten kann, und daß *die vorwärts schreitende Zeit keinem Volke gestattet zu vegetiren ohne zu handeln* . . . . Kein Staat konnte sich mehr aufrecht erhalten ohne geregelte Finanzen und eine durch Disciplin starke, stets zur Vertheidigung bereite Armee; Polen hatte weder das Eine noch das Andere; schon lange hielt es mit dem westlichen Europa nicht mehr Schritt; weder dessen Schicksale noch dessen Fortschritte hatte es getheilt; diese Disharmonie wurde von nun an ausgeprägter als je. Man muß sich wundern, daß dieses Staatswesen noch anderthalb Jahrhundert hat fortvegetiren können, daß es mehr wie einmal einer Katastrophe entging, die seine eigenen Gesetze zu einer unvermeidlichen gemacht hatten. Ja man fällt aus einem Erstaunen in das andere; denn die Möglichkeit dieses

verlängerten Fortbestehens wird noch weit merkwürdiger, wenn man den geistigen und moralischen Zustand in's Auge faßt, der sich aus einem so verrotteten Wesen ergeben hatte.

Niemanden wird es einfallen die schönen und glänzenden Eigenschaften der Polen zu leugnen. Ueber die ausgezeichnete Tapferkeit dieser kriegerischen Nation, über ihre Begeisterungsfähigkeit, über ihre Gabe, liebenswerthen Vorbildern nachzueifern, und sich alle Vorzüge anzueignen, die das Leben verschönern können, giebt es nur eine Stimme. Aber die Eigenschaften des Menschen, der zum Bürger eines mehr oder weniger entwickelten Culturstaats geworden ist, sind nicht mehr das alleinige Ergebniß natürlicher Anlage: das Jahrhundert, in dem er lebt, seine Erziehung, und das soziale System, dem er angehört, üben einen unberechenbaren Einfluß auf alle seine Fähigkeiten, und Tugenden wie Fehler sind das Ergebuiß dieses Einflusses. In Polen konnten eine fehlerhafte Verfassung und lange Perioden von Wirren und Willkür nicht günstig auf den National-Charakter eingewirkt haben. Die Polen lieben es sehr sich ihrer Vaterlandsliebe zu rühmen; in Wahrheit hat niemals irgend ein anderes Volk des Erdballs so vollständig vergessen, daß man auch Pflichten gegen das Vaterland hat, daß es gemeinschaftliche Interessen der Gesellschaft giebt, und daß diese das Recht hat das Opfer der Privat-Interessen zu fordern. Was sie Vaterlandsliebe nannten, verdiente keineswegs diesen Namen, war keineswegs ein schöner Zug ihres Charakters, und vielleicht hat nichts in so hohem Grade zu dem Untergang des Polenreichs beigetragen, als gerade diese „Vaterlandsliebe". Bescheidenheit steht dem Bürger eines in der Cultur zurückgebliebenen Staates wohl an; ihn ziert das Streben nach höherer Gesittung, und wenn er stolz sein darf auf die schönen Eigenschaften seines Volkes, *so soll er doch klar sehen in dem, was seinem Lande noch fehlt, und mit allen Kräften daran arbeiten ihm eine Zukunft zu begründen.**) . . . Der Nationalstolz der

*) Was hier von einem culturell zurückgebliebenen Staate gesagt wird, hat allgemeine Bedeutung; jedes Volk, das nur der Gegenwart lebt ohne sein zukünftiges Schicksal dabei im Auge zu behalten, untergräbt die eigene Existenz. Möchten auch die heutigen Deutschen ihre Blicke mehr auf die Zukunft richten;

Polen nun trug keineswegs den Stempel eines solchen bescheidenen und edlen Sinnes. Sie gaben weder zu, daß ihre Staatsverfassung eine absurde, noch daß ihr Land überhaupt in der Civilisation zurückgeblieben sei, sie erklärten im Gegentheil ihren Staat, so wie er war, für den ersten der Welt; seine Zukunft kümmerte sie wenig: wegen der Adelsvorrechte, die man unter dem Namen „Freiheit“ zusammen faßte, glaubte man sich berechtigt, das Bestehende mit Stolz zu betrachten, und im letzten Grunde hat gerade diese Vaterlandsliebe, mit der sie prunkten, die Polen verhindert wirklich das zu werden, was zu sein sie sich rühmten.

Jeder pochte auf seine Rechte; keiner gedachte seiner Pflichten; der Geist der Intrigue untergrub den Staat und die Gesellschaft; und namentlich deckten sich bei allen Bethätigungen öffentlichen Wirkens die wirklichen Beweggründe und Mittel niemals mit den zur Schau getragenen; die Bestechlichkeit, von der öffentlichen Meinung nicht gebrandmarkt, wurde allgemein, und die lebhafte durch die Idee der Pflicht nicht mehr gezügelte Einbildungskraft führte zu allgemeiner Sitten-Verderbniß. Die Frauen übten einen sehr bedeutenden Einfluß kraft eines Rechtes, das, vielleicht verführerischer als das der Gattin und der Mutter, jedenfalls weniger achtbar ist.

Die Polen loben sich gerne selbst, wenn man aber alle deutschen, französischen, italienischen, schwedischen u. s. w. Schriftsteller ohne jede Ausnahme nachliest, die vom 16. bis zum 18. Jahrhundert über sie geschrieben haben, so kann man sich überzeugen, daß es ihnen bis dahin nicht gelungen war, dem übrigen Europa die gleiche vortheilhafte Meinung beizubringen, die sie selbst von sich hatten. Man hielt sie für frivol, oberflächlich, unbeständig, verschwenderisch, hab-

möchten sie mehr für die politische und sittliche Ehre kommender Geschlechter arbeiten, als für die fragwürdige Erhaltung des augenblicklichen Friedens- und materiellen Wohlstandes! Menschen sterben und vergehen, Staaten und Völker dauern und müssen die Unterlassungen von heute mit dem Unglück der Zukunft bezahlen. Die politische und sittliche Kraft, zu der sich das lebende Geschlecht nicht zu erheben vermag, muß das kommende durch Ströme Blutes zurück kaufen, oder sie bleibt ewig verloren. Möchte daher der Opfermuth des deutschen Volkes nicht hinter den großen Aufgaben der Zeit zurückbleiben

gierig, zu Allem fähig, wenn es sich darum handelte Geld zu erlangen. Ihre Wahrhaftigkeit galt für einigermaßen verdächtig. Ihre nationalen Schriftsteller freilich beschuldigen die Fremden der Uebertreibung bezüglich dieses Punktes; sie behaupten, daß man die Polen oft verurtheilt hat, ohne sie zu kennen. Dennoch aber sehen auch sie sich gezwungen einen großen Theil der gerügten Fehler zuzugeben Demgegenüber nun verschanzen sie sich hinter ihrem Patriotismus. Mit der Macht dieses Wortes glauben sie jede Beschuldigung zurückweisen, mit dieser Eigenschaft glauben sie alle anderen Mängel mehr wie aufwiegen zu können. Thatsächlich aber ist es — wie wiederholt sein mag, wirklich schwer auch nur eine Spur wirklicher Vaterlandsliebe sowohl in diesen endlosen Verschwörungen als in den Intriguen des Adels wiederzufinden, der das Land mit Bürgerkriegen erfüllte, jeden Augenblick fremde Hülfe herbei rief und stets bereit war die Krone dem Meistbietenden zu verkaufen.

Der Adel hing mit übermäßiger Zähigkeit an seinen Vorrechten, seiner souverainen Macht, kurz seiner ganzen vortheilhaften Stellung, und das verlohnte sich allerdings der Mühe. Es bedurfte keiner besonderen Selbstverleugnung um solche Vortheile zu würdigen! Diese ihre eigene Ausnahmestellung nun ehrte die Aristokratie mit dem Namen Vaterland: sie hat große Opfer gebracht, um diese Stellung zu behaupten, ob aber ihre Anstrengungen selbstsüchtiger Natur waren oder von edleren Motiven getragen, darüber möge die Geschichte entscheiden. Jedes Blatt derselben wird bezeugen, daß der Adel allerdings stets bereit gewesen ist dem eignen Ehrgeiz jedes Opfer zu bringen, niemals aber für das Heil Polens auch nur das geringste seiner Vorrechte hat preisgeben wollen. Bedarf es da noch anderer Beweise?

Von der Masse des Volkes kann dabei garnicht die Rede sein; rechtlich gehörte dieselbe garnicht zur polnischen Nation und die Existenz-Bedingungen sowie die Gesetze des Königreichs hatten die niederen Klassen in einen Zustand fast völligen Stumpfsinns versetzt. Das Leben dieser Unglücklichen bestand aus einer langen Reihe von Leiden, die nur zuweilen durch Augenblicke groben Sinnentaumels unterbrochen wurden.

Die überall anders so wichtige Klasse der Industriellen fehlte in Polen ganz; die Gesetzgebung vernichtete selbst die geringsten An-

sätze einer Industrie, und die herrschende Kaste verschmähte es, für sich selbst die reichen Hülfsquellen einer solchen nutzbar zu machen. Als einige Adlige, um dem Elend zu entgehen, sich industriellen Unternehmungen zuwandten, erklärte der Reichstag sofort, daß eine solche Thätigkeit des Adels unwürdig sei, und die genannten Edelleute kehrten, um ihre Standesehre zu wahren, zurück zu ihrer früheren Existenz — als Stalljungen.

Da man jedoch täglich wenigstens der nothwendigsten Handwerker bedurfte, war man gezwungen, deren fremde in's Land zu rufen. Natürlich wollten diese das Loos der polnischen Leibeigenen nicht theilen. Statt ihnen nun aber das Indigenat zu ertheilen, sie zu einem integrirenden Theil des Volkes zu machen und sie dadurch an das neue Vaterland zu fesseln, begnügten sich die Edelleute, die sie auf ihren Gütern anstellten, damit, ihnen an Stelle politischer Rechte besondere Privilegien zu ertheilen, und dadurch die Interessen der Colonisten vorsorglich von denen der eigentlichen polnischen Nation zu trennen. Die Fremden hatten keinen gemeinsamen Mittelpunkt; jede Colonie bildete im Staat eine abgesonderte Enklave, die in Folge ihrer Schwäche jeder Art der Vergewaltigung ausgesetzt war, mit der Mächtigere sich berechtigt glaubten sie zu bedrohen. Zuweilen wurden die Privilegien der Colonisten nur auf eine gewisse Zeit gewährt, bei deren Ablauf die Einwanderer — die mittlerweile ihre Capitalien zum Bau von Werkstätten, zum Ankauf des erforderlichen Materials, oder zur Urbarmachung der unbebauten Einöden verwandt hatten — vor die Alternative gestellt wurden entweder weniger vortheilhafte Contracte abzuschließen, oder unter Einbuße ihres Erworbenen des Landes verwiesen zu werden. Ueberall wurden die Adligen es bald überdrüssig, auf ihren Besitzungen eine ihrer Willkür weniger unterworfene Bevölkerung zu dulden, und verletzten daher ohne jede Rücksichtnahme die Rechte der Colonisten. Die Aristokratie war dabei Richter und Partei zu gleicher Zeit, und die Geschichte Bogdan Chmielnickys*) zeigt zur Genüge, welches Loos

*) Ein kleiner polnischer Edelmann hatte sich den Besitz Chmielnickys einfach angeeignet; als sich dieser beschwerte, ließ man seine Familie aufheben; seine Frau wurde der Brutalität der Soldaten preis gegeben und sein Sohn öffentlich ge-

den Unglücklichen vorbehalten war, die die Kühnheit so weit trieben, sich wegen erlittenen Unrechts beschweren zu wollen. Uebrigens liefern uns auch die Annalen einer viel jüngeren Epoche werthvolle Einzelheiten über die Ausdehnung dieser Rechtsverletzungen: unmittelbar nach der Theilung des Königreichs wurden die preußischen Gerichte mit 30000 Klagen wegen verletzter Colonisten-Rechte bestürmt.

So war eine Wiedergeburt Polens unmöglich geworden. Bei dem socialen Zustande des Landes waren die zu einem solchen nothwendigen Elemente nicht vorhanden; weder das verthierte niedere Volk, noch die wenig bedeutenden Colonisten hätten den Einfluß des Adels paralysiren können, der den Rest der Nation erdrückte .... Wenn Polen mitten zwischen Nachbarn seinen Untergang gefunden hat, die schwächer waren als es, selbst auf dem Höhepunkt seiner Macht, dann hat das sicherlich nur infolge eigener Schuld geschehen können, und seine Geschichte beweist das zur Genüge .... Indem das Land sich Gesetze gab, die jede Action der Regierung und das Vorschreiten der Civilisation verhinderten, verleugnete diese schlecht organisirte Republik gewissermaßen die Principien des modernen Europa; sie konnte fortbestehen so lange dieser Mangel an Uebereinstimmung sich nicht allzusehr fühlbar machte, der Fortschritt jeder Generation aber mußte dazu beitragen denselben zu vermehren, und im Verlauf der Dinge konnte es nicht ausbleiben, daß Polen die Strafe seines langen Verschuldens ereilte. Es ist seinem Schicksal verfallen, wen darf es deswegen anklagen? .... Wenn der souveräne Adel ernstlich seinem Vaterlande eine weniger unglückliche Zukunft hätte bereiten wollen, wenn er fähig gewesen wäre sich hierfür wirkliche Opfer aufzuerlegen, so hätte er seinen Vorrechten entsagen müssen, um die Autorität der Krone zu stärken, als der einzigen Macht, die den Staat erretten konnte. Das Gegentheil ist geschehen: und daher konnte Polen ein glücklicheres Loos niemals erhoffen, so lange diese übermüthige Aristokratie berufen blieb über das Land zu herrschen."

Diese scharf gezeichnete Kritik des geschichtlichen Polenthums

---

geißelt. Er selbst wurde in jeder Weise beschimpft und mit äußerster Verachtung behandelt, bis er zu den Waffen griff und einen Kosaken-Aufstand veranlaßte.

bedurfte in der Folge weder einer Ergänzung noch einer Abwandlung, weil sie der Wahrheit entsprach.

Anders verhielt es sich mit Beurtheilung russischer Verhältnisse. Bernhardis ein Menschenalter später erschienene „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik“ bezeugt nicht nur die tiefgehende Wandlung, die sich in den Anschauungen des ehemaligen Vertheidigers Rußlands und Gegners der „Liberalen“ vollzogen hatte, sondern zugleich die Grundlosigkeit der Anklagen auf Parteilichkeit und grundsätzliche Abneigung gegen Rußland, welche der Verfasser sich vielfach hat gefallen lassen müssen. Bernhardi, der auf die deutschen Anschauungen über den russischen Staat nachhaltigeren Einfluß geübt hat, als irgend ein anderer Deutscher, und der auf Umfang und Bedrohlichkeit der russischen Gefahr bereits in Tagen weitverbreiteten Russen-Cultus und schwärmerischer Begeisterung Norddeutschlands für den Kaiser Nikolaus hingewiesen hat — Bernhardi war ursprünglich Anhänger Rußlands und des russischen Systems gewesen und — während er freilich das eigentliche russische Wesen aus eigner Anschauung noch so gut wie garnicht kannte — zufolge vieljährigen vertrauten Umgangs mit den Generalen Knorring, Krusenstern, Toll u. s. w. vielfach in die Anschauungen der damaligen deutsch-russischen Kreise gezogen worden. Ja es ist merkwürdig wahrzunehmen, wie er in diesem seinem ersten Werk sogar eine gewisse Hinneigung zur panslavistischen Idee zeigt, zu einer Zeit freilich, wo er noch nicht verlernt hatte Rußland als einen europäischen Culturstaat zu betrachten. Er weist das Entstehen des Gedankens der politischen Zusammengehörigkeit der slavischen Race schon zu früher Zeit historisch nach und giebt der Hoffnung Ausdruck, „daß die slavischen Völker anstatt sich gegenseitig zu vernichten, es lernen werden, ihre Anstrengungen zu gemeinsamem Fortschritt zu vereinigen.“ Diese Hoffnung hat er freilich später sehr bald als eine trügerische und ihre Verwirklichung als der ganzen westeuropäischen Cultur verderblich erkannt; im übrigen aber hat er den Einfluß dieser ersten Eindrücke niemals vollständig verleugnet, eine gewisse Abneigung gegen Polenthum und national-russischen Liberalismus vielmehr zu aller Zeit zu deutlichem Ausdruck gebracht. Wo in seinem Hauptwerke Auseinander-

setzungen zwischen dem russischen Volke und der herrschenden Dynastie erörtert werden, läßt der Verfasser der „Geschichte Rußlands" dem Hause Gottorp-Romanow durchaus Gerechtigkeit widerfahren, — auf die constitutionellen Velleïtäten des russischen Adels sieht er mit unverhohlener Geringschätzung herab und Zugeständnisse an das Polenthum behandelt er ein für allemal als politische Thorheiten. Wenn er nichts desto weniger auf die Seite derjenigen trat, welche Hoffnungen auf die Europäisirung Rußlands mit denjenigen auf Auffindung der Quadratur des Cirkels gleichsetzen, und wenn er in der großen Monarchie des Ostens die gefährlichste Feindin des deutschen Staatsgedankens und der europäischen Civilisation sah, so geschah das auf Grund von Studien und Beobachtungen, die zu den wichtigsten Ergebnissen seines Lebens zu zählen sind, und von denen er selbst gewußt hat, daß sie über sein Grab hinaus wirken würden. Daß diese Resultate in ausgesprochenem Gegensatze zu den Voraussetzungen standen, von denen Bernhardi bei Beginn seiner litterarischen Thätigkeit ausgegangen war, darf als redender Beleg dafür bezeichnet werden, daß der Forscher so untendenziös an's Werk gegangen ist, wie das für Menschen überhaupt möglich erscheint. — Auf diesen Punkt und auf die Opfer, welche Bernhardi seinem Wahrheitssinne brachte, wird in der Folge zurückzukommen sein: hier sollte nur bemerkt werden, daß die Anschauungen, zu denen der Mann gekommen, mit denjenigen, die dem Werdenden überkommen waren, wenig oder nichts gemein hatten.

Noch bevor Bernhardi mit seinen Plänen und Arbeiten zum Abschluß gekommen war, trat ein Ereigniß ein, das der Natur der Sache nach auf seinen Lebensgang Einfluß üben mußte. Nach längerer Krankheit verstarb seine Mutter am 30. September 1833 zu Reval. Auf Wunsch des Stiefvaters kehrte er im Sommer 1834 nach Estland zurück, um von hier nach St. Petersburg zu gehen, wo er während der folgenden Jahre seinen Wohnsitz nahm. Es beginnt mit diesem Zeitpunkt ein neuer Abschnitt seines Lebens.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.